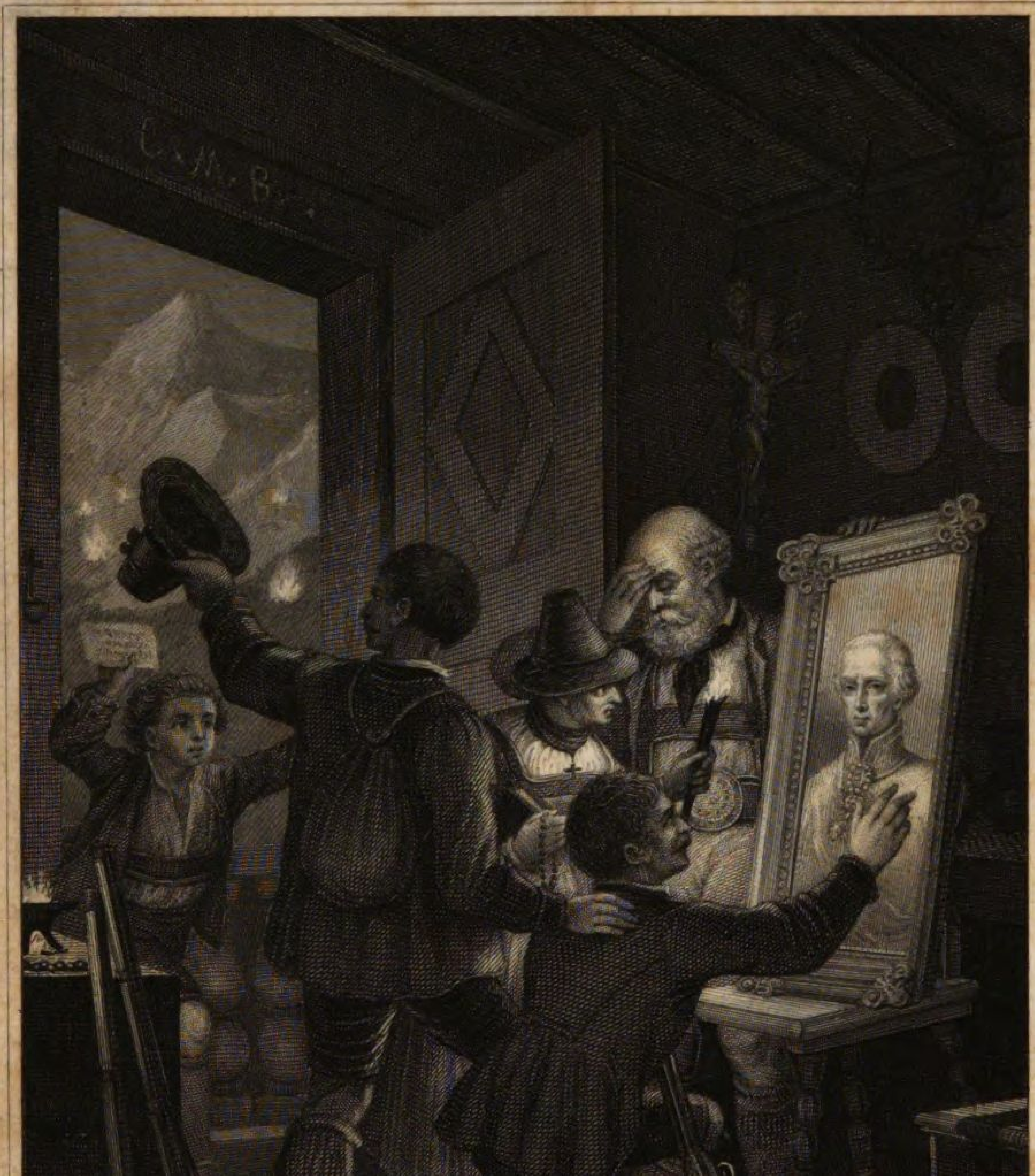


F. Rothbart gez. Stahlstich v. Carl Mayer's K.A. in Nürnberg.

Kaiser Franz I.

und die

Liebe der Tiroler zum Hause Oesterreich.

Ein patriotisches Denkmal,

umwunden mit einem Erinnerungskranze an die glückliche und wunderbare Rettung Sr. k. k. Majestät

Franz Josef I.

am 18. Februar 1853.

Oesterreichs reiferer Jugend

zur Befestigung des Gottvertrauens, der Treue und Anhänglichkeit an das Regentenhaus

gewidmet von

Eduard v. Ambach,

dem Verfasser:

„Die Kinder der Witwe.“

Mit einem Stahlstiche.

Eigenthum des Verfassers.

Wien, 1853.

Druck der Mechitharisten-Buchdruckerei,

Papier aus der Ober-Eggendorfer Maschin-Papier-Fabrik.

Einleitung.

Aus dem seit Jahrhunderten gleichförmigen Grundsatze, nur dem guten Rechte Glück und Größe zu verdanken, hat sich in Oesterreich ein unwandelbares System gebildet, durch welches diese Monarchie zu ihrem jetzigen Umfange gelangte und so viele Völker von verschiedener Nationalität, Sprache und Verfassung in sich vereinigte; es läßt sich dasselbe in die wenigen Worte zusammen fassen: Gerechtigkeit in allen Verhältnissen zum Auslande und Schutz alles zu Rechte Bestehenden. Durch die beharrliche Befolgung dieses Systems ist das Bewußtsein großartiger Redlichkeit und ein unerschütterliches Vertrauen auf den

allmächtigen Schutz Dessen dem Hause Oesterreich entstanden, Der es unter den furchtbarsten Stürmen nie aus dem Auge verlor und Der auch den Mordstreich, welchen am 18. Februar dieses Jahres ein Verruchter nach dem allgeliebten Beherrscher Oesterreichs führte, in der Art wendete, daß die Klinge nicht in das Leben des geheiligten Hauptes eindrang und nur so viel Blut floß, um den Bund der Liebe zwischen dem Herrn und seinen Unterthanen wo möglich noch fester zu knüpfen. Als kostbares Familiengut wurde dieses religiöse unerschütterliche Gottvertrauen, verbunden mit dem Bewußtsein einer unbefleckten Redlichkeit, von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt; es schuf eine niemals verzagende Zuversicht und den felsenfesten Glauben an die unvergängliche welthistorische Bestimmung des Hauses und der Monarchie Österreich.

Das Ereigniß des 18. Februars, das von so unberechenbarer Bedeutung für das Heil des Staates und der Kirche war, und in welchem gleichsam durch ein jüngstes Wunder Franz Josef I. seinen 38 Millionen Unterthanen als Vater erhalten wurde, bestimmte mich für Oesterreichs reifere Jugend ein bleibendes patriotisches Denkmal zu gründen, das dieselbe erken-

nen lassen solle, sie habe das Glück einem Herrscherhause anzugehören, das zu allen Zeiten Gott beschirmte und von dem eine Handlung gegen das Recht nie zu befürchten sei, während man hingegen den Schutz des Rechtes stets zuversichtlich erwarten könne, in welchem Sinne auch alle Staaten Europas auf Oesterreich blicken.

An dem Eingangs erwähnten den Leidenschaften gegenüber aber gar schwierig festzuhaltenden Systeme: Gerechtigkeit in allen Verhältnissen zum Auslande und Schutz alles zu Recht Bestehenden, hielt besonders der unvergeßliche Kaiser Franz, der ruhmgekrönte Großvater des jetzigen Monarchen Oesterreichs, während seiner viel bewegten Regierung, selbst unter den schwersten Prüfungen, fest. Die unermüdete Thätigkeit dieses glorreichen Fürsten als Gesetzgeber und Regent wie seine rührende würdevolle Größe als gottergebener Dulder im Unglücke stellte ihn in die Reihe der vortrefflichsten Fürsten, welche je die Zierde eines Thrones gewesen. Wie seine Vorfahren und wie alle Glieder des kaiserlichen Hauses ging er seinen Unterthanen mit dem schönsten Beispiele strenger Sittlichkeit voran und sein leutseliges Benehmen errang ihm jene Volksthümlichkeit, welche ihn mit dem herzlichen Namen: „Vater

Franz," so treffend und so wahr bezeichnete. Die zuweilen in einem Geschichtsbuche vorkommende hinterlistige Verleumdung, als sei dieser erleuchtete Fürst von seinen Ministern beherrscht gewesen, findet dadurch die schlagendste Widerlegung, weil das System, das er verfolgte und unerschütterlich befestigte, als Erbtheil von dem Hause Habsburg auf ihn überging, und weil es nach jedem Ministerwechsel sich stets gleich blieb. Dieser große Monarch war allerdings beherrscht, nicht aber von den Ansichten der Menschen, sondern von der innigsten Durchdrungenheit seiner Pflichten als Regent der österreichischen Staaten; seiner Pflichten zuerst als deutscher Kaiser und dann als Vertreter des deutschen Bundes; er war beherrscht von christlicher Frömmigkeit, die sich in allen seinen Handlungen praktisch bewährte, und von der geheimnißvollen Offenbarung im stillen Gebete, in welchem er um Erleuchtung den Herrn anrief.

Jeder, der diesen so würdigen Träger der höchsten Gewalt in der gänzlichen Abwesenheit alles Selbstprunkes knieen, beten und sein Auge zum Himmel aufschlagen sah, erkannte, von Ehrfurcht überkommen, in ihm den Herrn; er war für seine Zeit in Oesterreich die geistige Sonne,

der bewegende Verstand und Wille, von dem Alles ausging. Wie der seiner so würdige Enkel, Franz Josef I. bestieg auch er unter drohenden Gefahren in der Blüthezeit des Lebens den Thron seiner Väter; mit starker Hand ergriff er das Staatsruder, und in dem Riesenkampfe Oesterreichs gegen den französischen Kriegskoloß zeichnete ihn eherne Festigkeit im Beharren auf seinem guten Rechte vor ganz Europa aus. Das verhängnißvolle Jahr 1809, in welchem Ströme Blutes flossen, und das sich in Oesterreichs Annalen mit tiefen, unverwischlichen Schriftzügen eingrub, zeigt uns den nun in Gott ruhenden Kaiser Franz als eine edle Heldengestalt, die selbst seinen Feinden hohe Ehrfurcht einflößte; umbraust von den Stürmen jener gewaltigen Zeit und verlassen von allen seinen Verbündeten, erblicken wir ihn mit gezogenem Schwerte Napoleon, dem Unterjocher der Nationen, gegenüber; wiederholt entfaltet ist Oesterreichs Banner in Mitte verderbendrohender Gewitter, deren Blitze alle nach dem Herz des Doppeladlers zucken.

Napoleon hatte damals eine so furchtbare Macht erlangt, daß es ihm ein Leichtes war jede völkerrechtswidrige Handlung zu begehen, und daß ihm auch der böse Wille hiezu nicht fehlte, das bewies der unerhörte Mißbrauch, den

er von seinem Glücke machte, verbunden mit dem Zwange gegen Oesterreich, welches die beispiellosen Usurpationen alle sanktioniren sollte, die Napoleon in seinem thurmhohen Ehrgeize zu bezwecken gedachte.

Diese Art Vormundschaft, die sich der vom Siegesübermuth Verblendete gegen Kaiser Franz, den Biederherzigsten aller Monarchen, erlaubte, konnte und durfte dieser nicht länger dulden; tief verletzt fühlte er, was er unter solchen Umständen seiner Ehre, seinem Volke und ganz Europa schuldig sei; hochherzig zog er, auf Gott vertrauend, einen ungewissen Kampf der Schande vor und schleuderte, während es keiner der deutschen Fürsten mehr wagte gegen Napoleons Diktatur zu protestiren, dem Unersättlichen, dem nichts heilig war, den Fehdehandschuh mitten auf die Siegesbahn.

Es lenkte damals wahrhaftig die Vorsehung das Herz des Kaisers Franz, denn hätte er sich nicht erhoben, so wäre Spanien, das sich bereits mit Todesverachtung gegen den Zwingherrn schlug, gefallen, jede Wiederherstellung des Rechts als Richtschnur zwischen den Staaten verschwunden und das Befreiungsjahr **1813** würde nie als solches in der Geschichte eingetragen worden sein.

In dem blutigen Kriege, der nun entbrannte, stand Oesterreich allein gegen Frankreich, gegen den Rheinbund, gegen Italien, gegen das Herzogthum Warschau und gegen Rußland, und so gerecht auch die Sache war, für die Kaiser Franz in die Schranke trat, erhob sich für ihn doch nur ein Land, ein kleines Land — Tirol und Vorarlberg. Das naturwüchsige Volk der Tiroler, das im Friedensschlusse von Preßburg von dem Hause Habsburg losgetrennt worden war und an Baiern kam, wollte nicht länger eine fremde Hand in sein innerstes Leben eingreifen und dort an allen reizbaren und empfindlichen Stellen wühlen lassen. Der tiefste Widerwille gegen die französische Oberherrlichkeit wie gegen alles Fremde und Aufgedrungene erfüllte die Herzen dieses schlichten, religiösen Gebirgsvolkes, das jauchzend Gut und Blut für die Wiedervereinigung mit Oesterreich einsetzte, treu jenem Schwure, den es in die Hand des allverehrten Erzherzogs Johann, des Schutzherrn der Gebirge, anno 1805 ablegte, als er unter Thränen von den ihm so theuern Tirolern Abschied nahm. Tugendfest und stählern war der Muth, der Jung und Alt zur Landeswehr begeisterte, und eine in Fleisch und Blut übergegangene Liebe zum Kaiserhause gab sich während die-

ser Epoche bis zum letzten Schusse, der aus einem tirolischen Stutzen abgefeuert wurde, kund; selbst als sich, nachdem die hochherzigen Landesvertheidiger den überlegenen Feind drei Mal siegreich aus ihren Bergen geworfen, das Unglück für sie entschied, sie der Fremdherrschaft wieder übergebend, ertrug dieses Kernvolk das unabwendbare Verhängniß mit Würde; es ertrug es als ein aufrecht stehender Mann, der seinen Gegner trotzig anblickt und den die Hoffnung beseelt, Gott werde, wenn das Maaß voll sei, sich selbst in's Mittel legen.

Diese religiöse Hoffnung täuschte die wackern Tiroler nicht, und während die in den Kämpfen gefallenen Blutzeugen einer unwandelbaren Liebe und Treue zum Kaiserhause ihre Schmerzen verschliefen, ging sie endlich im Jahre 1813 in Erfüllung. Ganz Europa feierte das Fest der Erlösung von dem Uebel, den Triumph des siegenden Rechts über Napoleon. —

Da es nun wohl nie eine Zeit gegeben, in der sich mehr als in der dermaligen die Ueberzeugung aufdringen konnte, es thue noth, daß nach so gefährlichen Stürmen, wie sie jüngst noch bei uns getobt, wieder aufrichtige, warme Vaterlandsliebe, verbunden mit hehrem Gottvertrauen, in die Gemüther unserer Ju-

gend komme, auf daß die Heldengestalten der Vergangenheit nicht bloß dem Gedächtnisse und dem Verstande, sondern auch den Herzen derselben mit lebendigen Lettern eingegraben werden, so hebe ich in diesem Buche das segenreiche Wirken des Kaisers Franz und das einheitliche Bestreben eines Kernvolkes zur Schau, dessen Charaktergrundlage Religion und eine unauslöschliche Liebe zum Kaiserhause bilden.

Möge sich Oesterreichs Jugend an den Beispielen jener glaubensmuthigen patriotischen Jünglinge und Männer aufrichten und einst, wenn noch einmal Tage der Gefahr über das Haus Habsburg kommen sollten, für Franz Josef mit so aufopfernder Liebe kämpfen, wie es die Tiroler im Jahre **1809** für ihren guten „Vater Franz" gethan; möge sie stets in gleicher Weise, wenn es die Pflicht erheischt, für das Vaterland und für ihren ritterlichen Kaiser einstehen, der den Thron bestieg, als verderbendrohende Gewitterwolken über ganz Europa hingen und der böse Geist, den die Zeit plötzlich auf ihren Schwingen brachte, besonders Wien in den Grundvesten erschüttert hatte; für ihn, der im August des Jahres **1852** als ein Held neuer Art, als Eroberer der Herzen seiner Völker, aus dem Lande des Feindes heimkehrte und mit dem, wie einige

einige Monate später das vereitelte Attentat bewies, Gott in gleicher Weise ist, wie einst mit seinem erlauchten Großvater, dem Befreier Deutschlands, welchem die Stürme, die ihn umbrausten, und die Kämpfe, die er, treu dem Systeme: „Gerechtigkeit in allen Verhältnissen zum Auslande und Schutz alles zu Rechte Bestehenden,“ schlug, den Lorbeerkranz der Unsterblichkeit um die Heldenstirne wanden.

Rückblicke in die Geschichte Tirols.

Das Land Tirol, das Kaiser Maximilian I. den Schild von Oesterreich nannte und es auch mit einem rauhen Bauernkittel verglich, in dessen zahllosen Falten man sich gut erwärmen könne, hat seinen Namen von dem Schlosse „Tirol," das sich am linken Ufer der Etsch unferne von Meran erhebt. Drei Hauptgebirgszüge strecken sich von Westen nach Osten quer durch dieses Hochland hin; der mittlere, die eigentliche Wasserscheide zwischen Deutschland und Italien, geht aus der Schweiz vom St. Gotthart aus, durchschneidet das Herz Tirols und endet bei Salzburg am Großglockner; die mittägige Kalkgebirgskette, vom Ortler auslaufend, bildet die äußerste Süd-Grenze gegen Italien, durchkreuzt das ehemalige Fürstenthum Trient und springt bei Lienz im Pusterthale nach Kärnthen über; die nördliche Kalkgebirgskette zieht sich ebenfalls aus der Schweiz herüber, bildet eine natürliche Grenze zwischen Tirol und Baiern und streckt sich im untern Innthale bis nach Kärnthen hin. Durch diese Gebirge entstehen außer unzähligen Nebenthälern drei Hauptthäler, das Innthal, das Etschthal und das Pusterthal, deren

Wasser alle dem schwarzen und dem adriatischen Meere zueilen.

Wie die ersten Jahre jedes Menschen in das Dunkel der Bewußtlosigkeit gehüllt sind, eben so breitet sich über die Kindheit der Völker ein gar dichter Schleier aus, was auch bei den Ureinwohnern Tirols der Fall ist; die Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, daß die Etsch, die Brenta, die Piave und andere Flüsse, die von den tirolischen Gebirgen herab, wie bereits erwähnt, sämmtlich den vorgenannten Meeren zueilen, Volksstämmen, die an denselben aufwärts wanderten, als Wegweiser dienten. Die Ersten, welche den tirolischen Boden betraten, sollen die von den Trojanern aus Oberitalien vertriebenen Euganeer gewesen sein. „Euganeer" heißt zu deutsch die Wohlgebornen, was auf einen schönen kräftigen Menschenschlag schließen läßt, wie wir ihn auch heute noch in Tirol finden. Um mehrere hundert Jahre später zogen die Tuscer, von den Galliern verdrängt, über die Alpen Tirols und um das Jahr 282 vor Christo suchten die Senonen vor den Römern dort Zuflucht. Erst zur Zeit des cimbrischen Krieges wurden die Bewohner Tirols und der Umgegend Rhätier genannt, wornach die deutschen oder tirolischen Alpen bis auf den heutigen Tag noch den Namen: „rhätische Alpen" beibehielten.

In jener von dem Schleier des Alterthums gar dicht verhüllten Zeit, in welcher sich reihefolgend Wandervölker in dem wilden Tirol seßhaft zu machen wagten, und sich allmählich mit einander vermischten, waren

die himmelanstrebenden Gebirge dieses Hochlandes, von welchem selbst die Elemente den Menschen ferne zu halten schienen, nicht bloß mit ewigem Eis bedeckt, sondern viele derselben spieen auch Feuer aus. Häufig erzitterte der Boden unter den gewaltigen Stößen eines Erdbebens und den Wanderer bedrohten nicht wie jetzt Lavinen allein, sondern auch Lavaströme, die unter Donner und Blitz urplötzlich aus den Kratern der Vulkane hervor brachen. In den Kesseln der Thäler fehlte es dem Wasser an genügendem Abflusse, weßhalb sich weit ausgedehnte Sümpfe bildeten, die giftige Ausdünstungen verbreiteten und gefährliche Thiergeschlechter beherbergten, die seitdem ausgestorben sind; feuchte kalte Nebel lagerten sich an den wenig offenen Stellen des Landes und es fehlte mithin für Hausthiere an Nahrung und an den Bedingungen des Gedeihens. Desto zahlreicher aber waren wilde Thiere vorhanden, weßhalb die Einwanderer die Jagd als das nützlichste Geschäft betrieben; sie schaffte Nahrung, Kleidung und allmählig Sicherheit. Hirsche tummelten sich in großen Heerden herum, Auerochsen schreckten durch die Ungestalt ihrer riesigen Leiber und Elennthiere, Gemsen, Steinböcke, Eber und anderes Wild wie auch Geflügel füllten die Wälder und Teiche an; Lämmergeier und Steinadler horsteten auf den Felsen, auch gab es Füchse, Luchse, Wölfe und Bären in Unzahl.

In Folge des übermäßig vorhandenen Wildes wurden die Bewohner Tirols schon frühzeitig geübte Jäger, welche die Länder, aus denen man sie vertrie-

ben, noch immer als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachteten. Bald da, bald dort schlichen kriegslustige, rhätische Haufen durch enge Pässe, welche die Römer für undurchdringlich hielten, und stürzten sich Rachedürstend auf ihre Ueberwinder. Schwer lag auf den angrenzenden Ländern der rhätische Schrecken und je länger dieser kleine Krieg dauerte, um so geübter, um so besser bewaffnet, um so kriegeskundiger wurden die Rhätier selbst. Es bot die damalige Zeit ganz dasselbe Schauspiel, das wir jetzt im Kaukasus zwischen Tscherkessen und Russen aufführen sehen.

Die Religion dieses wilden, kriegerischen Volkes war der Jupitersdienst und der der Diana, der Göttin der Jagd, die sie Arduina nannten; auch Mars, der Kiegsgott, stand bei ihnen in vorzüglichem Ansehen. In mondhellen Nächten brachten sie unter Tänzen der Sonne Opfer, dem Donnergotte errichteten sie auf den Firnen der Berge pyramidalisch geordnete Steinhaufen und den Reif suchten sie zu versöhnen, indem sie ihm Altäre erbauten, damit er ihnen nicht die Blüthen und Früchte verderbe. Aus dem Glauben an die Fortdauer der Seele schöpften sie Trost im Leben und die ihnen so eigenthümlich aufopfernde Todesverachtung.

Das Haupthaar dieser starken, hochgewachsenen Männer war röthlich und ihre Augen größtentheils blau, aber doch voll Feuer und Leben; sämmtlich besaßen sie einen unbeugsamen Muth, Thatkraft und kriegerischen Sinn; das wirklich einigende Band aber unter ihnen fehlte. Wohl wählten sie bei ihren Streifzügen

einen Anführer, gehorchten ihm aber nicht länger, als die Unternehmung dauerte, zu der sie zusammen getreten waren. Wirkliche Achtung flößte ihnen allein der Altar der Götter und der Stand der Priester ein und stets nur von Oben erwarteten sie Wohlfahrt, ein hohes Alter, Rettung in Gefahr und Sieg in der Schlacht. Aus diesem Grunde strebten sie fortwährend nach dem Beifall der himmlischen Wesen; in allen ihren Handlungen suchten sie sich desselben theilhaftig zu machen, ein Umstand, aus welchem hervorgeht, daß die Religion, selbst wenn sie mit den schwersten Irrthümern behaftet ist, zu allen Zeiten die Quelle menschlicher Tugenden war.

Solche Einrichtungen ohne eine eigentliche staatliche Verbindung konnte jedoch nur so lange bestehen, als den Volksstämmen, die sich in Tirol seßhaft gemacht und die sich häufig selbst befehdeten, keine schwere Prüfung drohte; als aber die Römer, die kein freies Volk neben sich duldeten, weil sie sich die Eroberung der ganzen damals bekannten Erde zum Ziele setzten und überdieß noch gereizt durch die fortwährenden Einfälle, ihre siegreichen Adler nach Rhätien trugen, da reichte das lockere Band zur Abwehr der so mächtigen Feinde nicht aus; heldenmüthig wurden zwar die rhätischen Alpen von den kriegsgewohnten Jünglingen und Männern, die sich im Süden Rhätier im Norden Bojer nannten, vertheidigt, da aber kein gebietender Geist das Ganze beseelte, so gelang es den Stiefsöhnen des Augustus: Drusus und Tiberius, ihren Legionen über Leichenhaufen einen Weg

in das Herz Tirols zu bahnen. Die Überwundenen gaben sich freiwillig den Tod, Jene aber, denen es an Entschlossenheit hiezu fehlte, wurden Sklaven, und dieselben Männer, die nur die Götter als ihre alleinigen Herrn verehrten, mußten jetzt grausamer Willkür dienen.

Das eroberte Land wurde nun dem großen römischen Weltreiche einverleibt und erhielt von den Siegern zum Theil die römische Sprache, überall aber römische Bildung. Zum Schutze des Landes wurden Thürme erbaut, Innsbruck, Botzen und Meran als Pflanzstädte angelegt und Trient erweitert, das die Senonen gegründet hatten.

Während des beispiellos langen Friedens, der nun mit einigen unbedeutenden Unterbrechungen Jahrhunderte lang währte, war die Sehnsucht des gedrückten Alterthums in Erfüllung gegangen und die Lehre des zur Zeit des Kaisers Augustus in Bethlehem geborenen Heilandes fand auch in Rhätien Eingang. Das Evangelium wurde verkündet und auf den Trümmern der dem Götzendienst geweihten Altäre erhob sich siegreich das Kreuz. Die ursprünglich wilden Bergbewohner nahmen mildere Sitten an, betrieben neben der Jagd auch den Ackerbau, pflanzten den Weinstock und die rhätische Rebe wurde alsbald in den Liedern der römischen Dichter berühmt; Landstraßen durchzogen nun das weglose Gebirge und über die reißenden Ströme spannten sich Brücken aus.

Alle diese Fortschritte des gesellschaftlichen Zustandes wurden aber durch die Völkerwanderung,

welche im Jahre 450 nach Christi Geburt mit den Hunnen unter Attila ernstlich begann und mit den Longobarden unter Alboin im Jahre 569 endete, gänzlich verwischt. Als die ersehnte Ruhe endlich wieder eintrat, war das Land zerrissen. Im Süden des Herzogthums Trient bis heraus nach Botzen und Mais herrschten die Longobarden; der bojarische Landesantheil an der Oberetsch, an der Trau und am Inn war unter die baierischen Herzoge aus dem Stamm der Agilolfinger gekommen und in Allemanien am Lech und am Rhein geboten die Franken.

Karl der Große vereinigte diese drei Bestandtheile wieder und verleibte sie 788 dem großen Frankenreiche ein. Unter seiner Regierung und unter der seiner Nachfolger wurden kriegskundige Streiter zur Hut der Gebirgspässe mit Gütern belehnt und so eine stehende Wehrmannschaft zum Behufe der Römerzüge und gegen die Einfälle der Ungarn gebildet, aus welcher die vielen Adelsgeschlechter in Tirol hervor gingen. In dem Vertrage von Verdün, der im Jahre 843 das fränkische Weltreich in drei Theile absonderte, kam Tirol seiner größten Ausdehnung nach zu Deutschland und unter die Obmacht der bairischen Herzoge, die Lehensträger der deutschen Könige waren. Um diese Zeit nannte man Tirol vorzugsweise das Land im Gebirge, und während der Herrschaft der fränkisch-salischen und hohenstaufischen Kaiser erhoben sich in Tirol allenthalben stolze Burgen; Kampf und Fehde um

Macht und Gut waren an der Tagesordnung. Von dem Waffenlärm der Ritter und der gepanzerten Knechte wiederhallten die Alpenthäler; der Bauer ward leibeigen und der Städter fühlte sich hinter seinen Mauern nicht sicher. Die Straßen waren dem Handel gesperrt; Willkür und rohe Gewalt waren die Losung. Zum Glücke gaben die Kreuzzüge den Burgherrn eine ablenkende Richtung nach dem Grabe des Erlösers, und die milde Herrschaft der Klöster und Hochstifte, die nun folgte, trug das Ihrige bei, einen freien Stand heranzubilden. Die mächtigsten Herrn in diesem Gebirgslande waren damals die Grafen von Andechs, Tirol und Görz und aus der Verschmelzung ihres Stammes und ihres Eigenthums wurde die Unabhängigkeit Tirols begründet. Albert Graf von Vintschgau, Besitzer des Schlosses „Tirol, mit Einer aus dem Hause Andechs vermählt, trat, als im Jahre 1248 sein Vetter Otto II., der letzte Andechser, starb, in dessen Besitzungen ein; dadurch wurde er ein mächtiger Gebieter an der Etsch und am Inn; er fertigte seine Briefe zuerst als Graf von Tirol aus und somit ging der Name seines Stammschlosses allmählig auf das ganze Land über, das von nun an als zusammenhängende Grafschaft unter der Obhut des deutschen Reiches aufzutreten anfing. Als Albert bald darauf ohne männliche Nachkommen starb, heiratheten seine beiden Töchter Adelheit und Elisabeth, die erstere den Grafen Meinhard I. von Görz, die letztere den Grafen Gebhard von Hirschberg, wodurch

eine neuerliche Theilung der Hausbesitzungen stattfand und Meinhard, der in den Besitz des Schlosses Tirol kam, den Schlüssel zum Tirolerlande erhielt. Nachdem er 1258 das Zeitliche segnete, regierten seine Söhne Meinhard II. und Albert anfänglich gemeinschaftlich, theilten aber 1271 ihre Besitzungen derart, daß Pusterthal und Görz an Albert fiel, während alles übrige Gut an Meinhard II. kam, welcher als der eigentliche Stifter der Grafschaft Tirol anzusehen ist. Um die Oberherrlichkeit seines Geschlechtes im Gebirgslande geltend zu machen, verheirathete er seine Tochter Elisabeth mit Albert, dem Sohne Rudolphs von Habsburg, und die Ritter und Edelherrn, die ihre Selbstständigkeit Meinhard gegenüber nicht zu behaupten im Stande waren und seiner Übermacht nicht Trotz bieten konnten, unterwarfen sich ihm theils freiwillig, theils hiezu genöthigt. Da er später alle Ahnenbesitzungen von Gebhard von Hirschberg zurückkaufte und dadurch eine überlegene Macht auch im Innthale erlangte, so wurde Tirol unter einem gemeinsamen Oberhaupte vereinigt und Jedermann erkannte nun die lange bestrittene Oberherrlichkeit der Grafen von Tirol über alle übrigen Edelgeschlechter des Landes an. Unter seinem Sohne Heinrich VII., den man wegen seiner erhobenen Ansprüche auf die Krone Böhmens König von Böhmen nannte, wurde Meran die erste Stadt des Landes und auch die übrigen Städte blühten allgemach auf; Ordnung und Behaglichkeit fingen an sich immer merklicher zu verbreiten und Heinrichs einzige Tochter

Margaretha Maultasch, so genannt von dem Schlosse Maultasch in Tirol, wo ihre Wiege stand, hob durch ihre Gunst zuerst den Bauernstand; sie säete die ersten Keime zu der nachherigen ständischen Verfassung und ihr zweiter Gemahl Ludwig von Brandenburg, ein Sohn Ludwig des Baiers, gab, von Gerechtigkeitsliebe erfüllt, weise Gesetze, die seinen Namen in der Tirolergeschichte unsterblich machen. Er rief das Gesetzbuch: „Die Buchsage" in's Leben, wodurch dem Landmanne das Joch der Leibeigenschaft völlig abgestreift wurde. Die Bestimmungen dieses Gesetzbuches räumten ihm den freien Besitz seines Grund und Bodens wie auch das Recht der Mitberathung der Landesangelegenheiten ein, und seit jener Zeit erschienen an den Landtagen neben den Prälaten, Rittern und Bürgern auch die Abgeordneten des Landvolkes.

Der Bauer, von den Edelherrn und Rittern nicht länger gedrückt, gewann Anhänglichkeit an dieselben; die früher zersplitterten Kräfte vereinigten sich, Zeiten der Noth und Gefahr fanden ein einträchtiges zusammenstehendes Volk und der schon damals angebahnte Sinn für Recht und Billigkeit entwickelte sich so kräftig und dauerhaft, daß, als in unsern Tagen die Grundlasten im ganzen Kaiserreiche aufgehoben wurden, die Bauern von Tirol sich weigerten, von dieser Vergünstigung früher Gebrauch zu machen, bis die Grundherrn ihre Entschädigung dafür erhalten hätten.

Nach dem Tode Heinrichs und dem seines Soh-

nes Meinhard III. trat die kinderlose Margaretha Maultasch, die sich nach Wien zurückzog, wo sie 1366 starb, das Land Tirol mit Zustimmung der Stände an das Haus Oesterreich ab. Es geschah das im Jahre 1363, und die Ansprüche der baierischen Herzoge wurden nach einem fruchtlosen Kriege mit einer Geldentschädigung und der Abtretung der drei Herrschaften: Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg, die Margaretha bei ihrer Vermählung mit Ludwig als Morgengabe erhalten, abgefertigt.

Unter der österreichischen Regierung nahm nun die Ausbildung und Abrundung des Berglandes in seinem äußern Umfange und in seiner gesellschaftlichen Rechtsbegründung leise und fast unmerklich aber fest und sicher zu. Im Jahre 1379 wurde es einem eigenen Geschlechtszweige der Erzherzoge von Oesterreich übergeben. Der berühmteste darunter war Friedrich mit der leeren Tasche. Nachdem sein Vater Leopold in der unglücklichen Schlacht bei Sempach gefallen war, trat er in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts in die Regierung Tirols ein. Schon in früher Jugend stieg er heitern Sinnes in den Bergen umher und nahm auf die herablassendste Weise an den Spielen, Schießübungen und Nationalfesten des Volkes Theil. Dadurch ward er bald der Liebling der Tiroler, und als er später auf der Kirchenversammlung zu Konstanz durch seine Gunst für den abgesetzten Pabst Johann XXIII. in den großen Kirchenbann kam und in die Reichsacht verfiel, fand er bei dem schlichten Volke Tirols, zu welchem er sich flüchtete, allein eine

feste, unerschütterliche Stütze. Mit ungeschwächter Liebe schaarten sich die Tiroler um ihn und die Uebermacht der Volksgefühle für Friedrich machte alle Anschläge König Sigmunds zu Schanden, der, alten Familiengroll gegen das Haus Oesterreich im Herzen nährend, unter den ihm günstig scheinenden Umständen Tirol vom Kaiserhause lostrennen wollte. Nach vielen Wechselschicksalen wurde Friedrich wieder alleiniger Herr im Lande; er versöhnte sich mit seinem Bruder Ernest, dem Eisernen, und wurde mächtiger als zuvor.

Der dankbare Fürst begünstigte nun die Städte und Landbewohner, deren Treue zu ihm sich so glänzend bewiesen; sie erhielten mit dem Adel und der Geistlichkeit vollkommen gleiche Rechte in der Vertretung der tirolischen Landesangelegenheiten, und von da ab erwies es sich, daß im Rechte und in der Freiheit aller vier Stände Tirols das Glück von Tirol begründet sei. Nach zurückgekehrter Ruhe feierte an der Grenze, wo die alte Geschichte in eine neue Periode überging, die geistige Bildung die Zeit ihrer schönsten Blüthe. Reichhaltige Bibliotheken wurden gegründet; Oswald von Wolkenstein sang seine lieblichen Lieder im Sinne der schwäbischen und provenzalischen Minnesänger; das Studium der Kirchengeschichte nahm überall einen lebhaften Aufschwung und die Kunst der Malerei wetteiferte mit den großartigen Schöpfungen der Baukunst, wovon die Pfarrkirche zu Botzen noch als Muster bewunderungswürdig dasteht. Nach seinem Tode hinterließ Friedrich einen reichen Schatz zur Beschämung Jener, die

ihn einst in seinem Unglücke spottend: „Friedl mit der leeren Tasche" nannten und als sein Sohn Sigmund später ohne Erben starb, fiel das Land Tirol wieder an die Gesammtmonarchie des österreichischen Ländergebietes unter dem großen Maximilian I. zurück.

Maximilian I. deutscher Kaiser und alleiniger Gebieter der ahnherrlichen Erblande lebte in Friedenszeiten größtentheis in Tirol; Weierburg bei Innsbruck war sein gewöhnlicher Sommeraufenthalt. Als leidenschaftlicher Jagdliebhaber fühlte er sich nirgends so heimisch wie in dem von ihm so sehr geliebten Gebirgslande und er war der erste, der sich gefürsteter Graf von Tirol nannte. In dem baierischen Erbfolgekrieg, wobei er die baierischen Herzoge gegen die Ansprüche des pfälzischen Geschlechtszweiges unterstützte und so den Erstern den Sieg verschaffte, brachte er Kufstein, Kitzbühel und Rattenberg wieder zu Tirol, und da fast zu gleicher Zeit Leonhard, der letzte Sprößling der Grafen von Görz, starb, so kam durch das Ableben desselben auch Pusterthal wieder vertragsmäßig an Tirol. In den Kriegen mit Venedig gewann Maximilian Ampezzo und die italienischen Grenzbezirke. Nun war das Gebirgsland abgerundet und ver vollständigt. Damit jedoch noch nicht zufrieden, erhöhte dieser ritterliche Fürst die tirolische Landesmacht und befestigte sie durch weise Gesetze und Verordnungen, welche vollständige Sicherheit im Innern wie gegen alle äußern Feinde feststellten. Warm und unvergeßlich lebt der Name dieses großen Mo-

narchen in allerlei Sagen und Legenden fort, und das tirolische Volk redet bis auf den heutigen Tag begeistert von seinen Verdiensten und von seinen Wagnissen und Abenteuern, besonders von jenem, das er auf der Martinswand bestand.

Mit Maximilians Tod tauchten allerlei Veränderungen in der bisherigen Tirolergeschichte auf und unter dem sturmvollen Anprallen der neuen Lehre wurde der gute alte Glaube mächtig erschüttert. Pöbelunfug und Kirchenstürmerei tollten durch das Land, und Ferdinand, Maximilians Enkel, welcher nach diesem Tirol beherrschte, hatte während seiner ganzen Regierung mit den hartnäckigsten Kirchenübeln zu kämpfen.

Glücklicher wie dieser war sein Sohn, Erzherzog Ferdinand, jener unvergeßliche und beliebteste aus allen Landesfürsten Tirols. Ambras, ein Schloß in der Nähe von Innsbruck, die geliebte Wohnung seiner schönen Gemahlin Philippine Welser, erhob sich zu einer merkwürdigen Sammlung von Alterthümern und Kunstwerken, welche die damalige Welt in Erstaunen setzten. Die Liebe zum Studium und der während der Bauernstürme brach darnieder liegende Kunstsinn wurde so wieder aufgeweckt und zur Nacheiferung entflammt. Dieser erleuchtete Fürst verstand es, die eingeschwärzten verderblichen Grundsätze und Bücher mehr durch das freie kirchliche Wort als durch die Gewalt der Waffen zu unterdrücken, und seit seiner Regierung zeichnete sich das tirolische Volk stets durch echten Katholicismus aus.

Ferdinands unmittelbarer Nachfolger, Maximilian der Deutschmeister, setzte das von seinem Vater befestigte System fort und förderte während der unsäglichen Wirren des dreißigjährigen Krieges die zeitliche und ewige Glückseligkeit des ihm vom Kaiser Rudolf II. anvertrauten tirolischen Volkes. Ihm folgte Leopold V.; nach dessen frühzeitigem Tode im Jahre 1632, führte seine Gemahlin, die berühmte Claudia von Medicis, als Vormünderin der Kinder ihres Gemahls, die Regierung des Landes; sie that es mit Geist, Geschick und Kraft, versperrte den andringenden Schweden die Grenzpässe des Landes und wendete so die Feindesgefahr glücklich von Tirol ab. Die geistlichen Genossenschaften mehrten sich unter der Regierung dieser weisen Fürstin zur größeren Wirksamkeit und Fürsorge, die Handelswege nach Deutschland wurden mit Umsicht verbessert und die Messen von Botzen erreichten ihre höchste Blüthe. Als diese thatkräftige Regentin starb und auch ihre beiden Söhne, ohne männliche Erben zu hinterlassen, das Zeitliche segneten, kam Tirol im Jahre 1665 an Kaiser Leopold und bildete seit dieser Zeit einen Bestandtheil der großen österreichischen Gesammtmonarchie.

Die erste Probe, daß die Treue Tirols zu Oesterreich festhalte, legte es in dem spanischen Erbfolgekrieg ab, der unter Leopolds Regierung zwischen Oesterreich und Frankreich entbrannte. Churfürst Maximilian von Baiern schlug sich auf die Seite der Franzosen und schon im Jahre 1703 brachen die Baiern

unvermuthet in Tirol ein und überrumpelten die Festung Kufstein. Der Siegesflug des bairischen Herrschers war ein anstaunnenswürdig rascher, und alsbald befand sich ganz Südtirol in seinen Händen. Zu gleicher Zeit rückten auch die Franzosen bis Trient vor und Tirol, von allen Seiten umgarnt, schien verloren. Da bewahrheitete sich nun der Sinn der Worte: Muth wächst mit der Gefahr, die Kraft erhebt sich im Drange. In ganz Tirol erhob sich plötzlich der Landsturm und wurde, unterstützt von dem österreichischen General Guttenstein, dem Feinde bald so fürchterlich und verderblich, daß Maximilian von Baiern fast nur vermittelst eines Wunders durch die Scharnitz nach München entkam. Von jener Zeit rührt der Haß gegen alle auswärtigen Anmaßungen her und von da an wurde der patriotische Aufschwung in den Herzen des tirolischen Volkes geradezu unerschütterlich. Leopolds Nachfolger Josef I. und Carl VI. wirkten während ihrer Regierung minder sichtbar auf Tirol; es war nämlich eine Zeit der Ruhe und Behaglichkeit eingetreten; desto denkwürdiger aber gestalteten sich die Zeiten unter Maria Theresia, die noch jetzt als allgeliebte Landesmutter in den Herzen des treuen Gebirgsvolkes lebt. Im Jahre 1740 ergriff diese weise Frau die Zügel der Regierung und ihr verdankt Tirol die Einführung zahlreicher Volksschulen, die Verbesserung der Landstraßen und das Aufleben wissenschaftlicher Forschungen, welche sie allenthalben anzuregen wußte. Für die Liebe und Güte, welche sie den Tirolern bewies, leisteten ihr die

Scharfschützen dieses Kernvolkes in den Kriegen mit Friederich II. von Preußen ausgezeichnete Dienste. Die schwersten Unfälle, welche die hohe Frau während ihrer vielbewegten Regierung erlebt, band sie nur noch fester an ihr theuers Alpenland und so lange sie auf dem österreichischen Throne saß, fühlten sich die Tiroler beispiellos glücklich. Ihr Tod bewirkte in Tirol eine allgemeine tiefe Landestrauer und die Verehrung der hohen Verblichenen steigerte sich noch, als ihr Sohn Josef II., sobald er den Kaiserthron bestiegen, seine welthistorischen Reformen begann, die in Tirol allenthalben auf Hindernisse stießen und ein allgemeines Mißvergnügen erweckten. Voll Ehrfurcht für alles Recht und für die eigenthümliche Nationalität der Tiroler, glich jedoch Leopold II., Josefs Nachfolger, all' das wieder aus, was die Gemüther der Tiroler verletzt hatte, und als ihn der Herr schon nach einer zweijährigen jedoch segensreichen Regierung von der Welt abrief, übernahm sein ältester Sohn Franz II. in jener verhängnißvollen Zeit die Regierung, als eben die französische Revolution Paris in eine Mörderhöhle verwandelte und in wiederholten Kriegen Europa erschütterte.

Das ist nun jene Periode, die ich als historische Rahme zu dieser meiner Erzählung wählte, in der Absicht die Erinnerung an eine ernste große Zeit lebendig wieder aufzufrischen; an eine Zeit, wo die Theilnahme an jenen denkwürdigen Ereignissen sich nicht bloß auf den Umkreis des eigenen Landes beschränkte, sondern

in ganz Europa rege ward, denn Mannesmuth und Kampfeslust, wenn es eine vaterländische Sache gilt, werden in den Herzen nie aussterben, so lange in denselben die Flamme der Liebe und der Treue für Gott und den angestammten Regenten nicht erlischt. Da nun wohl kaum auf irgend einem Theile der Erde edleres Blut für erhabenere Zwecke floß, wie in Tirol, so richte sich freudig der Blick des heranwachsenden Geschlechtes nach diesem Berglande, dem Schilde von Oesterreich, um zu erkennen welch' ungeheure Kraft ein einträchtiger Sinn zu entfalten im Stande ist, der nach einem festen, Gott wohlgefälligen Ziele ringt.

Heut zu Tage hat leider jede Partei ihre eigene Ansicht, und weil jede ihren eigenen abgesonderten Weg gehen will, kommt keine zum Ziele. Damals war es anders; alle Begriffe vereinigten sich in dem, die Franzosen müssen von dem deutschen Boden vertrieben und das lästige Joch der Fremdherrschaft mit Gottes Hilfe abgeschüttelt werden; auf diesen einen Zweck hin waren alle Bestrebungen gerichtet und so krönte sie denn endlich auch der Sieg.

I.

Die Tiroler.

Auf dem ganzen Kreise der Erde gibt es wohl kaum ein zweites Land, dem die katholische Kirche ihr Gepräge so innig, so tief und sichtbar aufdrückte, wie Tirol. Die schönen Gotteshäuser, die Kapellen, Kreuze, Bildstöcke wie andere zahllose äußerliche Zeichen des Christenthums, welchen der Wanderer hier in Wäldern und Feldern, auf allen Wegen und Stegen begegnet, veranlassen zu dem Schlusse, die Herzen und Gemüther dieser Gebirgsbewohner seien von wahrer Gottesfurcht, von lebendigem Glauben und von einer unerschütterlichen Anhänglichkeit an unsere heilige Kirche so wie an ihre Priester, Einrichtungen und Gebräuche ganz erfüllt. Die religiöse Seite der Tiroler war auch wahrhaftig zu allen Zeiten die empfindlichste und die Verletzung derselben nie ohne schädliche Folgen. Die kirchlichen Reformen Kaiser Josef II. stießen daher nirgends auf so viel Widerspruch und Widerstreben wie in Tirol, und die Landesregierung mußte bei dem Vollzug derselben äußerst schonend zu Werke gehen.

Kaiser Josef verordnete selbst noch kurz vor seinem Tode: *) Jene alt hergebrachten

---

*) Hofdekret vom 28. Jänner 1790.

Andachtsübungen, zu welchen die Tiroler nach ihrer angewohnten Denkungsart ein besonderes Zutrauen hegen, mögen ihnen fortan gestattet werden.

Läßt man dem Tiroler seinen Glauben unangetastet, und ihn ungehindert in der Ausübung altherkömmlicher Gebräuche, so ist er wahrhaftig der beste Mensch von der Welt, der selbst unter den herbsten Mühen und Wagnissen ein unverdrossenes heiteres Gesicht zeigt.

Da Tirol schon unter einem südlichen Himmel liegt, so erzeugt das Land wohl da, wo es sich nach Italien abdacht — in Wälschtirol — herrliche Früchte. So gut bedacht von der Natur sind jedoch die Bewohner des hochgelegenen Landes, also die größte Zahl, nicht. Der Grund ist dort, selbst in den Thälern felsig, zur Bearbeitung für den Pflug wenig geeignet und so beschaffen, daß die Ernte selbst bei dem äußersten Fleiße nie reich und ergiebig ausfällt. An vielen Stellen ist das Pflügen mit Pferden oder Ochsen gar nicht möglich, weil die Ackergründe zu steil liegen, der Mensch muß daher mit eigener Hand den Boden umwühlen und es ist erbarmungswürdig anzusehen, wie der Landmann, einen schweren Korb voll Dünger gemischt mit fruchtbarer Erde auf dem Kopfe, an steilen Felswänden hinanklimmt, um ein kleines Fruchtfeld anzulegen, das oft schon der nächste Gewitterregen wieder herabschwemmt; seine Eisenglieder sind jedoch nicht zu ermüden, sein Herz, von Jugend auf in Wagnissen geübt, nicht zu erschrecken. Zum Kampfe gegen

die gewaltige Natur und gegen die Elemente gleichsam herausgefordert, geht der Sohn des Gebirges freudig darauf ein und der Name des glücklichen Ersteigers einer Bergesspitze, des Retters aus Gefahr wie der des verwegenen Jägers verbreitet sich in allen Thälern. Ohne seinen Stutzen hielte sich der Tiroler nur für einen halben Menschen, und da er die ihm so theure gezogene Büchse nie gegen, sondern stets nur für das Haus Oesterreich im heißen Kampfe an die Wange legte, so begünstigte die Regierung stets diesen patriotisch kriegerischen Sinn.

Erzherzog Johann, der sich durch sein schlichtes volksfreundliches Wesen schon von Jugend an die Liebe der Tiroler erworben, erhielt solche Gefühle stets warm und veranstaltete noch jüngst ein mehrwöchentliches sogenanntes Hausschießen, das am 18. Mai 1851 bei Uebernahme des Schlosses Schönna für seinen Sohn, den Grafen von Meran, im Schützenhause von Meran gefeiert wurde. Ueber 500 Landleute stellten sich schon in den ersten Tagen dabei ein; anfänglich harrte man vergebens auf die Wälschtiroler, plötzlich aber kamen auch die Männer aus Trient und Roveredo und lasen, als sie durch die grüne Triumphpforte an die Passeier-Brücke zogen den Gruß:

„Für deutsch' und wälsche Brüder
Erschließet sich dasselbe Thor,
Für Beide tönt dasselbe
Willkommen d'raus hervor rc. rc.

Ueber der Thüre des Schützenhauses war, von einem Kranze umschlungen, der Spruch zu lesen: „Tritt frisch herein, schieß' wacker drein, trink fröhlich Wein!"

Solche Schützenfeste waren nun stets des Tirolers Lust und Freude und der Sohn des Gebirges, der im Auslande umher wandert, erzählt mit Begeisterung von denselben, wobei ihm das Auge vor Sehnsucht feucht wird.

So lieb dem Tiroler die Heimath ist, so zieht er, um sich und die Seinen zu nähren, doch auch gerne hinaus in die Welt; dort verwerthet er die Arbeit seines Landes und da diesen treuherzigen Menschen, besonders den lustigen und allbekannten Teppich- und Handschuhhändlern, Jedermann wohl will, so erzielt er auch gewöhnlich den gewünschten Absatz. Die Tiroler sind ein singendes Volk und das Jodeln vaterländischer Lieder belebt die schweigsamen Höhen und weckt das Echo in Thal und Wald. Bei einer solchen steten Uebung im Gesange kann es nicht fehlen, daß viele dieser Natursänger es zu einer seltenen Geschicklichkeit bringen, von welchen die Geübtesten von Zeit zu Zeit die heimathlichen Berge verlassen und die Welt nach allen Richtungen durchziehen, so daß es in Europa wohl schwerlich mehr ein Land gibt, wohin nicht schon das Tirolerlied getragen wurde.

Heiter und regsam, von gesundem Blut und unternehmendem Geiste wie der Tiroler ist, verzagt er nie, und wo die Natur auf manchen Landstrichen am Wenigsten für ihn gethan, ersetzt es seine Industrie.

Einige treiben den Bilderhandel, Andere flechten Strohhüte, während ihre Weiber Spitzen feil bieten und ihre Nachbarn sich mit dem Erziehen von Kanarienvögeln beschäftigen. Nirgends werden so viele Kanarienvögel gezogen wie in Tirol; aus zahllosen Bauernhütten ertönt beständig ihr Schmettern und wenn sie abgerichtet sind, werden sie nicht selten von dem unternehmenden Sohn der Berge bis nach Rußland zum Verkaufe getragen. Die Leipzigermesse, wohin die Tiroler in großer Menge die schönsten Schnitzarbeiten aus Zirbelholz bringen, welche in seltener Naturtreue Thiere und andere Gegenstände darstellen, gibt Zeugniß von ihrem Kunstfleiße und von dem Geschmack und Schönheitssinne, der in diesem Volke lebt.

Die sicherste und ergiebigste Nahrungsquelle bleibt jedoch immer die Viehzucht; auch sind diejenigen Gemeinden in Tirol die wohlhabensten, wo dieselbe in vorzüglicher Blüthe steht. Fast aller Orten kennt man die Tirolerkühe, die klein aber niedlich gebaut und sehr milchreich sind. Auf den ersten Blick ersieht man an diesen Thieren, wie sorgfältig sie gepflegt werden, und welche saftigen und nahrhaften Kräuter sie auf den Almen finden, wo im Sommer eine von den Fremden viel besuchte Sennwirthschaft betrieben wird.

Wie diese kurze Schilderung beweist, lieben die Tiroler alle einen regen Verkehr und den Handel, und wo man der Scholle das nicht abgewinnen kann, was zur Erhaltung eines kräftigen Lebens nöthig ist, sinnt

man eben auf Hilfsmittel, ja selbst der schwache Knabe mit dem Murmelthiere auf dem Arme sucht schon, wenn die Heimath ihn nicht genügend ernährt, draußen in der Welt sein Brot.

Ehrlichkeit und Redlichkeit, ein froher Sinn ja sogar ein lustiges Wesen zeichnet diesen Menschenschlag aus, der so zu sagen schon an der Mutterbrust eine innige Liebe für seinen Kaiser einsaugt, die mit dem Zunehmen seiner Kräfte immer fester wurzelt und für die er jede Sekunde bereit ist, Blut und Leben mit frohem Muthe einzusetzen.

In der Regel erscheint der Tiroler als ein schöner Mann von schlankem, kräftigem Wuchse. Sein Gesicht ist offen, sein Blick Zutrauen erweckend, und dennoch erkennt man unschwer an ihm, selbst wenn er scherzt und lacht, seinen heftigen Charakter.

Die Spielhahnfeder auf dem runden Hütchen, schreiten besonders die jungen Bursche gar keck und stolz daher und da sie Leibesübungen als: schwere Steine heben, solche schleudern und besonders das Ringen bis zur Rauflust lieben, so ist die Ursache zu einem Streite gar leicht gefunden. Die Umstehenden sind dann die Kampfrichter und nach der Landessitte nimmt der Sieger dem von ihm Besiegten die Hahnenfeder vom Hute, den seinen damit schmückend. Häufig fließt bei solchen Scenen Blut und die Reue, wenn einer der Ringer durch einen unglücklichen Wurf sich lebensgefährlich verletzt, äußert sich gewöhnlich in lauten Klagen und Thränen, denn nicht Bosheit, nicht Tücke, nicht der Vorsatz dem Gegner am Leben zu

schaden, sondern nur der leidenschaftliche gewaltige Hang zum Ringkampfe und der Ehrgeiz, von den Umstehenden als tüchtiger Ringer gelobt zu werden, veranlaßt die jungen Leute zu einem gegenseitigen Messen der Kräfte, was unter heitern Scherzen beginnt und oft gar unglückselig endet.

Wie für das Ringen sind die Tiroler, wie bereits erwähnt, auch für das Schießen nach dem Ziele eingenommen, und wie in der Schweiz, in Savoyen und mehreren Alpenländern, so verbindet sich auch mit dem Hange den Stutzen auf die festlich geschmückte Scheibe abzudrücken die Jagdlust. Um eine Gemse zu erlegen, die mit Decke und Kern kaum zehn Gulden werth ist, setzt sich so mancher Tiroler der Gefahr aus, von kahlen Felsenwänden in dunkle, schauerlich gähnende Abgründe niederzustürzen oder sich zu versteigen und in Schwindelhöhen, wo kein Pfad mehr herab zu den Menschen führt, den Hungertod zu sterben.

Mit Recht kann man sagen, der Tiroler ist wie sein Land, und wie jetzt ein freundliches Thal den Wanderer anlacht, der im Vorwärtsschreiten schon bei der Wendung des Weges durchschauert in einen Kessel eintritt, wo dunkle Felsenwände ihn drohend anblicken, während Sturzbäche die schäumenden Wasser in leidenschaftlicher Eile in die Abgründe stürzen, die, unten angelangt, wieder friedlich in dem Strombette weiter fließen, so sieht es treffend im Gemüthe des Tirolers aus. So freundlich wie das Thal schaut sein Gesicht den Wanderer an, doch wie die Felsen in dem

Schauerkessel, von dem ich eben redete, finster zu dem niederstarren, der durch seine Tritte die Stille ihres Reiches stört, so drohend blickt auch der Tiroler auf einen Gegner, der ihn reizt; wie der Gießbach in wilder Eile seine schäumenden Wasser in die Abgründe schleudert, als gälte es Felsen aus dem Grunde zu brechen, ebenso stürzt sich der Tiroler auf den Feind, und hat er ihn besiegt, so wandelt er gleich den in der Tiefe angelangten Wassern beruhigt und still wieder seine Wege.

Die noch nicht viel herumgereisten Tiroler, die außer den Sitten des Vaterlandes keine andern kennen, sind echte Naturmenschen; wohin sie immer die Blicke wenden, erschauen sie mittelalterliche Burgen, Thürme und Ruinen, wovon manche wie Vogelnester an den Felsenwänden kleben. Es sind dieß die verwitterten Behausungen meist ausgestorbener Geschlechter, und die Tradition berichtet, sie seien größtentheils das Eigenthum des unterdrückten Ordens der Templer gewesen. Die Anzahl solcher Schlösser ist groß, und selbst der Rhein und Franken können sich hierin nicht mit dem Tirolerlande messen.

Da ist es nun gar leicht begreiflich, daß bei dem Hinblicke auf diese Überreste verblichener Zeiten, wo tapfere Geschlechter hausten, in dem Herzen des Tirolers die Erinnerungen an jene Sagen auftauchen, die dem Volke erzählen, wie muthvoll und erfolgreich der Sohn der rhätischen Alpen das ihm so theure Bergland stets gegen äußere Feinde vertheidigte. Wie viel Schmerz mußte aber der Tiroler bei solchen Erin-

nerungen nun empfinden, seitdem der große Riß das, was fünfthalb Jahrhunderte so fest aneinander geknüpft war, — Tirol von Österreich — getrennt hatte? Wohl war das Land baierisch geworden, das Volk aber nicht, denn die väterliche Regierung des Kaisers Franz, der besonders dem religiösen Elemente der Tiroler vollkommen Rechnung trug, war Allen unvergeßlich.

Um so zuversichtlicher hätte man da erwarten sollen, daß Baiern durch Maßregeln der Milde und Klugheit Tirol an sich zu fesseln suchen würde, um die Sehnsucht nach Österreich allmählig zu vermindern; es geschah jedoch, und zwar unbegreiflicher Weise, fast gerade das Gegentheil, denn trotz des Cessionsvertrages, welcher eine gewisse Aufrechthaltung der bisherigen Landesverfassung bedingte, betrachtete Baiern Tirol als ein erobertes Land, vernichtete gleich Anfangs die von Österreich vertragsmäßig übernommenen landständischen Verfassungen, und begann sogar mit den gefährlichsten und gehässigsten Reformen in der Kirche, ihren Principien und Andachtsübungen, wodurch Alles tief und unheilbar verwundet wurde, was dem Gemüthe, dem Gefühl und Recht, der innigsten Überzeugung und dem Bedürfniß der Nation entsprach.

In Folge dieser Reformen, von den baierischen Beamten ohne Kenntniß der Landesstimmung in gebieterischer Härte und Strenge ausgeführt, konnten die Tiroler keine Zuneigung zu dem baierischen Herrscher, dem wegen seiner Menschenfreundlichkeit und

Herzensgüte allverehrten König Max I., gewinnen, und waren die Lauscher ferne, so riefen sich die Tiroler zu: „Wir wollen wieder werden, was wir gewesen sind, freie Leute auf unserm eigenen Grund und Boden!" Dabei drückten sie sich warm die Hände, und aus dem von Thränen feuchten Auge leuchtete die Treue zu dem angestammten Herrscher, die Entschlossenheit und edle Aufopferung.

II.

Der Traum eines Passeirers.

Es war im Lenze des verhängnißvollen Jahres 1809, als in tiefer Nacht ein greiser Bewohner des Passeierthales bei dem matten Scheine einer Oellampe mit wehmuthsvollem Blicke in ein Zeitungsblatt schaute und also las: „Es ist allerdings der für mich so schmerzliche Zeitpunkt herbei gekommen, wo gebieterische Umstände es mir zur Nothwendigkeit machten, der Beherrschung des Landes Tirol zu entsagen. Wie schwer dieses Opfer meinem Herzen gefallen, das wissen die biedern Tiroler ohnehin; ich verliere keine Worte darüber, denn sie würden die Wunden nur aufreißen, welche die Trennung von so werth geschätzten Unterthanen mir und ihnen schlug." Diese Worte

hatte Kaiser Franz bei der Abtretung Tirols in einem Handbillet an den Landesgouverneur Grafen von Brandis gerichtet, und seit sie veröffentlicht wurden, lasen und wiederholten die Tiroler dieselben fortwährend, denn sie zeugten ja von dem tiefen Schmerze des allgeliebten kaiserlichen Vaters, und fanden deßhalb in jeder Brust einen mächtigen Wiederhall.

Auch dem alten Passeirer, den während der Stunden der Ruhe der Schlaf floh, erfüllten jene Worte mit tiefer Wehmuth. Er schob das Zeitungsblatt bei Seite und rief dann mit gedämpfter Stimme, um seine Angehörigen, die in einer Nebenkammer schliefen, nicht zu wecken: „Es gibt kein Tirol mehr, wir sind Südbaiern!" Dabei zitterten seine Hände als erschrecke er vor dem Sinn der Worte, die er eben ausgesprochen. Es ward ihm zu enge in den Räumen seiner niedern Hütte, die eine überhängende Steinwand mit dem Zerschellen bedrohte, und er öffnete ein Fenster und schaute hinaus in das Thal, wo der Blick aller Orten den Verwüstungen der Passer, Muhrbrüchen und drohenden Lavinen begegnet. Hoch über diesem Thale schwebte der Mond, höher aber noch die Gedanken des Greises; sie suchten Gott, den Helfer in bitterer Noth.

Ein tiefes Schweigen herrschte draußen in der Natur und außer dem Rauschen der Passer vernahm man nur manchmal den Ruf einer Eule, die hier häufig im Felsgeklüfte nistet. Die Passer, die von dem eisbedeckten Kopfe des Aezberges niederrauscht und sich dann der Etsch zuwendet, ist ein gar wilder Gebirgs-

strom, der das Thal, wenn seine angeschwollnen Fluthen Alles überschwemmen, durch Stein und Sandgerölle unfruchtbar macht. Zu den Verwüstungen der Passer gesellen sich nicht selten Schlammströme, die sich häufig aus den steil und hoch hinanstrebenden furchtbar zerrissenen Seitenwänden des Thales ergießen.

Solche Schlammströme, hier Kellerlahn genannt, sind aus Lehmlagern gebildet, die der Regen oder der Schnee aufgelöst. Plötzlich wie die Lava aus dem Krater eines Feuerberges bricht die Kellerlahn hervor, der Hauch des Todes weht vor ihr her und wie sie oft, zu den Thälern niederstürzend, den fliehenden Wanderer ereilte und begrub, so verschlang die Schreckliche auch oft schon ganze Heerden sammt den Hirten, Hütten und Gehöfte.

Wie wir nun Menschen finden, die allen Schrecknissen zum Trotze selbst da den Weinstock pflanzen und sich Hütten bauen, wo häufig Lavaströme sich ergießen, so scheuen auch die kühnen Bewohner des Passeierthales weder die wilde Passer, die Schlamm- und Lehmströme noch die Lavinen, die sie beständig bedrohen; sie lieben nämlich die Hütten, die ihre Eltern oder Voreltern hart am Fuße himmelanstrebender Felsen erbauten, und hoffen in ihrer schlichten Harmlosigkeit die Gefahren, die stets über den Dächern schwebten, unter welchen sie als Kinder spielten, werden sie herangewachsen nun auch nicht verschütten. So denken die Sorglosen, und der Wanderer begegnet häufig einem Gehöfte, wo heitere Leute ohne Sorgen und Kummer leben, während er, zu den drohend überhängenden

Felsen aufblickend, durchschauert Bedenken tragen würde, ein Mittagsmahl einzunehmen.

Wie die Bewohner von Pompeji und Herkulanum, die ein Erdbeben sammt ihren Städten verschlang, und über welchen die stockende Lava sich als Sargdeckel schloß, so schweben auch die Passeirer in steter Gefahr, einmal alle, besonders bei dem Toben anhaltender Gewitter, wo die Bergwasser losbrechen und ihre verheerende Macht entfalten, verschlungen zu werden. Luftverfinsternd mit stundenweit hallenden Schlägen fällt dann die Kellerlahn bleischwer und doch flüssig von den Höhen nieder. Als Todesboten rollen diesem furchtbaren Elemente zerschmetterte Baumstämme und Felsblöcke voraus und kommt man nach einigen Stunden in jene Gegend, die das Verhängniß sammt seinen Bewohnern getroffen, so sieht man nichts mehr von den Gehöften, den Hütten und Bäumen. Eine schauerliche, ö d e F l ä ch e breitet sich dann dem Blicke aus; sie ist klafterhoch mit gestockter Dammerde bedeckt, die nun den Ort bezeichnet, wo in friedlichen Hütten gottesfürchtige heitere Menschen lebten.

Dunkle Föhrenwälder, wundersam gestaltete Felsen und weit umher zerstreute Hütten und Gehöfte, wovon einige sich thurmartig *) aus dem Grunde heben, vollenden das eigenthümliche Bild dieses im Herzen Tirols gelegenen engen Thales, in welches keine Fahrstraße führt und das nur der Wanderer und der Säumer mit seinen Rossen betritt.

---

*) Es sind dies meist Schildhöfe, an einzelne Getreue verliehen, welche früher bei feierlichen Hoffesten als Wache zu erscheinen hatten.

Treu hängen auch die Bewohner dieses von der Natur so wunderbar ausgestatteten Thales an dem Kaiserhause. Wie die übrigen Tiroler, die stets mit Innigkeit der römisch katholischen Kirche zugethan waren, sind auch die Passeirer fromm, und so fest und unbeweglich wie ihre Felsen, so stark und unveränderlich sind sie in ihren Begriffen und Sitten; ferner sind sie rührig und kraftvoll, doch ernster und roher wie die übrigen Tiroler, was wohl von den Gefahren, mit welchen sie beständig zu kämpfen haben, wie auch von dem seltenen Besuch der Fremden herrühren mag. Wenig gilt bei ihnen das Leben eines Menschen, und da in einem Thale, wo die Kellerlahn gehaust, oft auf Stundenweite kein Grashalm wächst, so mäht mancher arme Mann, um für seine Kuh auf eine Mahlzeit nur Futter zu erhalten, an abschüssigen Bergwänden in Schwindelhöhen einen Grasfleck ab. Stürzt nun zuweilen ein Solcher herab, so macht man wenig Aufhebens nnd sagt einfach: „Er ist zu Tode gescheipt" oder „geschipen."

So sind nun die Bewohner jenes Thales beschaffen, in welches der greise Passeirer hinaus schaute, das Auge zum Monde erhoben und in Gedanken bei Gott, den er in einem leisen, inbrünstigen Gebete anflehte, Er möge dem schwergedrückten Lande seinen angestammten Herrscher, den allgeliebten Vater Franz, zurückgeben.

Da regte es sich in der Nebenkammer, die Thüre ging auf und bleich und scheu hinter sich blickend schritt in halb wachem Zustande einer der Söhne des greisen

Tirolers heraus. Der am Fenster Stehende wendete sich um, und den Sohn, der noch immer von den Einwirkungen eines gehabten Traumes ergriffen schien, bei dem Arm rüttelnd rief er: „Franz, was treibst denn?"

Der Angeredete, ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, rieb sich den Schlaf aus den Augen, dehnte die kräftigen Glieder und in das Gesicht des Vaters blickend erwachte er völlig. Schwer athmete er dann auf, setzte sich auf die roh gezimmerte Ofenbank und sagte: „Ich hab' einen wunderlichen Traum g'habt."

„Was hat Dir denn träumt?"

„Mir ist's vorkommen ich steh' z' Innsbruck in der Franziskanerkirch' am Grabmahl Maximilian's I. Unter den Helden, die sich der hohe ritterliche Herr zu Wächtern seiner Gruft bestellte und die im schwarzen Erz fortleben, suchte ich den Stammvater des Hauses Oesterreich, Rudolph von Habsburg, in dessen langem hagerm G'sicht sich die Züge des guten Kaisers Franz so ähnlich zeig'n, als sei dieser sein nächster Erbe g'wesen. O Vater, da ist mir's Herz und d' Aug'n gleichzeitig übergangen und unbeweglich an dem Erzguß Rudolphs von Habsburg hinauf in sein ernstes Antlitz schauend, rief ich überwältigt von Schmerz und Leid: Tirol ist vom Herzen Oesterreichs losg'rissen und es hat sogar seinen alten Namen verloren. Hörst Du's, Stammvater von Oesterreich und Du Friedrich, der Du so vergnügt niederschaust als thuest Du Dir gar Viel auf

die leere Tasch' zu gut, die Du denen zum Trutz, die Dich deiner Armuth halber verspotteten, zurück g'lassen hast! Hörst Du's, Du ritterlicher Bändiger der Stolzen und Ungerechten, dein geliebtes Tirol tragt Fesseln und an den Stadtthoren hat man den Doppeladler aus'gwischt und den baierischen Löw'n hing'malt! Auch Du, erlauchter Maximilian, der Du im Kreis dieser Königsbilder knie'st, vernimm's: 'S gibt kein Tirol mehr! — Als ich so g'ruf'n hab', Vater, ist mir's vorkommen, als schauen die Fürsten plötzlich gar finster auf mich nieder. Der schwarze Guß ihres Erzes wurde lebendig; ein dumpfer Lärm drang zu meinem Ohr und ich sah die Fürsten niedersteigen und sich waffnen. Das ganze Schiff der Kirche wiederhallte vom Gerassel der Panzer, Rüstungen und Schilde und aus der silbernen Seitenkapell' *) stieg die weiße Marmorg'stalt des Erzherzogs Ferdinand von dem Grabmal nieder und trat unter die Fürstenbilder von schwarzem Erzguß. Vor Erstaunen und heiligem Schauer hat mein Herz fast in der Brust z' schlagen aufg'hört; da fing die Orgel plötzlich an zu ertönen, von unsichtbaren Händen wurden die Altäre festlich g'schmückt, zahllose Lichter strahlten und die ehernen Fürsten, unter deren Tritten die Gruftgewölbe erzitterten, sanken auf die Kniee und falteten die Hände. Auch ich sank hinter einem Pfeiler nieder nnd schaute unter Freud' und Grauen auf die Betenden, über

*) Sogenannt nach dem silbernen Bild der Himmelskönigin.

welchen der Doppeladler Oesterreichs gleich dem heiligen Geiste schwebte. Stolz wog er seine Krone, Reichsapfel, Scepter und Schwert; er stieg immer höher, die Decke der Kirche wich und er schwang sich hinaus und sein Schrei rief ganz Tirol zu den Waffen. In den Wolken donnerte es, Blitz' fuhren nieder und das ganze Gebirg' wiederhallte von dem Knall der Büchsen und von grausem Schlachtenlärm. Die Kirche war leer, die Lichter erloschen und nur die heilige Lampe am Hochaltar' brannte noch; sie beleuchtete mit mattem Schimmer das Grabmal Maximilians, von welchem die Fürstenbilder alle mit dem Doppeladler in den Kampf gezogen waren. Ein Lorbeerkranz, getränkt mit Blut, hing an dem Grabmal. — Da bin ich wach worden, Vater, und bin heraus tappt in die Stube; immer hab' ich noch die G'stalten von Erzguß, das Schwert in der Eisenfaust, g'sehen; auch den Schrei des Doppeladlers hab' ich deutlich g'hört und g'sehen wie er sich kraus machte und seine Fittige schüttelte, die Feinde maß, und sie mit seinen mächtigen Schwingen niederschlug! Doch, was habt Ihr, Vater?" frug jetzt der junge Tiroler, dessen Liebe und Begeisterung für das Haus Oesterreich ihm im Traume ein so gewaltiges Bild gezeigt. „S'ist Mitternacht vorbei und ich treff' Euch am offenen Fenster völlig angezogen und wach."

„Franz, du hast einen schönen Traum g'habt und Gott, der Herr, geb's, daß wir bald den Schrei des lieben Doppeladlers wieder in unsern Bergen hören! Er soll wahrhaftig nicht vergebens rufen, wir werden ihm

treulich beistehen und unsern Stutz'n ein anderes Ziel als 's Schwarze auf der Scheib'n geben. Schau, du hast mich g'fragt, was ich hab'? — Kummer hab' ich und 's Herz ist mir so voll, daß mich sein Schlagen aufweckt, wenn ich mich zur Ruh' niederleg. Da hab' ich denn d'Zeitung in d'Hand genommen und die Zeilen wieder g'lesen, in welchen unser guter Kaiser seinen Schmerz ausspricht, daß gebieterische Umstände ihn zwungen haben der Beherrschung Tirols zu entsagen. Wie schwer das Opfer ihm falle das wissen wir Tiroler selbst, sagt er, weßhalb er auch keine Worte d'rüber verlieren woll', weil sie nur die Wunden aufreißen würden, welche die von unglücklichen Ereignissen veranlaßte ihm abgenöthigte Trennung von so werth geschätzten Unterthanen ihm und uns g'schlag'n hat. O guter Kaiser, hab' ich da zu mir selber g'sagt, red' ihn immer raus dein' Schmerz, denn die Wunden, die du aufzureißen dich fürchtest, sind schon offen und bluten heftig. Dabei ist mir's so bang und ängstlich worden, daß ich hab' 's Fenster aufmach'n und frische Luft schöpf'n müssen. Hinauf g'schaut hab' ich zu den lieben funkelnden Sternen und Gott den Herrn bitt', Er mög' uns unsern guten kaiserlichen Vater wieder schenken. So oft ich denk', daß wir aufg'hört haben Tiroler z'sein, weint mir's Herz in der Brust, und was Du in deinem Traum in der Franziskanerkirch'n den Fürsten aus schwarzem Erz zug'ruf'n hast: Es gibt kein Tirol mehr, s'nämliche hab' ich hier zu mir selber g'sagt. Der Schlaf hat mich g'flohen und da hab' ich denkt, es sei 's Beste, wenn ich wach' und bet' und mit Gott

unserm lieben Kaiser Franz und dem guten Erzherzog Johann in Gedank'n red', mit ihm, der uns beim Abschied 's Herz dadurch leichter z' machen g'sucht hat, indem er uns versicherte wir werden wieder österreichisch. Dabei aber hat er g'weint und wir sind seit der Zeit baierisch blieb'n."

„Es ist nicht g'rad d' Folg', daß das, was drei Jahr dauert hat, immer so dauern soll, und erst verwichenen Abends hab' ich einen Mann g'sproch'n, der von Wien zurück kam und mit dem Erzherzog Johann selbst g'red't hat. — „„Franz,"" hat der Mann zu mir g'sagt, „„schau' nicht so schwermüthig d'rein, denn in Oesterreich rüstet man sich zum Krieg' und eh' wir's denken, geht der Tanz los."" Mit dem Gedanken, Vater, 's werd' bald los gehen und wir wieder österreichisch werden, hab' ich mich zur Ruh' g'legt und da hat mir's denn von unserm lieben Doppeladler, von den Fürsten, die am Grabmal des ritterlichen Maximilian in der Kapuzinerkirch' stehen, und vom Ausbruch des Kampfes träumt!"

„Was habt ihr denn noch in so später Nacht?" ließ sich jetzt aus der Kammer eine weibliche Stimme vernehmen; „legt euch in's Bett und verplaudert nicht die Ruhestunden. Der Schlaf ist ja für uns jetzt so's einzige Glück."

„Ach liebe Mutter," entgegnete der alte Tiroler, indem er seinen ergrauten Bart, der ihm bis zur Brust herabreichte, strich, „wer wird sich auf's Ohr legen, das Elend des Landes vergessen und schlafen können."

„Wird's besser, wenn Du wachst?"

„Wird's auch für's Land nicht besser, so wird mir doch 's G'müth leichter, denn wenn ich wach' und wenn's so still ist und ich nachdenk' über das, was wir waren und was wir jetzt sind, so muß ich weinen und die Thränen thun mir wohl! Wenn ich dann d' Händ z'samm leg' und bet', so stärkt mich's; manchmal mein' ich es sei Alles wieder beim Alten, fühl mich dabei glücklich und täusch' mich gern so."

Ein leises Schluchzen ließ sich da aus der Nebenkammer vernehmen und alsbald trat, völlig angekleidet, die Hausfrau, eine kräftige Alte, mit einem frommen, herzensguten Gesichte zu den Beiden in die Wohnstube heraus. Sie trocknete sich mit der Schürze die Augen, setzte sich zwischen den Hausvater und den Sohn auf die Holzbank und während der Letztere ihr den gehabten Traum erzählte, dem sie in ihrem religiösen Sinne eine gar hohe Bedeutung beilegte, färbte das Roth frommer Hoffnungen ihre Wangen. „Ja, ja," sprach sie die Hände faltend, „man treibt's mit uns z' arg und ich glaub's selbst, daß es nimmer lang so dauern kann. Unter Strafandrohung ist uns der Gottesdienst in der heiligen Christnacht verboten, die Rorateämter in der Adventzeit sind abg'schafft wie auch die Wettersegen und Prozessionen. Wer an einem von der neuen Regierung verbotenen Feiertag das Andenken an denselben durch das Anziehen seines Sonntagsrock's zu erkennen gibt, verfällt in Geld- und Leibesstrafe; auch hat man uns verboten einen Umgang mit Kreuz und Fahnen z' halt'n, um unsern lieb'n Herrn um Regen oder Sonnenschein, um eine gesegnete Ernte oder

um Hilfe in sonstigen schweren Anliegen z' bitt'n. Ist das nicht ein wahres Heidenthum, das man uns aufdringen will?"

„Ja Mutter es ist eine kalte Wirthschaft," entgegnete der alte Tiroler; „wenn man früher s' Scheidungsglöckl g'läut hat, so hab'n die, die's hörten, den Hut vom Kopf g'nommen, die Händ' g'faltet und ein andächtiges Vaterunser für den gebetet, der in den letzt'n Zügen lag. Dabei ist Jeder g'mahnt worden, daß d' Welt unsere eigentliche Heimath nicht sei und daß der Herr den Einen früher, den Andern später, Alle aber sicher zu sich ruft. Das hat's G'müth bewahrt vor Eitelkeit und Stolz und hat dem Herz eine fromme Richtung geb'n. Das Scheidungsläut'n ist jetzt aber auch verbot'n wie das früher übliche Feierabendgeläut. Geistliche, zu denen wir Zutrauen hab'n, nimmt man uns und gibt uns andere, die alles Mögliche von der Kanz'l runter anpreis'n, von dem wir nichts hör'n woll'n, weil wir nur zwei Herrn, Gott und unserm lieben Kaiser Franz dienen mögen. Ich bin früher, Du weißt's Mutter, in St. Martin*) ein fleißiger Kirchenbesucher g'wesen, jetzt aber bet' ich z' Haus, denn ich kann dem neuen Herrn nicht g'rad in's G'sicht sehen, der die uns verhaßten Neuerungen nicht genug loben kann und unsern frühern Herrn Pfarrer bei der Regierung so ang'schwärzt hat, daß man ihm Soldaten in's Haus schickte und ihn von seinem Post'n wegnahm."

*) Pfarre in Passeier.

„Wie g'sagt, es ist z'arg," stimmte die alte Gebirglerin ihrem Manne bei, „wie man mit uns und den Geistlichen umgeht, die wir lieb hab'n; weil's aber wirklich z'arg ist, schau, so glaub' und vertrau' ich, der liebe Gott werd' sich in's Mittel leg'n. Recht bleibt Recht und 's Schlechte, wenn man's auch mit noch so verzuckerten Wort'n vorbringt, bleibt schlecht. Geht deshalb in's Bett und vertrau't auf Gott; Er wird's schon recht mach'n. Legt euch zur Ruh', denn 's können bald Tage kommen, wo wir unsere volle Kraft brauchen, um durch die That zu beweisen, daß wir noch die alten Tiroler sind, und daß ein bis'l mehr dazu g'hört uns umz'ändern, als ein Pinselstrich auf der Landkart'n."

„Ja Mutter, die Tag' kommen!" rief Georg, der zweite Sohn dieser christlichen und dem Kaiser gar treu ergebenen Familie, den das Gespräch, welches in der Wohnstube geführt wurde, geweckt hatte und der nun auch zu den Andern heraus trat. „Der Limonehansl ist von Wien zurückkommen und hat Nachricht'n mitgebracht, die jeden Tiroler mit Lust und Freud' erfüll'n; wie d' Frühlingsblumen unterm Schnee wachsen, ohne daß man's sieht, so arbeitet unser lieber Erzherzog Johann in Gratz und Wien an der Wiedervereinigung Tirols mit Österreich und der gute Kaiser Franz hat's auch satt dem Napoleon gegenüber länger den Demüthigen z' spiel'n. Viel hat er duldet der gottesfürchtige Kaiser, jetzt aber hat er's g'nug und zieht seine Truppen z'sammen. Er ist auf's Äußerste entschlossen und wenn auch all' seine Verbün-

deten nicht zu ihm helf'n, so wagt er halt den Kampf allein mit seinem treuen Volk und wir Tiroler wag'n's mit ihm; mit ihm z'sieg'n oder z'sterb'n ist Jeder bereit und Alle möchten heut' lieber wie morg'n nach dem Stutz'n greifen. Nächstens kommen beim Hofer drunten im Wirthshaus' am Sand viele Tiroler z'sammen, um sich mit ihm zu bered'n und ich glaub' immer, daß, eh' noch der Schnee schmilzt, wir das Glück und die Freud' hab'n die Oesterreicher in unsern Berg'n zu begrüßen."

„Ja der Hofer ist der rechte Mann," entgegnete, in die Vergangenheit wie in die Zukunft blickend, die alte Passeierin; „es war gegen Ende November anno **1767** gegen Mitternacht als er gebor'n wurde, und die Hebamme Maria Henlin von Matatz erzählte mir am folgenden Tag in der Kirche zu St. Leonhard, wo der Kooperator Kraft den Andrä taufte, daß sie, als er zur Welt kam, ober der Platterspitze einen Stern in der Gestalt eines Jagdg'wehr's g'seh'n hat, der seinen Schein gerade auf das Sandwirthshaus niederstrahlte. Auch andere Leut' haben damals diesen Stern bemerkt und wer weiß ob's nicht ein Zeichen des Himmels war, daß der gottesfürchtige Hofer mit seinem Stutz'n unserm Herrn und Kaiser einmal gute Dienste leisten werde. Gelt, Georg, der Hofer war ja erst in Wien?"

„Ei freilich Mutter, und besser, wie ich's kann, wird Dir morgen der Limonehansl erzählen, wie's in Wien aussieht und was zwischen Jenen ausg'macht wurde, die unsern allergnädigsten Kaiser und den

Erzherzog Johann g'sproch'n hab'n. Der Limonehansl war auch bei unserm Bruder Fritz, der wirklich vom Bilderhändler ein g'schickter Maler g'word'n sein soll; er hat ihn troff'n, wie er eben an der Staffelei g'seß'n ist und ein Bild g'malt hat. Von dem Bild' war noch nichts fertig als der Kopf und der noch nicht ganz, aber der Limonehansl hat den Hut abg'nommen und 's Bild küßt, denn er hat das gute G'sicht, das ihn so väterlich ang'schaut hat, gleich kennt; 's war unser guter Kaiser Franz."

Anfangs leise und dann laut fing das alte Mütterlein zu schluchzen an; Wehmuth und Freude bewegten ihr Herz.

„Er malt's, was er sich denkt und zurückwünscht, und wir sagn's täglich einander und klag'n's Gott und seiner heiligen Mutter und erbitten's von ihnen! Schau Mutter wir hab'n alle eine G'sinnung. Trockn' Dir daher d' Aug'n und freu' Dich statt daß du weinst!" So sprechend, drückte der Greis seiner Hausfrau bewegt die Hand und die Morgendämmerung, deren Streiflichter über die Berge zu dem Fenster herein fielen, zeigten der Familie an, man habe die Nacht verplaudert. Keiner dieser wackern Menschen grämte sich jedoch darüber, denn für die Eindrücke, welche die Herzen gehabt, gaben sie alle freudig Schlaf und Ruhe hin. Die Oellampe war erloschen, eine andere Leuchte aber ging am Himmel auf; die Sonne stieg über die Gletscher empor und die Spur der Thränen, die das Dämmerlicht vorhin verhüllte, war jetzt deutlich in den Augen

Aller zu lesen. Wie gewöhnlich begrüßten diese Wackern den Tag mit einem inbrünstigen Gebet, dann gingen sie ihren häuslichen Geschäften nach, dachten dabei an den Doppeladler, den Franz in seinem Traume gar thätig gesehen, und harrten und hofften und suchten ihre Sehnsucht im Vertrauen auf Gott zu stillen.

Wie hier, so wurde damals in dem von Oesterreich losgetrennten Gebirgslande von den Familien manche Nacht wachend hingebracht. Ganz Tirol belebte ja nur ein Gedanke: die Befreiung; alle Herzen durchzitterte derselbe gewaltige Puls: Die Liebe zu dem Kaiserhause.

III.

Nachrichten aus der Kaiserstadt.

Zu den Wundern jener außerordentlichen Zeiten muß man als eines der merkwürdigsten den so zu sagen Mann gegen Mann geführten Kampf zwischen Pius VII. und Napoleon zählen. „Es war ein schönes Schauspiel, das eines entwaffneten Papstes, der dem Willen des Beherrschers von Frankreich, Deutschland und Italien widersteht, seinen Zorn mitleidig belächelt und seiner Rache Trotz bietet.“ So äußerte sich, zur Ehrfurcht und Bewunderung hingerissen, ein berühmter französischer Historiker in

Folge der unerhörten Attentate, die sich Napoleon gegen den Papst erlaubte, die aber alle nicht vermochten denselben zu erschüttern. Es lag wahrhaftig etwas ungemein Hohes und Großes in diesem Kampfe Pius VII. gegen den Unterjocher der Nationen, und neben der gewaltigen Figur des unbezwinglichen Napoleon nimmt das ruhige und edle Bild des Papstes einen schönen Platz ein.

Pius VII. hatte Napoleon in der frommen Hoffnung zum Kaiser gesalbt diese heilige Handlung werde sein Herz erweichen und ihn endlich den Geboten des Rechts zugänglich machen; bitter sah sich aber der heilige Vater in seinen Erwartungen getäuscht, denn statt der Billigkeit, nach so vielen Rechtsverletzungen, Gehör zu schenken, wollte Napoleon in seinem verbrecherischen Uebermuthe sogar den römischen Papst zum Mitgenossen seiner Frevel machen. Hand in Hand mit Napoleon sollte der Statthalter Christi gehen, seine Häfen den Engländern verschließen und Alles gutheißen, was der Korse verübte. Weil nun solche ungerechte Forderungen an der festen Gewissenhaftigkeit und Heiligkeit des Papstes scheiterten und er auch die Anerkennung des Königs Josef von Neapel verweigerte, so wurden ihm seine Staaten geraubt, die Cardinäle von seiner Seite entfernt und der ehrwürdige Greis, der mit dem Schweiße seiner Unterthanen französische Heere genährt und Napoleon gesalbt hatte, er, der Frankreich in seinem politischeu Betragen nie Veranlassung zu einer Beschwerde gab, war nun in seinem eigenen

Palaste ein Gefangener, bewacht von französischen Soldaten, die ihn verhöhnten. — — —

So war der Stand der Dinge in Rom, als Oesterreich im Jahre 1809 sich zum zweiten Kriege gegen den französischen Kriegskolloß vorbereitete. Die frevelhaften Mißhandlungen des Papstes, dessen Regierung weise Sparsamkeit, Beförderung des Handels, ernstes Zurückfordern der verschleuderten Kirchengüter und eine stets hilfreiche Liebe zu der armen Klasse seiner Unterthanen auszeichnete, welche er durch eifrige Nachgrabungen beschäftigte, entrüsteten jedes fühlende Herz. Es äußerten diese Mißhandlungen einen bedeutenden Einfluß auf die Beschlüsse des österreichischen Hofes, während die spanischen Ereignisse am Wiener-Hofe und bei den Völkern der österreichischen Kronländer einen doppelten Eindruck hervorbrachten. Die beispiellose Treulosigkeit, womit Napoleon die spanische Königsfamilie um ihr Reich betrog, berechtigte zu den Befürchtungen, der Eroberer wolle auf dem Continent keinen unabhängigen Staat neben sich bestehen lassen und man glaubte, auch die österreichische Monarchie bedrohe das Schicksal drücken der Abhängigkeit wenn nicht gar das, gänzlicher Zerstücklung. Oesterreich stand ohnehin Napoleon in seinen Plänen gegen die Türkei im Wege, und das Cabinet von Wien hatte bereits mehrere Male das Ansuchen des Zwingherrn, seinen Truppen den Durchzug zu gewähren und bei der Theilung dieses Reiches mitzuwirken, aus dem Grunde abgelehnt, weil es von jeher dem Systeme treu blieb: Gerechtigkeit in

allen Verhältnissen zum Auslande und Schutz alles zu Rechte Bestehenden.

Wenn nun aber einerseits die Frevel, die sich Napoleon gegen Spanien erlaubte, Besorgnisse anregten, was er, wenn er auch dieses Reich unterjocht, gegen Oesterreich unternehmen werde, so wurde der Muth dieses Staates, seines glorreichen Monarchen, seiner Großen und seiner Bevölkerung wieder dadurch gehoben, daß dießmal die Dekrete Napoleons nicht wie früher Schicksalsorakel waren, denn weder sein Wille noch seine **100,000** Mann starke Armee hatten hingereicht die Spanier, die sich mit Begeisterung und mit einer bewunderungswürdigen Todesverachtung schlugen, zur Unterwerfung zu vermögen.

Die Rüstungen des österreichischen Hofes, von welchen Napoleon alsbald Kunde erhielt, kamen ihm unter solchen Umständen mehr als ungelegen, denn er beabsichtigte ganz Spanien durch übergewaltige Streitkräfte sich dennoch zu unterwerfen um dann seine weitern Pläne rückenfrei verfolgen zu können. Die Gewißheit, Oesterreich sei nicht gewillt auf seine europäische Diktatur länger gleichgültig hinzublicken, sah er schon in Mitte seiner spanischen Triumphe aus Nachrichten sich entfalten, die von ausgedehnten Rüstungen in den Kaiserstaaten redeten. Ein lebhafter Notenwechsel zwischen dem französischen und österreichischen Cabinet begann, in welchem das Erstere die Einstellung der Rüstungen in den kaiserlichen Staaten forderte. Von österreichischer Seite wurden aber

weder die napoleonischen Drohungen, noch die Versicherungen seiner freundschaftlichen Gesinnung viel beachtet, denn man wußte bereits, daß man es mit einem Gewaltigen zu thun habe, dem nichts heilig sei als sein Wille; Redensarten konnten nicht mehr täuschen, denn die verderbliche praktische Wirkung, welche die napoleonische Eroberungssucht bereits auf ganz Europa äußerte, lag zu klar vor Jedermanns Augen. Während des Notenwechsels nahmen die Rüstungen Oesterreichs einen beschleunigten Fortgang und von Allem, was in Wien vorging, erhielt auch das fern liegende Tirol Kunde.

Als nämlich das dem Kaiserhause treu ergebene Gebirgsland in dem Friedenstractat von Preßburg an Baiern kam, hatte der Kaiser jenen Beamten, welche den Wunsch hegten, ihm auch in Zukunft zu dienen, väterliche Aufnahme und thunlichste Unterbringung zugesichert. Dieser allerhuldvollsten Einladung folgten alle Jene, welche nicht durch Familien- oder andere Verhältnisse davon abgehalten wurden, und diese Auswanderer waren es zuvörderst, welche mit ihren Verwandten und Freunden in Tirol einen lebhaften brieflichen Verkehr unterhielten und sich über alle Schritte und Maßregeln der baierischen Regierung genau unterrichten ließen. Da gab es nun einen überaus reichlichen Stoff, und je mehr die Unzufriedenheit in Tirol wuchs, und je kläglicher die Briefe lauteten, um so tröstendere Antworten kamen von Wien zurück. Viele Tiroler aus allen Volksklassen reisten auch von Zeit zu Zeit in die österreichischen

Provinzen und selbst bis in die Kaiserstadt, von wo sie stets die Hoffnung in ihre Berge trugen, Tirol werde bald wieder österreichisch.

In dem neuen Kriegsplane wider Frankreich rechnete Kaiser Franz mit Zuversicht auf die Unterstützung jener Länder, welche von Oesterreich zuletzt abgerissen wurden, und zwar hauptsächlich auf Tirol und Vorarlberg. Um sich zu verständigen, bediente man sich einer geheimen Correspondenz, die nur der Eingeweihte verstehen konnte. Vertraute Boten wanderten im Gebirge beständig ab- und aufwärts und die vielseitigen und ganz unbeachteten Berührungen zwischen Tirol und Salzburg durch das Ziller- und Brixenthal mit dem Pinzgau, sowie durch Pusterthal mit den salzburgischen Pfleggerichten: Lengberg und Windischmatrey, dann mit Kärnthen erleichterten ungemein die fortwährenden Communicationen, deren Mittelpunkt und Leitstern Erzherzog Johann war, den die Tiroler wie ihren Schutzpatron verehrten.

Briefe, welche in Rücksicht rascherer Beförderung nicht durch solche Boten getragen, sondern der Post übergeben wurden, enthielten das Geheimniß einer einheitlichen Schilderhebung unter dem allegorischen Bilde einer Brautwerbung. Tirol war die Braut und die verschiedenen Gegenstände ihrer Ausstattung bezeichneten die Erfordernisse und Rüstungen zum nahen Krieg. Unter dem Bilde des Bräutigams erschien der Erzherzog Johann, um seinem Versprechen getreu die ihm so theure Verlobte heimzuführen, das

Land von dem ihm aufgedrungenen Joche zu befreien und eine kostbare Perle der österreichischen Kaiserkrone zurückzustellen. Je eifriger und lästiger die Maßregeln der neuen Regierung wurden, desto kläglicher lauteten die Briefe der Braut, desto mehr steigerte sich ihr Verlangen nach Schutz, nach der Hochzeit — der Bluthochzeit. — — —

So spannte sich das Netz des Einverständnisses in tausend Fäden über das ganze Land aus und unter den Vielen, die darum wußten, gab es nicht einen Verräther. Nicht die mindeste Ahnung von der Möglichkeit dessen, was unter ihren Augen vorging, hatte die Regierung und eine blinde Zuversicht auf die Gewalt der Waffen bethörte selbst die Vorsichtigsten.

Jede Regierung spiegelt sich in ihren Beamten wieder, und wenn nun diese, besonders in einem neu erworbenen Lande, auftreten, wo noch die Bande der Liebe, der Treue der Gewohnheit wie die Erinnerung an genossenes Gute vergangener Zeiten die Herzen nmfangen, da sollte stets bei der Auswahl der Werkzeuge der öffentlichen Macht mit besonderer Sorgfalt zu Werke gegangen werden. Ein wenig aufgeklärtes Volk sieht immer nur auf das Nächstliegende. Das, was ihm die Diener zufügen, überträgt es auf den Herrn, und so kam es denn, daß schon während der wenigen Jahre ein Haß selbst gegen den baierischen Herrscher entbrannte, der außerdem unerklärlich schien, denn König Marimilian Josef war ein guter Regent, dessen Andenken in Baiern immer gesegnet bleiben wird; auch mit den Tirolern

meinte er es wohl, und gar manche seiner Anordnungen wurde von denselben nur deßhalb verkannt, weil ihre Gemüther allzusehr an dem Alten hingen und ihre Liebe zu dem Hause Oesterreich im echten Sinne des Wortes eine unauslöschliche war. Die kirchlichen Reformen, die besonders im Etschlande böses Blut machten, und worin die Tiroler Anklänge der französischen Kirchenstürme zu sehen meinten, fielen wohl mehr dem damaligen Zeitgeiste als der baierischen Regierung zur Last, daß aber der zum Kreishauptmann in Pusterthal ernannte Hofstetten, dessen Lebenswandel dem sittenreinen Volke mißfiel, in blindem Eifer die Kapuziner aus dem Kloster von Meran durch Soldaten vertreiben ließ, daß die Fürstbischöfe von Trient und Chur, die sich den Neuerungen widersetzten, nebst andern Geistlichen abgeführt und in's Gefängniß geworfen wurden, das mußte ungünstig auf ein Volk wirken, welches mit der größten Anhänglichkeit an seinen Priestern festhielt. Ein frommer kindlicher Sinn ist ein schönes Erbtheil für ein Volk und kann zu feuriger Begeisterung für alles Gute angefacht werden, denn eine glaubenslose Masse kennt nur die niedern Antriebe der Selbstsucht, des Eigennutzes und ist nie eines großartigen nachhaltigen Aufschwunges fähig. Diesem frommen kindlichen Sinne wurde aber von den baierischen Beamten gerade am wenigsten Rechnung getragen. Ferner wußten die Tiroler von Alters her nicht anders, als daß, wenn die Feuerzeichen auf den Bergen nächtlicher Weile auflodern-

ten und die Sturmglocken in den Thälern ertönten, die Stunden ernster Pflichterfüllung gekommen seien. Nie fehlte da der Sohn der Berge auf dem Sammelplatze und das Leben sank im Preise, wenn es galt die Treue und die Liebe zu dem Hause Oesterreich durch die That zu beweisen, während der regelmäßige Kriegesdienst jedem Tiroler bis in den Tod verhaßt war. Die baierische Regierung verlangte nun von Tirol nicht mehr, als was jeder andere Theil des Königreiches zu leisten hatte und darin lag wahrhaftig keine Unbilligkeit; für den Tiroler aber gab es kein verhaßteres Wort als das: Rekrutenstellung. Die freiwillige Werbung hätten die Tiroler sich wohl gefallen lassen, die gezwungene Aushebung verletzte sie jedoch tief und so gab es denn der Veranlassungen viele, um einen Zündstoff anzuhäufen, der nur eines unerheblichen Fünkchens bedurfte, um zur hellen mächtigen Flamme aufzulodern.

Dem Auflodern dieser Flamme harrten die Tiroler nun beständig während ihres Treibens in den Hütten, und wie die Familien dort, so beteten die Bergleute tief unten im Schachte, der Säumer auf rauhen Pfaden, wo ihn und seine Rosse die Lavinen bedrohten, und der Jäger hoch oben auf dem luftigen Gemssteige für eine baldige Befreiung Tirols. Unter Herzklopfen vernahm man jede Nachricht, die von Wien kam, und Jung und Alt drängte sich um einen Boten aus der Kaiserstadt.

Voll Ungeduld sahen auch der greise Passeier, dessen Hausfrau und die Söhne der Beiden, welche

sämmtlich den größten Theil der verwichenen Nacht durchwachten, dem Erscheinen des sogenannten Limonehansl entgegen, der seit vielen Jahren schon mit der Kraxe auf dem Rücken Südfrüchte in das Ausland trug und dort verwerthete. Endlich erschien der so sehnsüchtig Herbeigewünschte und als er in die reinlich gescheuerte Stube trat, die ein schön geschnitztes Crucifix aus Zirbelholz, ein paar Scheiben, ein Hirschgeweih und einige Stutzen schmückten, die an sogenannten Gemskrücken*) aufgehangen waren, so tauchte er die Finger in ein Gefäß mit Weihwasser, das nächst der Thüre des Tirolers nicht fehlt, besprengte sich das von der Märzsonne gebräunte Gesicht und grüßte die ihm Entgegeneilenden mit einem andächtigen: „Gelobt sei Jesus Christus."

„In Ewigkeit," entgegneten ihm die Andern, ergriffen dann seine Hände, schüttelten sie treuherzig und bestürmten ihn so sehr mit Fragen, daß er sich lächelnd die Ohren zuhielt, sich auf einen Stuhl setzte und erst dann zu erzählen anfing, als die Lippen der Umstehenden sich nicht mehr bewegten. „Ihr wißt," begann er, „daß Mitte Jänner der Andrä Hofer mit dem Gastwirth zu Bruneck, der sich Gruber schreibt, und mit Nessing nach Wien abreiste. Als sie dort ankamen, fanden sie an dem kaiserlichen Büchsenspanner Anton Steger einen thätigen Genossen, der sie gleich mit den wünschenswerthesten Personen bekannt machte. Beim Erzherzog Johann, der bereits zum Oberbefehlshaber der nach Italien und Tirol bestimmten

*) Gehörn der Gemse.

Armee von Inneröſterreich ernannt war, erhielten's ſogleich Audienz; in dem G'ſpräch mit dem guten Erzherzog kam viel Muth und Hoffnung in ihre Herzen und der Freiherr von Hormayr, an den ſie in Betreff eines förmlichen Plan's zur Befreiung Tirols ang'wieſ'n wurden, hat ſie mit Allem bekannt g'macht, wie auf dem kürzeſten Weg eine Wiedervereinigung Tirols mit Oeſterreich zu bewerkſtelligen ſei. Mit Allem vertraut, kehrten dann der Hofer, der Gruber und der Neſſing auf verſchied'nen Wegen, um keinen Verdacht zu erwecken, nach Tirol zurück; der Hofer reiſte über Salzburg durch Lofers in's untere Innthal und machte da die Bekanntſchaft des Jakob Siberer, der zu Langkampfen Wirth iſt, des Robert Winterſteller z' Kirchdorf, des Wirths zu Jochberg, Anton Oppacher und noch mehrerer wackerer Männer. Auch mit vielen Gaſtwirthen am Inn, denen der Hofer Einfluß auf die Volksmeinung zutraute, erneuerte er ſeine frühern freundſchaftlichen Verhältniſſe und machte ſie alle mit den Anſchlägen für die nächſte Zukunft genau bekannt. Ignaz Straub, Gaſtwirth zur goldenen Krone in Hall, theilte nun vielen Andern ſein Geheimniß mit, und während der ſo that und Joſef Speckbacher ihn mit feurigem Eifer unterſtützte, beredete ſich Hofer mit dem Elias Domanig und dem Johann Etſchmann, Wirth in der Schupfen, und verpflichtete dieſe durch Handſchlag und Wort, das obere Innthal und das alte Lechthal auf das, was geſchehen ſolle, vorzubereiten. Der Gaſthausbeſitzer Eiſenſtecken ſoll ſeit der Zeit nur mehr ſo viel g'ſchlaf'n haben, als

nöthig war, um nicht krank z' werden. Nach vielen Besuchen, die der Hofer noch ferner im Gebirg' bei Männern machte, von deren Vermögen und Ansehen er sich die thätigste Mitwirkung zur Befreiung unseres Landes versprach, kam er z' Haus an, ohne daß irgend ein Verdacht auf ihn fiel, und da er von unserm Thal seine Wiener Nachrichten in's Burggrafenamt, in's Nons- und Sulzthal und nach Vintschgau ausbreitete, so kommt mir's sonderbar vor, daß ihr alle nichts Näheres wißt."

„Ei wir hörten wohl Allerlei," sagte da der greise Passeier, „schenkten aber, da wir schon gar lang' vergeb'ns hoffen und harren, der ganzen Sach' kein rechtes Vertrauen und zwar um so weniger, weil wir hörten den Nessing hab' man g'fangen."

„Fangen wollen hab'ns ihn aber bekommen hab'ns ihn nicht!" lachte der Limonehansl; „während Gruber nämlich," fuhr er in seiner Erzählung fort, „über Kärnthen der Heimath zueilte und allenthalben Mitglieder zu dem geheimen Bund' warb, mußte Nessing laut seines Reisepasses über Triest heimkehren, weßhalb er einen vollen Monat vom Hause abwesend war. Das ist nun der Lokalbehörde aufg'fall'n und der Nessing hätt' als verdächtig arretirt werden sollen; der aber hat noch rechtzeitig d' Lunt'n g'rochen, sich schleunig auf's Gebirg g'macht und seit Wochen schon trag'n ihm flinke Jägerbursch'n zu der einsamen Felskupp', wo der arme Narr sitzt, 's Essen zu. Den bekommen's nicht, denn vor er d'Sturmglock'n nicht hört und in der Nacht d' Feuer aufgeh'n sieht,

verlaßt er sein Versteck so wenig, wie der Fuchs den Bau, wenn er weiß, daß der Jäger mit dem Stutz'n auf ihn paßt. Schau't, liebe Leut'ln, so verhält sich d'Sach' und die längste Zeit hab'n wir nun schon duldet und g'harrt. Wan's los geht, das wird der Hofer nächstens drunten am Sand bekannt mach'n, und nach dem, was ich in Wien g'hört und g'sehen hab', bleibt's nicht mehr lang' still. Jedes Herz freut sich, daß unser guter Kaiser den Kampf gegen den Napoleon wieder aufnimmt, der ihn so viel und schwer beleidigt und den heiligen Vater in Rom von seinen Schärgen wie einen Uebelthäter bewachen läßt. Den ganzen Tag werd'n in Wien d' Kirchen nicht leer, denn Jeder trägt sein volles Herz zu Gott, um Ihn z'bitten, die Hoffnungen nicht zu Schanden werd'n z'lassen, die jedem Gemüth so wohl thun; und nun liebe Mutter," wendete sich der Limonehansl zu der alten Frau, welcher er das Verlangen, endlich auch von ihrem Sohne etwas zu vernehmen, im Gesichte ablas, „will ich Dir auch erzählen, was Dein Bub *) z'Wien treibt; er ist eifrig und fleißig und malt g'rad, wie du schon g'hört hab'n wirst, den Kaiser Franz; er hat ihn zum Sprech'n ähnlich troff'n und es freut mich, daß er so g'schickt word'n ist, wie ichs ihm prophezeit hab'. So hübsches Schnitzwerk, wie er schon als Bub g'macht hat, hab' ich selten von einem Erwachsenen g'seh'n, und zeichn't hat er, daß es eine Lust war, ihm zu z'schau'n. Die Küh', die er g'macht hat, hat man

*) So nennt der Tiroler Jeden, der nicht verheirathet ist.

auf'm Papier springen und scherzen seh'n und troff'n hat er Jeden, Alt oder Jung. Daß er nun durch den Bilderhand'l in Wien die Bekanntschaft eines tüchtigen Malers g'macht hat, der ihn in die Lehr nahm, das freut mich; betrübt aber hat mich sein Aussehen. Er hat mich zwar wohl versichert, 's fehl' ihm nichts, mir aber hab'n seine abzehrten weißen Händ' und sein blasses G'sicht nicht g'fall'n; er sitzt z'viel und plagt sich z'viel und das schad't ihm; auch ist er z'lang von z'Haus weg und obgleich er mit dem Eifer zur Kunst die Sehnsucht nach unsern Bergen zu bekämpfen sucht, so hat er doch 's Heimweh. Ich hab' ihm g'rath'n z'sammenz'packen und bald nachz'kommen; da hat er mir d'Hand druckt und g'sagt; „„Jetzt mal' ich zuvor den Kaiser, und ist das g'schehen und gehts in Tirol los, so leg' ich den Pinsel und d' Paletten weg und werd' nicht lang auf mich wart'n lassen; den Kaiser aber,"" hat er g'sagt, „„muß ich z'erst mal'n. Schau Hansl,"" hat er weiter g'red't, „„die Liebe zu unserm guten Vater Franz hat mich schneller in der Malerei tüchtig g'macht, denn der Gedank'n, ich werd' das liebevolle, Ehrfurcht einflößende, fromme Antlitz unsers Herrn und Kaisers mal'n können und so treff'n, daß es Jeder gleich kennt, hat in mir einen Eifer ang'regt, der mich Tag und Nacht nicht hat ruh'n lass'n, denn auch im Schlaf' hab' ich den Kaiser g'sehen.""

„Gott erhalt' ihn den gut'n Bub'n," sprach da das alte Mütterlein, der die Liebe zu dem in der Ferne lebenden Sohne die Thränen in die Augen trieb.

„Gott erhalt' ihn," wiederholte der Greis, „und die Lieb' zu unserm Monarchen bleib' in seinem Herz stets so lebendig, wie jetzt."

Der Limonehansl entledigte sich dann noch vieler inniger Grüße, die ihm der junge Maler an seine Eltern und Geschwister aufgegeben, dann ging er, nachdem man ihn freundlich bewirthet.

Den ganzen Tag über und bis spät in die Nacht hinein redete man unter dem Dache dieser Hütte, wo jedes Herz sehnsüchtig der Befreiung entgegen schlug, von nichts als von den Nachrichten aus der Kaiserstadt.

IV.

Das Heimweh.

In den Alpenthälern Tirols ging nun Hofers Name, von dem man früher nie geahnt hätte, daß er so großen Einfluß auf die tirolischen Angelegenheiten ausüben werde, von Mund zu Mund. Wohl zog Hofer schon im Jahre **1796**, als der linke Flügel der italienischen Armee sich auf Südtirol warf, mit den passeier Schützen zur Besetzung des Tonals aus, stand aber damals in ihren Reihen als gemeiner Landesvertheidiger, leitete nie einen Kampf, der Religion aber redete er wie auch später mit inniger Wärme das Wort.

Der Ausbruch der französischen Staatsumwälzung fiel gerade in Hofers Heirathsjahr, und wie in ganz Tirol, gab sich auch in Passeier ein tiefer Abscheu gegen die Wuth kund, womit die Franzosen ihr Kirchenthum zertrümmert hatten. Einzelne Emigranten, größtentheils bejahrte Priester, wanderten damals häufig durch das Passeierthal, und der Anblick ihrer Leiden verwundete Jedermann das Herz in der frommgläubigen Brust. Die Schilderungen der betrübenden Folgen der französichen Revolution wirkten mächtig auf die empfänglichen Gemüther und im Hinblicke auf die Siege der Franzosen, fing man an für den eigenen Glauben zu fürchten. Um nun das größte aller Uebel — glaubenslose Freigeisterei — von Tirol abzuwenden, strömten die Passeirer haufenweise zum heiligen Blute nach St. Martin, das für die Zeit der Selbstvertheidigung gegen Frankreich eine Bedeutung gewann wie Absam im Innthal und die Frohnwiese bei Bruneck im Pusterthal. Auf diesen religiösen Vereinigungspunkten, wo sich das Volk für den nahen Kampf durch das Gebet und durch fromme Uebungen stärkte, zeichnete sich Andreas Hofer sehr vortheilhaft aus. In seiner schlichten Art ermahnte er die Betgenossen fromm zu leben, damit Gott, der Herr, die alte Religion und die Bruderliebe im Lande erhalte. Hofers Frömmigkeit wurzelte in einem gläubigen Gemüthe und das Gefühl des allgegenwärtigen Gottes begleitete ihn überall; dieses Gefühl gab ihm einen frohen Sinn und machte ihn duldsam und mitleidig gegen alle Men-

schen; als echter praktischer Christ war es ihm ein Bedürfniß seiner Kirche mit Herz und Seele anzuhängen, weßhalb Haß nnd Groll seinem Gemüthe stets fremd blieben. In seiner Jugend zeigte er nicht selten, besonders auf den Märkten zu Latsch, seine Körperkraft, die ihm über die berühmtesten Kampfhähne den Sieg errang. In solchen Fällen legte er stets die höchste Bescheidenheit an den Tag; nichts bezog er auf sich, für Passeier aber, meinte er, müsse man's denn doch aufnehmen und wagen. Dem Besiegten zeigte Hofer stets ein heiteres gutmüthiges Gesicht und ließ nicht nach, bis ein solcher mit ihm aß und trank. Trotz seiner geringen Bildung verrieth er doch überall Verstand, und wie er als Knabe langsam aber fleißig lernte, so griff er auch in spätern Jahren Alles mit Bedachtsamkeit und Ruhe, aber stets bei der praktischen Seite an. Die Studenten in Meran kannten ihn alle gut und hatten ihre innige Freude an dem schönen leutseligen Sandwirth, dessen äußere Gestalt ihm das Herz aller Menschen gewann. War auch die Wirthschaft am Sande nicht eben sehr einträglich, so fühlte sich Hofer im Zusammenleben mit seiner verständigen Frau, die wenig Worte machte, es aber gut mit jedem Wackern meinte, stets glücklich. Da, wie gesagt, die Wirthschaft wenig eintrug und der häufige Mißwachs auch nicht geeignet war Hofers Verhältnisse aufzubessern, so verlegte er sich außer dem Gewerbe eines Schenkwirths auf das Geschäft eines Roß- und Viehhändlers, wodurch er häufig in's Wälschland kam, wobei er so viel Italienisch lernte, daß er sich in der Volksmund-

art fertig ausdrücken konnte. In dem Handel mit den Wälschen verlor Hofer viel Geld, woher der allgemeine Spruch in Passeier rührt: Wäre Andreas Hofer nie über die Spitalbrücke bei Meran gekommen, so wäre er ein wohlhabender Mann geworden. Glücklicher war jedoch der Handelsverkehr des Sandwirthes mit Wein und Branntwein nach dem Innthal, den er mit vielen Saumpferden betrieb, und als der ansehnlichste Säumer unter den 16, welche damals in dem Thale lebten, lernte er die meisten Wirthe am Inn persönlich kennen. Alle diese Leute waren ihm herzlich zugethan; sie sahen ihn gerne und hörten ihn gerne reden, denn gemessen und würdevoll wie seine Haltung und sein Gang waren auch seine Worte; seine Stimme war weich und hell, sein Auge voll Seelenruhe und Heiterkeit und harmonisch und einnehmend sein ganzes Wesen; seine Tracht war die seines Heimaththales und die grüne Jacke, der rothe Brustfleck, die schwarze Ledergurt mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, der ausgeschlagene Hemdkragen, der schwarze breitkrempige Hut, auf der Seite aufgestülpt, geziert mit dem Bildnisse der Mutter Gottes, Blumen und Wildfedern, wie die schwarzen Lederhosen, die blauen Strümpfe, an welche sich weit ausgeschnittene Schuhe anschlossen, ließen seine von Natur wohlgebildete Gestalt recht vortheilhaft erscheinen. Seit dem Eintritte der baierischen Herrschaft im Jahre **1805** trug Hofer in Folge einer Wette einen langen schwarzen Bart, der ihm viel Ehrwürdiges verlieh, und das war auch die Zeit, in welcher seine

Bedeutsamkeit immer merklicher hervortrat. Er wurde nämlich mit dem Erzherzog Johann immer mehr bekannt und fand bei diesem tiefen Menschenkenner die verdiente Aufmerksamkeit. Weder besondere Einsicht noch eine hervorragende persönliche Tapferkeit waren es, was ihm Wichtigkeit verlieh, sondern ein völliges Herausgehen aus sich selbst und eine unbedingte Hingabe für das Vaterland. Nichts that Hofer für sich, sondern Alles für die Religion, für die Landesverfassung, für Oesterreich und namentlich für die Person des Kaisers Franz.

Als in dem unglücklichen Kriege der Preßburger Friede immer deutlicher und sichtbarer sich näherte und die Lage Tirols für die nächste Zukunft nicht mehr zweifelhaft war, gab Hofer dem Erzherzog Johann nach Brunek das Geleite und schied von ihm nicht ohne Vorgefühl des Jahres **1809**. Anscheinend ruhig kehrte er in sein Wirthshaus am Sand im Passeier zurück, ging seinem Gewerbe nach gerade wie zuvor und Niemand las auf seiner Stirne den Befreiungsplan, der mit ihm aufstand, sich mit ihm zur Ruhe legte und selbst in Traum und Schlaf in seiner treuen Seele fortarbeitete. Jetzt aber, wo bald die Stunde schlagen sollte, deren metallener Klang die Bewohner Tirols zu den Waffen rief, vervielfältigte sich Hofer gleichsam, und da er wußte, daß die meiste Zuverlässigkeit beim Landvolke zu finden sei und er dort seine Stützpunkte suchen müsse, so veranstaltete er allenthalben bei den Gastwirthen, die sämmtlich Handel trieben und wohlhabende und einflußreiche Männer

waren, Zusammenkünfte. In Folge dessen, was dort besprochen wurde und wobei Hofer stets den Ausschlag gab, schlichen in's Vertrauen gezogene Männer von den wälschen Bezirken bis an die baierische Grenze und vom Bodensee bis in's Pusterthal, so daß die bevorstehende Schilderhebung ein fast dem ganzen Volke bekanntes Geheimniß war. Den Städtern allein wurde der Plan zur Befreiung Tirols nicht vertraut, denn es lagen da baierische Besatzungen und Verrath war zu fürchten.

Gegen Ende März ward das Gerücht vom nahen Ausbruche des Krieges immer stärker; selbst die Regierung mußte daran glauben, hatte aber noch immer keine Ahnung von den angezettelten Fäden des Volksaufstandes und man begnügte sich amtliche Erlasse kund zu geben, welche zur Treue an die baierische Regierung ermahnten, die aber dem Gebirgsvolke, dessen Sehnsucht nach dem angestammten Herrscher den höchsten Grad erreicht hatte, als Verhöhnung ihrer Gefühle galt. Unaufhörlich zogen französische Truppen aus Italien nach Deutschland und in Mitte dieser immer mehr zunehmenden Unsicherheit zeigte sich von Seite der bestehenden Regierung eine auffallende Hast, aus dem erorberten Staatsgute so schnell als möglich Geld in die Kassen zu liefern.

Während dessen richteten die Tiroler ihren Schießzeug zusammen, und da es an Pulver und Blei mangelte und die Zufuhr von Außen verboten war, so fehlte es nicht an Waghälsen, die das Leben an das Herbeischaffen von Munition setzten. Die Haupt-

waffe des Tirolers war ja von jeher die Kugel-büchse, mit der er, im Bogenschusse geübt, seinen Feind auf eine Entfernung von 800 Schritten niederzustrecken wußte. Das Bajonnet verstand der Tiroler nie recht zu handhaben; die Heugabel und die gerade aufwärts stehende Sense taugten ihm als Stichwaffen besser, auch war der Straußring, kam es zum Handgemenge und Faustkampfe, eine Wehr, die oft schon mit zerschmetternder Wirkung auf den Schädel eines Feindes niederfiel.

Wie in allen Thälern Tirols wurden die Rüstungen zum Aufstande auch gar emsig im Passeierthal betrieben und zur gegenseitigen Mittheilung kamen den Gebirgsbewohnern die meistens bei ihren Häusern aufgerichteten Schießstände ungemein zu statten, weil dieselben alle Sonn- und Feiertage von Jung und Alt zahlreich besucht wurden.

Auch der greise Passeirer, dessen einer Sohn in Wien gar eifrig an dem Brustbilde des Kaisers malte, hatte seinen Stutzen frischen lassen und sich das Absehen gar fein zusammen gestellt; rührig wurde in seiner Hütte in den Abendstunden ein Feuer auf dem Herde angeschürt und der mit Blei gefüllte Gießlöffel in die Glut gelegt. Kugeln wurden gegossen, Kugelpflaster gestrichen und so oft das runde glänzende Blei aus dem Model fiel, warfen sich Franz und Georg bedeutungsvolle Blicke zu, äußernd, die Kugeln seien hübsch rund und glatt und machen gewiß auf den Rock dessen, den sie treffen, so einen kräftigen rothen Dupfen, daß der vergebens suche sich die Farbe abzuwischen.

Der Krieg war zu allen Zeiten ein unnatürlicher Zustand, der die sanften Gefühle in der Menschenbrust zerknickt; sein Zweck ist ja auf jeder Seite der streitenden Parteien: Vernichtung des Feindes. Wer dem Andern den meisten Schaden zufügen kann, dem bleibt der Sieg. Daß nun da, wo die Gewalt entscheidet, Recht und Güte aufhören, das versteht sich wohl von selbst; ein Glück aber ist es, wenn der Muth zugleich Edelmuth ist und die Vaterlandsliebe sich von der Menschenliebe nicht trennt. Eroberungskriege haben ihren falschen Glanz bei uns bereits eingebüßt; die Pflicht, den heiligen Boden des Vaterlandes zu vertheidigen, wird dagegen in Deutschland und in ganz Europa nie verkannt werden. Nie hatten die Tiroler für einen andern Zweck gekämpft und auch jetzt rüsteten sie sich nur, um eine ihnen unliebe Herrschaft abzuschütteln, gleichzeitig aber zur Erreichung des großen Zieles, Deutschland von dem Drucke der französischen Obergewalt zu befreien. Um ihre Herzen und ihren Muth zu stärken, ließen sie im vertraulichen Kreise, wohin das Auge keines Spähers dringen konnte, Tirol und den Erzherzog Johann, den Schutzherrn ihrer Berge, hoch leben.

Gleiche Gefühle wie seine lieben Angehörigen im Passeierthale und wie jeder wackere Tiroler, trug auch Fritz, der seit vielen Jahren in Wien als Maler lebte, in seinem Herzen; mit Hast verschlang er die Nachrichten des Tages und je näher der Ausbruch des Krieges rückte, desto eifriger malte er an seinem

Bilde, so daß es bald vollendet von der Leinwand ihn anschaute.

„So," sagte Fritz eines Tages zu sich selbst, „jetzt hat's mit dem Malen ein End'," und während er das ihm so theure Bild, für welches er eine wunderschöne Rahme geschnitzt hatte, einpackte, seine Palette reinigte und seinen Farbenkasten sorgfältig verschloß, trat einer seiner besten Freunde, ein junger Künstler, bei ihm ein.

„Hier wird ja eingepackt," sprach der Eingetretene, schaute sich befremdet im Gemache um und hin zu der leeren Staffelei schreitend, die vorne an dem Fenster stand, sagte er: „Du wirst doch nicht ausziehen? So ein gutes Licht wie hier bekommst du nicht so leicht wieder, auch ist die Wohnung freundlich und die Aussicht über das Glaçis und hinaus auf den Josephs- und Leopoldsberg wunderschön!"

„Wer weiß, Max, ob ich nicht bald ein besseres Licht zu schauen bekomme, als das, welches hier zum Fenster herein fällt." In sichtlicher Bewegung sprach Fritz diese Worte.

„Freund, was ist Dir? Dein ganzes Wesen hat etwas Seltsames — Feierliches. Ei, nun errath' ich's!" rief Max, indem er des Freundes Stutzen, der sonst immer friedlich an der Wand hing, in einer Ecke lehnen und die Kugeltasche daran hängen sah; „Du willst wohl gar heim nach Tirol, willst die Büchse statt des Pinsels führen und statt mit Farben mit Blut malen? Lieber Fritz, kümmere dich doch nicht um Dinge, die Andere verpflichtet sind auszufechten;

lebe deinem Berufe und stürz' dich nicht muthwillig in Gefahr."

„Daß Du so sprichst, das nehme ich Dir aus doppeltem Grunde nicht übel und zwar, weil du ein Baier bist und von allen jenen Schmerzen nichts empfindest, die mir das Herz krampfhaft zusammenziehen; auch bist Du ja mein Freund und willst mich, weil Du für mein Leben fürchtest, hier in Wien behalten."

„Ja das will ich, und sündlich kommt's mir vor, wenn ein Mensch, der seinem Berufe so eifrig lebte wie Du, sich plötzlich für eine Sache verschwenden will, an der er doch nichts ändert."

„Lieber Max, wie hoch mir mein Beruf geht, das bewies ich, indem ich seit vielen Jahren das Heimweh in der Brust bekämpfte; Du kennst Tirol nicht; doch ich versichere Dich, es gibt auf dem ganzen weiten Kreise der Erde wohl kaum ein schöneres Land. So herrlich wie in Tirol strahlt die Sonne nirgends; so rein weht keine Luft wie in unsern schönen Bergen; so blau ist nirgends sonst der Himmel und keine Quelle ist klarer, wie jene, die aus unsern Felsen sprudeln. Wie freundlich schaut der Tag in unsere Thäler herein und wie zur Andacht stimmend sind die Nächte dort, wo über Felsen und Gletschern Miriaden Sterne funkeln. So mächtig fühlt man Gottes Nähe nirgends, wie auf unsern Alpen und an keinem Punkte der Erde schlägt das Herz so fromm in eines Menschen Brust, wie bei uns. Schau, dieses schöne Land opferte ich seit Jahren meinem Beru-

fe; ich sah meine Wangen täglich bleicher werden; dabei fühlte ich mich krank tief in der Seele, die heim begehrte, und dennoch blieb ich aus Liebe zu der Kunst. Jetzt aber ruft die Pflicht; der gehorche ich, lieber Max, denn ich bin nicht Künstler allein sondern auch Tiroler. Wie meine Landsleute liebe auch ich den Kaiser, und da es bei uns alt herkömmlich ist, daß jeder den Stutzen für Oesterreich treu führt, so drängt's mich jetzt heim, heim nach Tirol, das sich wie ein Mann erheben wird."

„Geschieht auch, was du hoffst, so muß Tirol dennoch unterliegen; was will denn das kleine Land gegen den überlegenen Feind?"

„Tirol ist von der Vorsehung an das äußerste Ende eines mächtigen Staatenbundes hingestellt; ein natürlicher Schild ist es für Oesterreich, nicht durch Wälle und Mauern, sondern durch Felsen, Engpässe und Schluchten ist es stark; gewaltig und furchtbar aber ist es dem Feind durch die schönste Erscheinung in der Weltgeschichte, durch die Liebe seines Volkes zu Habsburgs hohem Kaiserstamme. Der überlegene Feind, von dem Du sprichst, wird, wenn er auch noch so sehr auf seine Stärke pocht, zahllosen Augen in unserm Berglande begegnen, in welchen weder Furcht vor ihm noch ein: „Grüß dich Gott," zu lesen ist. Der rothe Tod wird ihm aus Schlucht und Busch entgegen sprühen und während die Büchsen knallen, werden Steine und Baumstämme, von jähen Höhen herab gewälzt, lavinenartig ihn zerschmettern und begraben. O glaub' mir, lieber Max, Tirol, das

kann sich wehren und Jeder, der von uns in einem solchen Streite fällt, der hat sich nicht, wie Du glaubst, verschwendet, sondern ein Solcher hat sich für das Vaterland und für den Kaiser aufgeopfert! Schmach über ein Volk, das nicht fähig ist solche Opfer zu bringen!"

„Ich ehre in Dir," sprach tief ergriffen Max, „die Begeisterung eines edeln, treuen Sohnes deiner lieben Berge; lege aber jetzt die Hand auf's Herz und antworte mir frei von aller vorgefaßten Meinung: Weßhalb ist euch denn König Max nicht recht, weßhalb wollt ihr ihn als Landesherrn nicht anerkennen? Kann er euch denn das nicht geben, was euch Oesterreich gab?"

„Nein Freund, das kann er nicht!"

„Und was vermag er denn euch nicht zu geben?"

„Die Liebe! Schau Max, es gibt viele kräftige Gewächse mit vielen Zweigen und zahllosen Blättern, welche Jahrhunderte und oft noch länger brauchen bis sie einmal eine Blüthe treiben; reißt man nun diese Blüthe ab, so trauern alle Zweige, alle Blätter; das Gewächs kränkelt und stirbt ab, selbst wenn Jener, der den Riß gethan, es noch so sorglich pflegen würde. Ein Wunder kann man's nennen, wenn ein solches Gewächs zum zweiten Male blüht; unter dem Gewächse mit seinen vielen Zweigen und Blättern verstehe ich das Volk, und unter der Blüthe die Liebe zu dem angestammten Herrscher, die sich langsam nur entfaltet wie der Haß."

„Euer Kaiser hat euch aber abgetreten, und da scheint mir's doch, daß er euch nicht so innig liebt, wie ihr ihn."

„O schweig! Hörtest Du nie erzählen wie tief sein Vaterschmerz war als ihn gebieterische Nothwendigkeit zwang, das ihm so theuere Tirolerland preiszugeben? Mit Betrübniß erfüllt, gab er uns — eines seiner Kinder — hin, damit er von seinen vielen andern Kindern die Schrecken des Krieges abwende und diese ihm so erhalten bleiben."

„Weßhalb gab er aber gerade euch hin, warum nicht eines seiner andern Kinder?"

„Schau, der Kaiser war eben in der Lage ein Opfer bringen zu müssen, und da gab er denn uns, seine geliebten Tiroler, hin, weil er wußte, wir werden's machen wie ein treuer Hund, der einem neuen Herrn niemals schmeichelt und eh' sich's der versieht die Kette abreißt und wieder heim zum alten Herrn eilet. Der Friedensvertrag zu Preßburg galt den Tirolern, frage Jeden, nicht mehr als ein Waffenstillstand. Wohl fügte man sich im ersten Augenblicke dem Unabwendbaren, das Bild des Vaters Franz aber, wie den Entschluß, das Land ihm wieder zu gewinnen, behielt jeder Tiroler fest im Herzen. Der Zeitpunkt, wo dieser Entschluß zur Thatkraft werden soll, ist nun eingetreten und da müßte ich mich doch schämen, bei einer Hochzeitsfeier nicht zu erscheinen, wo sich der gute Erzherzog Johann mit Tirol vermählt, das unter bitterem Leide lange schon seiner harrte. Jeder Tiroler ist vom Erzherzog zu dieser Feier als

Gast geladen; der Ladung folge auch ich und falle ich, so geschieht es an der Seite meiner Brüder, und auf dem Boden meiner lieben Heimath lasse ich gerne meine Augen brechen; gestillt ist dann die Sehnsucht nach meinen lieben Bergen und die Pflicht erfüllt!" Bei diesen Worten wechselte Fritz mehrere Male die Farbe, Fieberschauer überrieselten ihn und er mußte sich setzen, denn die Kniee versagten ihm die Tragkraft.

Voll Theilnahme ergriff Max die Hand des auf dem Stuhle Sitzenden, der den müden, bleichen Kopf an einen Schrank anlehnte; mit Wärme sprach er dann: „Fritz du bist krank. Schon seit mehreren Wochen überkam Dich öfters, wenn ich bei Dir war, eine leichte Ohnmacht; es ist immer dieselbe Erscheinung, die mit dem Wechseln der Farbe unter Fieberschauern beginnt und mit Erschöpfung endet. Du bist wahrhaftig kränker, als Du es weißt und ich empfehle Dir Ruhe. Lege Dich zu Bette und vertraue Dich einem geschickten Arzte; Du bist brustkrank und Aufregungen können für Dich tödtlich werden."

„Jetzt ist's schon wieder gut," entgegnete Fritz, nachdem er tief Athem geholt; „Das Bett aber kurirt mich nicht, denn lieg' ich drinn, so liegt an meiner Seite das Heimweh, welches fort und fort unter Klagen und Seufzern mit mir von den lieben Bergen plaudert und die Ruh' von meinem Kissen verscheucht. Heilend wirkt bei mir auch keine Arzenei, denn für ein krankes Gemüth gibts nichts in den Apotheken. Schau, im Geiste sehe ich beständig die Hütte an dem

Fuße des dunkeln Felsens, in welcher ich das Licht der Welt erblickte und wo ich zuerst Gott, die guten Eltern und den Kaiser lieben lernte. In dieser Hütte stehen nun meine lieben Angehörigen, reden vom Lande und von dem, was ihm noth thut, beten für den guten Kaiser und rüsten sich zum Kampfe. Mein Vater ist jetzt alt und sein Kopf ist so weiß wie unsere Gletscher, doch sicherlich langt auch er den Stutzen herunter von der Wand und schießt, wenns gilt, für den guten Vater Franz auf die Feinde los. Schau so thut er, der Greis, und ich, sein Sohn, sollte mir Tirol und den Kampf seiner Getreuen aus der Ferne anschauen? — Lieber Freund, ich kenne dein wackeres Herz und weiß, daß Du in gleichem Falle eben so handeln würdest wie ich, Du müßtest ja kein Baier sein, die immer treu zu ihrem Fürsten hielten. Es ist bedauerlich in der That, daß Völker, deren Charakter so verwandt sind, sich blutige Wunden schlagen sollen. Gleich dem Tiroler, hängt auch der echte Baier treu an unserer heiligen Kirche und wie den Sohn der rhätischen Alpen verletzten die kirchlichen Reformen auch sein Gemüth; wie wir zum Hause Habsburg, steht er treu zum Throne der Wittelsbacher und denselben Muth, wie wir, beweist er in der Feldschlacht. Es ist beim Himmel jammerschade, daß der in Frankreich aufgejagte Wind so böse Zwietracht zwischen uns brachte; ich hoffe jedoch der gute Gott, der die Fäden der Völkergeschicke in den Händen seiner Allmacht hält, werde dem Wahne noch rechtzeitig Einhalt thun. Wer weiß, Max, ob die, welche auf Tod und Leben mit einander kämpfen, sich

nicht noch einträchtig gegen Napoleon verbinden, der bereits Alles that, nur das nicht, was vor Gott recht ist und was die Menschen glücklich macht. Schon das allein, was der Uebermüthige an dem heiligen Vater und an unserm frommen Kaiser Franz verübte, fordert gleichsam die Vergeltung des Himmels heraus. Ein schweres Strafgericht wird sich über seinem Scheitel zusammen ziehen; ohne daß er's ahnt wird die dunkle Schicksalswolke plötzlich einen Blitz entsenden und ihn von seiner Höhe in den Staub schleudern, damit er in Ohnmacht erkennen lerne, der höchste Herr sei Gott, und seine Langmuth sei erschöpflich! Daß sich in der Zukunft die Dinge so gestalten, das glaube ich fest und sicher, die Gegenwart aber zeigt mir ein weniger trostgebendes Bild; sie zeigt mir Tirol in Feindeshänden und seine Sehnsucht nach dem Hause Oesterreich! Ströme Blutes werden fließen, bis diese Sehnsucht gestillt ist, und wo meine Brüder kämpfen und bluten, da erheischt die Pflicht auch von mir an ihrer Seite zu stehen und ihr Schicksal zu theilen. Dieser mein Entschluß steht so fest wie die Berge auf dem Boden meiner theuern Heimath, und ich bitte dich Max, rede mir nichts mehr vom Hierbleiben; morgen mit dem ersten Sonnenstrahle verlasse ich das schöne Wien."

„So geh' denn mit Gott, du edler wackerer Mensch," sprach Max erschüttert; „geh' und folge dem Drange deines treuen Herzens. Gleich dir hoffe auch ich Deutschland feiere einst seine Befreiung von dem französischen Joche; Oesterrei-

cher, Baiern und Tiroler werden sich dann Brüder nennen."

Ermüdet legte sich Fritz jetzt auf's Bett, der Freund küßte ihm die bleiche Wange, versprach ihm morgen das Geleit zu geben und ging mit der betrübenden Ueberzeugung in der Brust, dem Kranken fehle die Kraft, um bei dem Hochzeitsfeste zu erscheinen, wozu der Erzherzog Johann die Tiroler eingeladen.

Die Erschöpfung, die bei Fritz sonst nach solchen Anfällen nur eine vorübergehende war, wich dießmal nicht; das Fieber nahm von Stunde zu Stunde zu und unter einem schweren Seufzer mußte er sich gestehen, das Heimweh, dessen Klagen und Mahnungen er aus Liebe zu seinem Berufe allzulange das Gehör verschlossen, werde ihn ans Krankenbett fesseln während die Tiroler einträchtig sich erheben und für Gott, Kaiser und Vaterland kämpfen. Wohl kam am nächsten Morgen sein Freund Max, wohl gab er ihm das Geleite, keine weite Reise aber war es, welche die Beiden zusammen machten; sie endete in der Taborstraße — in dem Hospitale der Barmherzigen.

V.

Das Hospital der barmherzigen Brüder in Wien.

Der Orden der barmherzigen Brüder wurde im Jahre 1534 von Johann von Gott, geboren 1495 in dem Städtchen Monte maggiore in Portugal, gegründet.

Da dieser Orden sich dem menschenfreundlichen Zwecke weihte im Sinne des Stifters unserer heiligen Religion, der die Barmherzigkeit Jedem als hohe Pflicht ans Herz legt, armen verlassenen Kranken ohne Unterschied des Glaubens, des Vaterlandes, des Standes und Charakters Hilfe und Rettung unentgeldlich zu verschaffen, so fand derselbe nach seinem Entstehen nicht nur eine günstige Aufnahme, sondern er wurde auch später so allgemein verbreitet, daß er heutzutage in ganz Europa wie auch in Amerika zahlreiche Klöster besitzt. Die Glieder dieses immer grünen und zum Heil der Menschheit blühenden Ordens leben nach der Regel des heiligen Augustin und nach eigenen Satzungen.

Als im Anfange des 17. Jahrhunderts der Fürst Karl Eusebius von Lichtenstein, welcher unter Kaiser Rudolph II. mit einer außerordentlichen Sendung an den päpstlichen Hof beauftragt wurde, zu Rom Gelegenheit hatte das gemeinnützige

Wirken der barmherzigen Brüder kennen zu lernen, nahm er bei seiner Rückkehr von Rom zwei Brüder dieses Ordens: Gabriel Graf von Ferrara und Johann Baptista von Casinetti nach Deutschland mit und erbaute ihnen im Jahre 1605 zu Feldsberg in Unterösterreich ein eigenes Kloster, welches er zur Aufnahme der Kranken einrichten und mit allem Erforderlichen reichlich ausstatten ließ. Dieses Kloster wurde im Laufe der Zeit das erste in der österreichischen Monarchie und bildet mit den später errichteten eine eigene Provinz dieses Ordens, welche zur Unterscheidung von den übrigen die deutsche genannt wird und wozu die vorerwähnten zwei Ordensbrüder eigentlich den Grund legten. Fürst Lichtenstein hatte die barmherzigen Brüder dem Kaiser Rudolph für Wien empfohlen, worauf sie von dem Kaiser Mathias im Jahre 1614 in Wien aufgenommen und eingeführt wurden. Sie erhielten im untern Werd, der heutigen Leopoldstadt, ein freies Haus zu ihrer Niederlassung, und der frühe Tod des Kaisers übergab die Ausführung einer ordentlichen Stiftung für diesen Orden in die Hände seines Nachfolgers Kaisers Ferdinand II., der als Erzherzog der Dritte dieses Namens ist.

Zu eben dieser Zeit nun gerieth Erzherzog Maximilian Ernst, der Bruder Kaisers Ferdinand II., nach einem verunglückten Aderlasse in Gefahr den Arm zu verlieren, wurde aber durch den damaligen Provinzvikar des Ordens, Gabriel Grafen von Ferrara, einen der berühmtesten Wund-

ärzte seiner Zeit und nachmaligen Leibarzt des Kaisers, glücklich gerettet. Kaiser Ferdinand beschenkte hierauf am **21.** September **1624** die barmherzigen Brüder zu Wien mit einem förmlichen Stiftsbriefe, worin unter Anderm gesagt wird: „Er habe die barmherzigen Brüder des seligen Johannes von Gott unter der Regel des heiligen Augustin, um nach ihrer Ordenspflicht Arme, Preßhafte und Hilflose zu warten und sie zur Gesundheit zurückzubringen, aufgenommen und ihr Hospital in der Gasse gegen den Tabor, welches bereits sein Vorgänger, Kaiser Mathias, zu bauen angefangen hatte, mit einem weiteren Grunde und Garten zu ihrer Wohnung in der Absicht vergrößert nnd gestiftet, damit sie die Pflichten der Barmherzigkeit gegen die Dürftigen vollkommen ausüben und gegen die Kranken sowohl mit Heil- als auch mit Seelenmitteln sorgenfrei erfüllen können. Auch erlaube er ihnen zum Lohne ihrer Arbeit und zur Unterstützung der dürftigen Kranken, sowohl in Wien als auch in seinen Erbkönigreichen und Ländern Beiträge zu sammeln."

Nachdem die barmherzigen Brüder nebst diesem Stiftungsbriefe von Kaiser Ferdinand II. auch noch bedeutende Privilegien, Vergünstigungen und reichliche Unterstützungen, welche auch von den nachfolgenden Regenten bestätigt wurden, erhielten, ward ihr Kloster sammt der kurz zuvor erbauten Kirche im Jahre **1655** ein Raub der Flammen; die Freigebigkeit Ferdinands III. und der den Bewohnern Wiens so ganz eigenthümliche Wohlthätigkeitssinn stellte jedoch

Alles wieder her, was das Feuer, das in einem dem Kloster nahe gelegenen Hause ausgebrochen war, zerstört hatte. Da nun in Folge des immer mehr zunehmenden Andranges armer Kranker, die in dem Hospitale Hilfe und Rettung suchten, dasselbe zu wenig Räumlichkeit hatte, so entschloß man sich im Jahre **1676** ein neues großes zu bauen und am letzten August desselben Jahres wurde der Grundstein zu dem heutigen Spital gelegt, das alte zur Apotheke verwendet und über Beide ein Stock gebaut.

Im Jahre **1683**, als die Türken Wien belagerten, wurde die Kirche sammt dem Kloster und dem erst neu erbauten Spitale wiederholt eingeäschert. Die barmherzigen Brüder, von den Christenhassern selbst aus der rauchgeschwärzten, öden Brandstätte vertrieben, flüchteten sich in die belagerte Stadt und übernahmen die Wartung und Pflege der verwundeten Soldaten und Bürger. Nach dem Abzuge des wilden barbarischen Feindes mußten Kirche, Spital und Kloster fast vom Grunde aus neu erbaut werden, wozu wohlthätige Menschenfreunde aus Dankbarkeit für die von den barmherzigen Brüdern geleisteten Liebesdienste schleunigst die nöthigen Beiträge spendeten. Die feierliche Einweihung der neu erbauten Kirche zu Ehren des heiligen Johann des Täufers geschah am **23.** Mai **1692** durch Johann Abt zu den Schotten, und ein Jahr zuvor am **23.** September begingen die Brüder das Fest der Heiligsprechung ihres Ordensstifters Johann von Gott mit großer Feierlichkeit.

Die im Jahre **1713** in Wien herrschende Pest

trat so heftig auf, daß fast alle Brüder des Hospitals Opfer ihres Berufes wurden. Viel hatte das Kloster auch später durch eine bedeutende Ueberschwemmung zu leiden, die härteste der bis jetzt erstandenen Prüfungen aber mußten die Ordensbrüder durch den feindlichen Einfall der Franzosen im Jahre 1805 bestehen. Während der Besetzung Wiens wurde damals das Kloster förmlich in ein Militär- und Feldspital verwandelt und die sämmtlichen Lokalitäten, selbst die Speicher und der Hofraum, wurden zur Unterbringung französischer und österreichischer Soldaten in Anspruch genommen. Unabläßig pflegten die Ordensbrüder Tag und Nacht die feindlichen Soldaten, während sie mit Gefahr ihres Lebens die von dem nahe gelegenen Schlachtfelde in dem Hospitale Hilfe suchenden österreichischen Krieger vor dem spähenden Auge des Feindes verbargen, ihnen die Wunden verbanden und sie im Geheimen pflegten, damit sie nicht in Gefangenschaft gerathen.

In dem Hospitale dieser barmherzigen Brüder, welche durch ein feierliches Gelöbniß sich verpflichten ihr ganzes Leben im Dienste der leidenden Menschheit zuzubringen, befand sich nun auch schon seit mehreren Wochen der kranke Fritz. Statt an die Grenze Tirols hatte sein Freund Max ihm hieher das Geleite gegeben, und so oft es gestattet war besuchte er den Armen. Wehmuth ergriff dabei jedesmal Maxens Herz, denn die Hoffnung den Freund bei dem nächsten Besuche auf dem Wege der Besserung begrüßen zu können, schwand, sobald er an das Krankenbett des Leidenden trat. Die Frage, was er denn von dem Zustande

Fritzens halte, beantwortete der Oberkrankenwärter wenig trostvoll, indem er dem guten Max geradezu sagte, er zweifle an dem Aufkommen des jungen Malers, denn trotz der besorgtesten Wart und Pflege und der mit aller Umsicht angewendeten Heilmittel zeige sich bei ihm keine Spur von Besserung, während seine Schwäche stets mehr zunehme. Die Novizen, welche nächtlicher Weile die Kranken überwachten, sagten Max, die Kräfte seines Freundes müssen schon aus dem Grunde immer mehr schwinden, weil derselbe die Nächte entweder wachend hinbringe oder von so beängstigenden Träumen gequält werde, daß der Schlaf nicht im Stande sei, ihn zu erquicken.

Für diesen sonderbaren Patienten gab es in der Apotheke kein heilendes Kräutlein und wirklich stärkend waren für ihn nur solche Nachrichten, die einen Sieg der Tiroler, die sich mittlerweile erhoben hatten, über den Feind verkündeten.

Mit männlicher Würde hatte der Erzherzog Johann in einer Proklamation den französischen Kaiser des Bruches des Preßburger-Friedens gegen Oesterreich beschuldigt und Baiern die Verletzung des achten Artikels gegen Tirol vorgeworfen. Jene Stellen aus dieser Proklamation, die dem von Vaterlandsliebe erfüllten Gemüthe des kranken Fritz am besten zusagten, schrieb er in sein Skizzenbuch ein, sie lauteten: „Im Hochgefühle unserer treu vereinigten Kraft, im Hochgefühle der allergerechtesten Sache, für welche jemals ein Schwert entblößt wurde, pflanze ich hiemit wieder das Banner des österreichischen

Adlers in die tirolische Erde, in welcher die Gebeine so vieler meiner glorwürdigen Ahnen ruhen.

In diesem Hochgefühle rufe ich — in dieses alte uns geraubte Eigenthum Habsburgs wiederkehrend — wie vor **393** Jahren jener Herzog Friedrich, die Wiedergeburt der mit Recht allen so theuern Verfassung, die Wiederherstellung der vier Stände hiemit feierlich aus; den Adel und die Prälaten, die Bürger und die Bauern rufe ich wieder zu den Füßen jenes Thrones, welcher für sie allezeit ein Ort des Trostes und der Hilfe gewesen ist.

Tiroler! ich kenne euch — — ich bin gewiß, ihr werdet euch euerer Väter, ihr werdet euch des allerhöchsten Vertrauens und unserer großen Erwartung würdig zeigen!"

Wohl hundert Mal las Fritz diese in sein Skizzenbuch eingeschriebenen Zeilen und jedesmal schwellten Begeisterung und Kampfeslust sein Herz, das auch in der kranken Brust voll Liebe und Treue für das Kaiserhaus schlug. Obgleich ergeben in den Willen Gottes, der ihm statt in den Reihen der Landesvertheidiger hier im Hospitale der barmherzigen Brüder ein Plätzchen anwies, fand er sein Schicksal doch recht bemitleidenswerth. Hier mußte er nun gar still und ruhig liegen, während in den ihm so theuern Bergen das Banner des Doppeladlers im Winde trieb und die Thäler vom Waffenlärm und vom Siegesrufe der Tiroler wiederhallten.

Welch' eine ungeheure Kraft in einem Volke liegt, dessen Erbtheil Gottvertrauen und Liebe

und Treue zu dem angestammten Herrscher ist, das bewiesen die Tiroler damals in Thatsachen, welche ganz Europa in Erstaunen setzten. „Morgen am 9. April wird für Gott, Kaiser und Vaterland aus'zogen und Jedermann ermahnt brav dreinz'schlag'n." Dieser schlichte, einfache Aufruf, den Andreas Hofer am Abend des 8. April mündlich vor dem Sandwirthshause an die Passeirer richtete, genügte eine anstaunenswürdige Bewegung in dem Berglande hervorzubringen; Wachfeuer verkündeten auf den höchsten Bergen den Anmarsch der Oesterreicher, die unter Generallieutenant Chasteler in's Pusterthal und unter General Hiller aus Salzburg, begleitet von dem unbeschreiblichen Jubel des Volkes, in's Unterinnthal einrückten. Wie von einer elektrischen Kette entzündet, stiegen durch ganz Tirol hin Feuersignale zum Nachthimmel auf und in Mitte der zur Landesvertheidigung sich erhebenden Massen sah man die baierischen Behörden und Truppen, welche die Besatzung des Landes bildeten, überrascht und in Ungewißheit schwanken. Ebenso erblickte man eine französische Colonne, die auf dem Marsch von Mantua nach Augsburg begriffen war. Nun schlug die Stunde, in welcher der blutige Zusammenstoß erfolgte und 48 Stunden, nachdem der erste Schuß gefallen, waren 8000 Baiern und Franzosen mit ihren Generalen, Adlern, Fahnen und Kanonen Kriegsgefangene der Tirolerbauern. Neben den auflodernden Feuersäulen riefen noch andere Signale das Landvolk der Thäler zu den Waffen; hier wurde Mehl dort Blut

in die reißenden Gebirgsströme geschüttet und Speckbacher, der Kühnste der Landesvertheidiger, ließ Bretter, auf welchen kleine rothe Fähnlein wehten, auf dem schnell strömenden Inn hinab laufen. Weiber und Kinder trugen Zettel umher, worauf geschrieben stand: „'S ist Zeit!" Begeisterung für die gerechte Sache, Gottvertrauen, Liebe zu dem Kaiser und Nationalhaß, verbunden mit den Vortheilen, welche ein Gebirgsland dem in der Schußwaffe geübten Vertheidiger gewährt, waren es, welche den Tirolern, noch ohne Beihilfe des regulären Militärs, ihren Grund und Boden von jedem Feinde säubern halfen.

Während nun das kleine Tirol sich siegreich behauptete, ging Napoleon mit seiner ganzen Macht gerade auf Wien los. Dem Erzherzog Carl, der in Böhmen stand, mußte nun Alles daran gelegen sein die verhältnißmäßig nur schwach besetzte Hauptstadt zu decken; er konnte jedoch, während Napoleon die gerade und nächste Straße nach Wien inne hatte, die Kaiserstadt nur auf Umwegen zum Theil über die rauhen böhmischen Gebirge erreichen; ehe er aber zum Schutze Wiens herbei kommen konnte, capitulirte dasselbe am 12 Mai nach 24 stündiger Beschießung und die Franzosen rückten ein.

Bei dem Kanonendonner, der auch in die Krankensäle des Hospitals der barmherzigen Brüder drang, zuckte Fritz mehrere Male schmerzlich zusammen. Fieberschauer ergossen sich über seinen ganzen Körper und als nach dem Schweigen der Geschütze die Franzosen mit klingendem Spiele in die Kaiser-

stadt einzogen, ließ er sein bleiches Haupt müde und erschöpft in die Kissen sinken; er kehrte das Antlitz der Wand zu, faltete die Hände und betete leise aber inbrünstig. Unter namenlosem Weh rief er den Herrn um Schutz für die hart bedrängte österreichische Monarchie an, in deren Mittelpunkt der Feind nun siegreich stand. Von da fühlte sich der arme Fritz mit jedem Tage übler, und wie ihn früher die von Zeit zu Zeit aus Tirol eintreffenden Siegesnachrichten seiner Landsleute stärkten und erquickten, so brachte ihn das traurige Ereigniß, welches Wien, das Herz der österreichischen Monarchie, in Feindes Hände gab, dem Tode nahe.

Auch den barmherzigen Brüdern kehrten dieselben schweren Tage zurück, wie anno 1805. Wie damals mußten sie die sämmtlichen Vorräthe an Lebensmitteln, Arzneien, Utensilien und Einrichtungsstücken des Spitals zum Opfer bringen. Alle Räume des Klosters waren mit verwundeten Kriegern angefüllt und Tag und Nacht ertönte das Gewimmer und das Schmerzensgestöhn verstümmelter und schwer Verletzter. Dieselbe Pflege und Menschenfreundlichkeit wie früher fand hier auch jetzt wieder der Feind und die christliche Barmherzigkeit neigte sich zu Allen, ohne Unterschied des Ranges und der Nationalität.

Mit den Tröstungen unserer heiligen Religion versehen, lag Fritz unter jenen Kranken des Hospitals, von welchen man gewiß wußte, sie werden den Weg durch die Ausgangspforte nur im Sarge machen. In einem Schlummer der höchsten Erschöpfung lag er den

ganzen Tag über da und wenn er von Zeit zu Zeit erwachte, so betete er und schlief gewöhnlich, Worte der Andacht auf den Lippen und die Hände gefaltet, bald wieder ein. Seinem Freunde Max blutete das Herz wenn er dachte, daß dieser Kranke in der Blüthe des menschlichen Lebens das Zeitliche segnen und bald in die Erde versenkt werden solle, er, der stets voll Thatkraft seinem so schönen Berufe nachkam.

Aus diesem Zustande eines bewußtlosen Halbschlummers erwachte Fritz erst während des entsetzlichen Kanonendonners, der von dem Schlachtfelde von Aspern dumpf zur Kaiserstadt herauf dröhnte; der klare Gedanke und die frühere so rege und innige Theilnahme an dem Schicksale Oesterreichs kehrten ihm da wieder. Eine verzehrende Neugierde, auf welche Seite sich wohl der Sieg neigen werde, bemächtigte sich seiner und jede Nachricht, die von dem Schlachtfelde in die Mauern des Hospitals getragen wurde, hörte er, im Bette aufrecht sitzend und den Kopf vorgebeugt, an.

Als nämlich Erzherzog Carl zum Schutze Wiens zu spät gekommen war, harrte dieser glorreiche Held am linken Donauufer auf den günstigen Augenblick zu einer entscheidenden Schlacht. Um einen Angriff Napoleons gleichsam herauszufordern, ließ er die unterhalb Wien gelegene Insel Lobau, welche die Natur selbst zu einem Waffenplatze geschaffen zu haben scheint, unbesetzt. Südlich von dieser Insel fließt der Hauptstrom der Donau, und da sie am linken Ufer durch einen nicht mehr als 200 Schritte breiten Kanal

getrennt ist, indem überdieß noch mehrere kleine Inseln das Uebersetzen erleichtern, so wählte Napoleon, wie sich's der Erzherzog Carl gedacht, auch wirklich diese Insel als Waffenplatz zum Uebergang.

In der Nacht auf den 19. Mai ließ Napoleon eine Brücke von dem rechten Ufer der Donau nach der Insel Lobau schlagen und am 20. Abends war auch schon eine zweite nach dem linken Ufer vollendet. Ungehindert ließ Erzherzog Carl einen Theil des französischen Heeres übergehen und die österreichischen Truppen verhielten sich so ruhig, als geschehe Alles, was der Feind that, für ihr Auge unsichtbar.

Am 21. Mai, es war der erste Pfingsttag des Jahres 1809, erkannte Erzherzog Carl, vom Bisamberge niederblickend, der rechte Augenblick zur Schlacht sei nun gekommen. In einem Halbkreise, den die Donau Lobau gegenüber bildet, stand die französische Macht; sie hatte an den beiden äußersten Punkten des Halbkreises die Dörfer Aspern und Eßlingen besetzt, als Stützpunkte des Ueberganges und als Schutzwehren, zwischen welchen hindurch die Entwicklung der Streitmassen geschehen sollte. Als die warme Frühlingssonne, die in heiterem Glanze auf das Gefilde niederschien, im Mittag stand, setzte Erzherzog Carl seine Truppen in fünf Heersäulen gegen die Stellung des Feindes in Bewegung, in der Absicht die beiden Dörfer auf den Flügeln Napoleons wegzunehmen und das sodann entblößte und im engen Raume dem Kreuzfeuer der österreichischen Batterien ausgesetzte französische Heer wo möglich in die Donau zu werfen;

Napoleons Bestreben hingegen war zwischen jenen Dörfern den Mittelpunkt der österreichischen Stellung zu durchbrechen und so das Gefecht für sich zu entscheiden.

Um 1 Uhr begann der Kampf bei Aspern und alsbald entrollte sich das schauerlich ernste Gemälde einer mit aller Erbitterung geführten entsetzlichen Schlacht, die etwas später auch bei Eßlingen tobte. Wunder der Tapferkeit geschahen; jeder Streiter bewies sich als Held, nirgends aber wurde mit so viel Todesverachtung gekämpft, wie in und um Aspern, das zehnmal genommen und eben so oft wieder verloren wurde. In den Gassen, in jedem Hause, in den Kellern, in den Scheuern, ja selbst im Kirchthurme schlug man sich. Nicht bloß einzelne Mauern, sogar Wägen, Pflüge, Eggen machten die Franzosen zu Bollwerken, die erst zerstört und weggeräumt werden mußten, um mit jenen handgemein werden zu können. Da riefen die Führer: „Aspern muß genommen und behauptet werden!" und mit einem: „Wir werden es nehmen und behaupten," antworteten die begeisterten Krieger. Unter dem Rufe: „Mir nach Kameraden!" ergriff General Vacquant eine Fahne des Regiments Vogelsang. Ein furchtbares Kartätschenfeuer empfing die Stürmenden, der Tod mähte in ihren Reihen und dennoch drangen sie unaufhaltsam mit gefälltem Bajonnette vor. Da jagte auf schäumendem Rosse Erzherzog Carl herbei. „Für's Vaterland muthig vorwärts!" so rief er den Tapfern zu und Hauptmann Murrmanns Stimme ertönte: „Tausend Leben für unsern Erzherzog! Brüder mir nach!"

„Wohlan, Herr Major," erwiederte Carl, „führen Sie das Bataillon zum Siege!" Da gings mit donnerndem „Hurrah!" vorwärts, die Mauern des Kirchhofs wurden erstiegen und der durch den Zuruf des Erzherzogs zum Major avancirte Murrmann erschien kämpfend unter den Ersten auf denselben. Aspern war genommen und der verwundete Murrmann erhielt von der Hand des geliebten Feldherrn das Maria-Theresia-Kreuz. Jetzt erst als auch der feste Kirchhof erstürmt war, konnte Aspern behauptet werden.

Unterdessen hatte Napoleon zwischen Aspern und Eßlingen eine Angriffscolonne gebildet und deren Mittelpunkt durch zwölf Regimenter schwere Reiterei befestigt. In voller Linie brach er vor und stürzte sich auf die Heerestheile von Bellegarde und Hohenzollern. Es war ein schöner großartiger Anblick die schachbrettartig aufgestellten dichten Massen des österreichischen Fußvolkes gleich einer Mauer in diesem verderblichen Sturme stehen zu sehen. Keines der Vierecke verlor die Besonnenheit und das sich kreuzende Feuer der Bataillonsmassen brachte bald große Verwirrung in die französische Reiterei. Dieß bemerkend, stürzten sich die Oesterreicher mit dem Bajonnett in die ordnungslosen Haufen und Napoleons eiserne Reiter entschaarten sich in wilder Flucht, auch das Fußvolk mit sich fortreißend, das noch nicht einmal zum Angriffe gekommen war. Die ganze Schlachtlinie der Oesterreicher rückte nun vor und engte das französische Heer auf den beschränkten Raum zwischen Aspern und Eßlingen

ein. Die ganze Linie entlang wüthete das furchtbarste Geschützfeuer; noch am späten Abend versuchte Napoleon mit **3000** Pferden die Linien der Oesterreicher zu durchbrechen, wiederholt wurde aber die Reiterei zurückgeworfen, ein Theil gefangen und die Nacht, die endlich ihren schwarzen Mantel über das Leichenfeld ausbreitete, machte dem entsetzlichen Blutvergießen und Würgen ein Ende.

Am kommenden Morgen entbrannte die Schlacht auf's neue. Nach einem mörderischen Kampfe eroberten französische Garden Aspern; sie konnten es jedoch nicht behaupten und die Oesterreicher rissen endlich die Mauern des Kirchhofes nieder, wo sich die Franzosen, so oft man sie auch zurückwarf, immer wieder festsetzten. Ganz Aspern stand nun in lichten Flammmen, aber auch noch um die Schutthaufen und um die rauchgeschwärzten Trümmer eingeäscherter Häuser ward mit derselben Erbitterung gekämpft. **400** Kanonen donnerten im Mittelpunkte der Schlacht, das Gewühl und Getümmel entbrannte immer heftiger und auf der linken Seite des Heerhaufens von Hohenzollern, auf welchen Napoleon eine gewaltige Reitermasse geworfen hatte, entstand eine Lücke. Da ergriff Erzherzog Carl selbst die Fahne und drang an der Spitze seiner Truppen in's dichteste Kampfgewühl; gegen die Tod und Verderben ausspeienden Kanonen drang er, während seine Adjutanten alle um ihn verwundet wurden, vor und die kühne Entschlossenheit des glorreichen Feldherrn, der in diesem furchtbaren Sturm nicht wankte, sondern in glaubensvollem Muthe ihm die

Heldenstirne bot, theilte sich auch seinen Offizieren und Soldaten mit. Fürst von Lichtenstein erwarb sich damals einen ewig grünen Zweig von jenem Lorbeerkranze, den die denkwürdige Schlacht bei Aspern um die Stirne des siegreichen Erzherzogs wand. Lichtenstein führte drei Bataillone durch den Kugelregen über Leichenhaufen herbei und füllte rasch die im Hohenzollern'schen Corps entstandene Lücke aus. Auch hier brach sich nun die Macht des furchtbaren französischen Angriffes und der Feind wurde bald von den Oesterreichern auf allen Seiten zurückgedrängt. Bis zum Sonnenuntergang wurde fortgekämpft und als endlich auch dem zweiten Schlachttage die Nacht folgte, war Napoleon geschlagen und vernichtet der Wahn seiner Unbesiegbarkeit. Den Glanzpunkt dieser mit rother Schrift in die Annalen Oesterreichs eingetragenen Pfingsttage, an welchen der Tod mit der Sense so gewaltige Streiche in die Massen that, daß ganze Reihen, die noch eben standen, neben ihren Fahnen niedersanken, bildete der Erzherzog Carl; ihm gebührt der Ruhm, Napoleon auf deutschem Boden zuerst besiegt zu haben.

Stündlich liefen Nachrichten vom Schlachtfelde in Wien ein und als der Würfel gefallen und Gott den Oesterreichern Sieg verliehen hatte, war der Jubel in der Kaiserstadt ein grenzenloser. Die Leute umarmten sich auf offener Straße und der wackere Max eilte in das Hospital der Barmherzigen, um seinem kranken Freunde die Siegesnachricht zu hinterbringen, die, wie er wohl wußte, für diesen eine

wahre Herzstärkung sei. In dem Hofraume und in den Gängen des Klosters lagen verwundete Soldaten und zwar so dicht, daß Max über mehrere hinwegsteigen mußte, bis er endlich zu Fritz gelangen konnte. Er traf ihn aufrecht im Bette sitzend und das Auge unbeweglich auf die Thüre gerichtet.

„Wußt' ich's doch du werdest kommen," sprach Fritz mit matter leiser Stimme und reichte die welke abgezehrte Hand Maren zum Willkomm. Der drückte sie innig und erzählte ihm nun viele glorreiche Heldenthaten österreichischer Krieger, die sich in dem Riesenkampfe bei Aspern besonders hervorgethan und deren Namen man bereits in der Kaiserstadt auf allen Straßen nannte.

„Du redest ja," entgegnete Fritz lächelnd, „mit so viel Begeisterung, als seiest du ein Oesterreicher."

„Baiern gehört zu Deutschland und als Deutscher freut es mich, wenn das französische Protektorat zertrümmert wird. Als Napoleon am 1. August des Jahres 1806 in der Reichsversammlung zu Regensburg erklärte, das deutsche Reich habe aufgehört, wurde mein Gemüth mit Schmerz und Groll erfüllt; da aber nach einem alten Sprichworte der Krug so lange zum Brunnen geht, bis er bricht und das Glück eines Sterblichen sich selten beständig zeigt, so hoffte und vertraute ich immer, mit Gottes Hilfe müsse endlich die Stunde schlagen, in welcher die deutsche Ehre, die Napoleon gerne begraben möchte, in einer mächtigen Flamme auflodern und dem die Hände versengen werde, der keck und beute-

gierig nach dem Eigenthume der Nation greift. Von Allem, was Napoleon in frevelhaftem Uebermuthe verübte, fühle ich mich als Deutscher und als Christ auf das tiefste verwundet. Der aufgejagte französische Wind steckte mich nie an, denn er brachte uns immer nur Dinge, die vom Uebel sind. Doch, was ist Dir? — fühlst du dich übel — du siehst ja plötzlich aus wie ein Todter."

„Sage, wie ein Sterbender, dann sprichst du wahr," entgegnete Fritz mit matter Stimme; „der Aufregung, Freund, folgt nun die Erschlaffung. Der Funke meines Lebens flackert lange schon dem Erlöschen nahe, meine Seele aber sträubte sich die Hülle zu verlassen als der Feind siegreich in Wien, im Herzen Oesterreichs, stand. Als die Schlacht um Aspern tobte und der Kanonendonner in dumpfem Hallen selbst bis zu meinem Krankenbette drang, da verscheuchte die innere Unruhe und die Sorge für das geliebte Kaiserhaus den Tod; jetzt aber, da der große Lenker der Schlachten, der gute Gott, der auch mein theueres Tirol nicht aus dem Auge verlieren wird, den österreichischen Waffen den Sieg verlieh, jetzt kehrt mir jene Ruhe, die sich gewöhnlich auf das Lager eines Sterbenden niedersenkt, zurück. Wie früher reichte man mir auch diesen Morgen das heilige Abendmahl und ich bin nun vollkommen zu dem bereit, was auf Jeden wartet. Um eine Gefälligkeit aber möchte ich dich dennoch bitten. Geh' in meine Wohnung und hole mir das Bild hieher, das ich mit in die Heimath nehmen wollte; ich möchte es, bevor mein Auge

bricht, noch einmal sehen. Meine Skizzen und Farben vermache ich Dir als Andenken, meinen Scheibenstutzen aber und das Bild bitte ich Dich wohlverpackt, sobald eine sichere Gelegenheit sich bietet, meinen lieben Eltern in's Passeierthal zu schicken und ihnen zu schreiben, daß ich als Christ gestorben sei und mein Herz voll Liebe und Treue für Tirol und für das Kaiserhaus bis zum letzten Pulse schlug. So, jetzt geh'; weine nicht, wir sehen uns ja Alle Jenseits wieder. Geh' und bringe rasch das Bild, sonst trübt mir der Tod, dessen kalten Hauch ich bereits fühle, die Augen."

Laut schluchzend, eilte Max aus dem Krankensaale und holte, während Fritz einigen barmherzigen Brüdern, die gerade anwesend waren, für ihre liebevolle Mühewaltung dankte und dann mit ihnen betete, das Bild.

„Wer weiß, ob ich nicht bald ein besseres Licht zu schauen bekomme, als jenes, das hier zum Fenster herein fällt; armer Fritz! diese Worte sprachst du vor einigen Wochen hier zu mir, als ich in der Meinung du wollest deine Wohnung wechseln, dir sagte du werdest wohl schwerlich ein besseres Licht bekommen. Deine Ahnung betrog dich wahrhaftig nicht!" so redete Max in dem Zimmer des Freundes angelangt mit sich selbst. Unheimlich schweigsam kam es ihm in der nun verödeten Künstlerwerkstätte vor. Schwer und gepreßt seufzte er auf, trocknete sich dann die Thränen von den Augen, ergriff das Bild und eilte, das Gemüth voll Weh und Leid, nach dem Hospital zurück.

Obwohl Max so rasch ging als er es vermochte, und kaum eine Stunde auf sich warten ließ, so hatte sich Fritzens Zustand doch ungemein verschlimmert; die Augen geschlossen, lag er da wie eine Leiche. Neben ihm auf einem Tischchen stand zwischen zwei brennenden Wachskerzen ein Cruzifix und einer der barmherzigen Brüder betete, den Rosenkranz in den gefalteten Händen, eifrig an dem Bette des Sterbenden, dem bereits der Todesschweiß die Stirne befeuchtete.

Max stellte nun das Bild auf einem Stuhle so zurecht, daß es Fritz sogleich in die Augen fallen mußte, wenn er sie anders noch einmal öffnete. Als er so gethan, faltete auch er die Hände und sprach leise ein andächtiges Vaterunser. Da erscholl von der Straße herauf ein tobender Lärm; jubelnd drängte Alles nach der Stadt hin, wo Erzherzog Carl, der glorreiche Sieger von Aspern, es nicht wehren konnte, daß man die Pferde von seinem Wagen spannte und ihn mit Menschenhänden nach der Burg hinzog.

Die tausendstimmigen „Vivats" und der Lärm der zu Pferd, zu Fuß und zu Wagen Eilenden weckten Fritz aus seinem Todesschlummer. Er schlug die Augen auf und Ueberraschung und Freude rötheten ihm leicht die bleichen Wangen. Sein Auge klärte sich noch ein Mal. Mit letzter Kraft erhob er sich im Bette, drückte das Sterbekreuz, das er in den Händen hielt, mit Inbrunst an die Lippen und hauchte in dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" seine Seele und die Liebe und die Treue zum Hause Habsburg aus. Schwer sank

dann sein Haupt zurück, sein gebrochenes Auge aber blieb auf der ihm so theuern Farbenschöpfung — dem Portraite des guten Vaters Franz — heften.

Max drückte den letzten Kuß auf das verklärte Antlitz des Heimgegangenen, nahm dann mit zitternder Hand das Bild vom Stuhle und ging; er ging tief gebeugt und tief erschüttert. Der Verlust des edlen Herzens, das im Hospitale der barmherzigen Brüder eben zu schlagen aufgehört, war für ihn ein unersetzlicher.

VI.

Das Herz-Jesu-Fest.

Mit dem Anblick von Schmerz und Tod täglich vertraut, schläft das Mitleid in dem Herzen des Menschen ein, während der Haß erwacht, grimmig sein Medusenhaupt schüttelt und sich auf Jene wirft, welche den Freund, den Bruder, den theuern Verwandten, Vater und Mutter oder ein geliebtes Kind erschlugen. Bei Volkskriegen ist das um so mehr der Fall, denn während der Bauer in der Schlacht kämpft, werden daheim seine Angehörigen mißhandelt oder gar getödtet, sein Vieh fortgetrieben, sein friedlich stilles Haus in Brand gesteckt uud er selbst zum Bettler gemacht.

Da vermischt sich denn freilich die Galle mit dem Blute und an dem Grabe seines häuslichen Glückes

stehend, schwört der ruinirte Mann, es dem Feinde wieder zu vergelten; er kennt keine Schonung mehr und Schmerz und Wuth machen ihn zum reißenden Thiere.

Desto mehr erfreut sich aber das Auge, wenn es unter solchen Schreckenstagen Scenen begegnet, die sich aus dem blutgetränkten Grunde wie grünende Oasen aus dem Sandmeer der Wüste emporheben.

An solchen Scenen war auch der Krieg in Tirol während des Jahres 1809 nicht arm. Man begegnet Männern, die Jenen Einhalt thaten, welche durch Plünderung das wieder gewinnen wollten, was der Feind ihnen geraubt; Männern, die sich des verwundeten Gegners und des Gefangenen annahmen und ihn mit Schonung behandelten. Auch kam es vor, daß mancher Tirolerschütze, der den Stutzen im Kampfe für Oesterreich jauchzend auf den Feind abdrückte, gegen Soldaten Mitleid fühlte, die auf einsamem Gebirgspfade ihm begegneten und ihn mit aufgehobenen Händen baten, er möge ihnen einen Weg zu den Ihrigen, von welchen sie abgeschnitten wurden, zeigen und Gefangenschaft, Mißhandlung oder gar den Tod von ihnen abwenden.

Selbst Franz, der Sohn des greisen Passeirers, der vor dem allgemeinen Aufstande einen so schönen Traum gehabt und der einen tödtlichen Haß auf die Feinde geworfen hatte, erbarmte sich Einiger, die sich vergangen und in wilde Schluchten verirrt hatten. Um nicht endeckt zu werden führte er sie einen Pfad, wo selbst im Hochsommer der Eisstaub weht. „Schau't

nicht an den Felswänd'n nauf, sonst packt euch der Schwind'l und ihr stürzt in den Abgrund!" So rief er denen zu, die unter Grauen ihm auf dem lebensgefährlichen Wege folgten, und als er an einer Stelle ankam, wo es selbst dem kühnen Gemsenjäger nicht geheuer wird, weil ein schwacher Wind, ein lautes Wort ja selbst der Flügelschlag des Geiers, der am Schnee der höchsten Höhen hinstreift, genügt um eine Lavine loszutrennen, so flüsterte er denen, die er führte, zu, welche Gefahr hier drohe. „Wer da hinüber muß," sagte er, „nimmt bei dem schwarz'n Stein, an dem wir stehen, den Hut vom Kopf und spricht ein Vaterunser, doch so still, daß ihn nur der liebe Gott allein hört. Wenn hier dem eifrigsten Jäger eine Gems' über den Weg springt, so greift er nicht nach seinem Stutz'n; er macht ein Kreuz, weil er wohl weiß der Böse woll' ihn versuchen." Um das Wetter auszuprobiren, wie sich der Tiroler ausdrückt, rief Franz dann ein lautes: „Holla hoh!" und duckte sich, was er auch die Andern thun hieß, unter eine Steinwand, dabei schaute sein geübtes Auge aufwärts; als aber, während noch immer das Echo bald aus der Höhe, bald aus der Tiefe das: Holla hoh! zurückgab, sich weder Steingerölle noch Schnee von den jähen Wänden ablöste, sagte er: „Jetzt kommt." Durch seinen Ruf mißtrauisch gemacht, faßten ihn aber die Feinde und drängten ihn gegen den Abgrund; sie schwangen die Waffen über seinem Kopfe, beschuldigten ihn der Falschheit und behaupteten, er habe durch das „Holla hoh!" einigen seiner Kameraden, die

im Gebirge auf der Lauer liegen, ein Zeichen gegeben ihre Stutzen bereit zu halten.

„Laßt mich nicht aus, daß ich nicht nunterfall', denn sonst ist's um euch alle g'scheh'n. Der Fremde findet hier weder vor- noch rückwärts, und bringt ihr mich um's Leben, so müßt ihr elendiglich verhungern."

Diese mit kalter Besonnenheit gesprochenen Worte dämpften den Zorn der Feinde, und in halb besorgtem halb bittendem Tone sprach Einer: „Betrügst du uns nicht, führst du uns sicher?"

„Ich hab' die Absicht euch zu rett'n, ihr erbarmt mich, denn wenn ihr den Tirolern bei der jetzigen Aufregung in d'Händ fallt, dann sei euch Gott gnädig! Die Mordbrennereien und das Schind'n und Martern wehrloser und mitunter alter Personen, das ihr euch habt zu Schulden kommen lassen, hab'n wir uns aufg'schrieb'n."

„Durch die Felsenstücke und Baumstämme," sprach da einer der Soldaten, „die ihr auf uns herabwälztet, wenn wir enge Schluchten passiren mußten, wurden Hunderte von uns zerschmettert und verstümmelt. Glaubst du nun, Tiroler, daß uns das in Verbindung mit dem ununterbrochenen Schießen aus jedem Busche, wo wir selten einen der lauernden Schützen zu Gesicht bekommen, freundlich stimmen kann."

„Der Bauer im Exercieren nicht geübt wie ihr, braucht eben seinen Stutzen von einem Ort aus, wo er am besten g'schützt ist, und da die Kugelbüchse gegen eure Kanonen und Granaten nicht ausgibt, so muß der Stein und der umg'hau'ne Stamm der Bäume,

die auf unsern Berg'n wachsen, als grobes G'schütz dienen. Bleibt drauß'n aus unsern Thälern, dann habt ihr vor unsern Stutz'n eine Ruh', auch wird's dann keine Bäum' und keine Felsstückl'n mehr regnen. Wir hab'n euch nicht g'ruf'n, und daß wir euch nicht mög'n, das können wir euch wahrhaftig nicht mehr deutlicher zu erkennen geb'n."

„Wir sind Soldaten und müssen der Pflicht und dem Commando gehorchen."

„Ei schau', wie du hübsch red'n kannst! Glaubst etwa, nur Du und die Deinigen müssen der Pflicht gehorch'n? Wenn Du so denkst, dann hast arg fehlg'schoss'n. Schau', das Commando, das euch gegen uns in Streit treibt, dringt nur von Auß'n zu euerm G'hör, während jeder Tiroler einen gar eifrigen Commandanten in der Brust mit sich rumtragt. Weißt', ich mein' 's Herz, das in Treue und Anhänglichkeit für unsern Kaiser schlagt, und auf Alle „Feuer!" commandirt, die Feindliches gegen unsern gut'n Vater Franz im Schild führ'n und uns einen andern Herrn aufdringen wollen. Nach meiner Meinung hat aber das Commando, was aus dem Innern, aus dem Herz kommt, mehr Werth als das andere, das nur 's G'hör versteht; es macht den Mensch'n eifriger und du wirst sehen, daß eure Generäle noch einen gar groß'n Respekt vor dem Commando bekommen, das unter der Jupp'n jedes Tirolers zum G'müth red't und ihn oft mitt'n in der Nacht aufweckt. Doch, was plauder' ich da, ihr versteht mich doch nicht. Kommt's jetzt und machts, daß wir über die g'fährliche Stell' weg-

kommen; tretet leicht und leis' auf und sprecht kein laut's Wort, denn das Geröll und der Schnee, der an den Bergkupp'n über uns hängt, verstehen kein Spaß."

„Wir trauen Dir," sprach da der Soldat, der zuvor geredet, „Du scheinst ein guter Mensch zu sein; mißtrauisch machte uns nur dein Ruf, der, wie mir's und meinen Kameraden vorkam, von der Höhe herab und vom Thal herauf beantwortet wurde."

„Ei red' nicht so ung'schickt, die Berg' red'n bei uns, wie d'Menschen; sie sind uns're Papageien, die uns're Freud und unser Leid nachred'n und sich so die Langweil' in der Einsamkeit vertreib'n." Nach diesen Worten betrat Franz zuerst die gefährliche Bahn, die Andern folgten und glücklich kamen sie alle hinüber. Der Pfad wurde allmählig breiter und nach etwa vier Stunden setzte sich Franz auf einen Stein am Wege; er deutete in ein Thal hinab, von wo herauf eben der Wirbel einer Trommel erschallte und sagte: „So jetzt b'hüt' euch Gott! Da drunt'n steh'n eure Leut'; der Weg ist nicht z'fehlen, denn ihr b'haltet das Thal, bis ihr drunten seid, in den Augen."

Gerührt ergriffen da die Soldaten die Hände des wackern Tirolers, schüttelten sie herzlich und sagten: „Wie können wir Dir danken?"

„Ei blauscht nicht so ung'schickt, was ist denn Viel dabei; ihr war't in arger Noth und Lebensg'fahr und ich hab' euch, weil ihr mich bitt' habt, durchg'holf'n und jetzt, da ihr g'rettet seid, bitt ich euch seid menschlich! Schont die Hütt'n, die alt'n, schwachen

Leut' und d' Mütter und d' Kinder! Seid menschlich Gott z' Lieb und auch wegen euch selber, denn das, was man sich gegenseitig im G'fecht' thut, das findet jede Partei natürlich, was aber z' Haus an den lieb'n Angehörigen, an der Wohnung und am Vieh, das uns Nahrung gibt, unchristlich ausgeübt wird, das macht 's beste Herz rachsüchtig und viel g'schieht dann, was die Sonn' und die lieb'n Stern sonst nie schau'n müßten."

Wiederholt drückten die Soldaten dem Wackern die Hand, der, gestützt auf seinen Stutz'n, ihnen so lange nachsah, bis sie seinem Blicke entschwanden.

Solche Scenen der Milde und Schonung, die, wo sie geschehen, die Ehre des Landes und die Würde des menschlichen Geschlechtes retten, gab es damals häufig in Tirol. Durch menschliche Gesinnungen zeichnete sich besonders Hofer aus, und ließ er sich auch zuweilen zu Befehlen hinreißen, welche eine strenge Wiedervergeltung feindlicher Unbilden bezweckten, so erwachte doch noch immer rechtzeitig die Stimme seines zarten Gewissens. Er nahm das harte Wort, das er im Zorneifer gesprochen, zurück und folgte dem Zuge seines frommen Herzens. Auch Herr von Hormayr erleichterte auf dem Verordnungswege das Loos der Gefangenen, sorgte für ihren guten Unterhalt, für ihren Schutz, und dem Ansehen tüchtiger Führer gelang es ein Volk auf schlimmem Wege aufzuhalten, das in den Tagen des Friedens sich stets fromm, ehrlich, edelmüthig, treu und bieder bewiesen und das nur durch die Schrecken des Krie-

ges aus seinem gewohnten Geleise gedrängt worden war.

Wohl hatte Tirol, wie bereits erwähnt, seine erste Befreiung todesmuthig erkämpft, der hinkende Bote, das Unglück, wanderte aber wiederholt den rhätischen Alpen zu. Die Baiern waren nämlich unter dem General Wrede, dem Kronprinzen und Deroi in dem Berglande eingerückt und das Volk sah sich nun neuerdings bedroht; die Baiern siegten und Leichen und eingeäscherte Dörfer bezeichneten ihren Gang. Wie gräßlich die Erbitterung der Feinde sich damals Luft machte und welche schauervolle Rache sie an den Landesvertheidigern nahmen, beweisen wohl am schlagendsten einige Stellen, welche ich dem Tagesbefehl entnommen, den General Wrede aus Elmau erließ; sie lauten: Ich habe heute und gestern an den Tagen, wo ich über so manche tapfere That der Division zufrieden zu sein Ursache hatte, Grausamkeiten, Mordthaten, Plünderungen, Mordbrennereien sehen müssen, die das Innerste meiner Seele angriffen und mir jeden frohen Augenblick verbitterten. Wer hat euch das Recht eingeräumt, selbst die Unbewaffneten zu morden, die Häuser und Hütten zu plündern und Feuer in Häusern und Dörfern anzulegen? Soldaten! ich frage euch, wie tief sind heute und gestern eure Gefühle von Menschlichkeit gesunken? Blicket zurück auf den Weg von Lofer bis hieher, auf die Brandstätten, auf die geplünderten

Dörfer, und auf die Leichen jener Unglücklichen, die ohne Waffen in der Hand ermordet worden sind!" —

Um seinen Abscheu über diese Gräuelthaten auf das Lebhafteste auszudrücken, fuhr Wrede also fort: „Soldaten! Euer General, dessen einziger Stolz und Glückseligkeit bisher war, wenn eure moralischen Handlungen eurer Disciplin, euern militärischen Thaten gleich bleiben, spricht mit Thränen in den Augen zu euch und sagt euch, daß eure Gefühle von Menschlichkeit in Grausamkeit ausgeartet sind. Ich fordere euch auf, von heute an wieder das zu sein, was ihr sein sollet und müsset — Soldaten und Menschen! — Sollten gegen Erwarten Unwürdige unter euch sein, die von heute an einen Unbewaffneten morden, die Häuser plündern und anzünden, so bin ich gezwungen Beispiele zu geben, die solchen schändlichen Handlungen angemessen sind."

Wo Wrede, dessen menschenfreundliche Gesinnung wohl am deutlichsten aus diesem Tagesbefehl hervorgeht, den Umständen nach Milde und Schonung eintreten lassen konnte, versäumte er nie so zu thun und von manchem Orte, besonders von Rattenberg, wendete er großes Unheil ab. Da er nämlich auf dem Marsche dahin an der Seite Lefebres in Rattenberg einzog, gerieth dieser, als er über dem Stadtthore den bekränzten österreichischen Adler

gewahr wurde, so sehr in Wuth, daß er den Befehl gab, die Stadt anzuzünden und drei Bauern zu erschießen, die man mit der Waffe in der Hand gefangen hatte. Wrede, immer geneigt unnütze Grausamkeiten zu verhüten und dazu mit Weisungen von seinem Herrn und König versehen, widersprach mit aller Wärme dem Befehl des heftigen Franzosen. Schon früher hatte er den Herzog von Danzig abgehalten, die bei St. Johann gefangenen Landesvertheidiger erschießen zu lassen und auch jetzt redete er der Menschlichkeit das Wort. Die Stirne in finstere Falten legend, sprach er: „Bereits liegen 14 blühende Dörfer in Asche, die im Verlaufe der Gefechte niedergebrannt wurden; leider gehört das zu den unvermeidlichen Folgen dieses unseligen Krieges; nichts aber könnte die Verwüstung einer Stadt rechtfertigen, die der Feind erst geräumt hat, während das erschreckte Volk, noch nicht zur Besinnung gekommen, es vergaß den Doppeladler über dem Thore zu entfernen. Das Volk hat bereits die Strenge des Krieges empfunden und die Niederlage der Oesterreicher unter Chasteler gesehen; ich hoffe es werde zur Ueberlegung kommen, wenn wir aber mit Brand und Blutvergießen wüthen, so treiben wir die Leute zur Verzweiflung und erschweren uns den raschen Sieg."

In Folge dieser Einsprache ward Rattenberg und das Leben der Gefangenen gerettet und wie hier, war Wrede stets bedacht dem Kriege seine Wildheit zu benehmen. Bei der besten Absicht war es ihm jedoch unmöglich die Ausschweifungen und die Erbitterung

der Soldaten zu beschwichtigen, die während ihrer Märsche durch das unaufhörliche Schießen aus den Büschen und durch das Herabrollen von Steinen und Felsstücken bis zur tollsten Wuth sich steigerte. Hunderte von gefangenen Bauern wurden an Bäumen aufgehangen und die ganze Schwere der Rache traf endlich das Städtchen Schwatz. Kaum war es erstürmt, so schleuderte der wüthende Soldat die Brandfackel auf die Dächer und die Landesvertheidiger, die sich nach hartnäckiger Gegenwehr auf die Berge geflüchtet und nur das nackte Leben gerettet hatten, schauten mit starrem Auge zu den Flammen nieder, welche die einbrechende Nacht schauerlich beleuchteten und ihre Häuser einäscherten.

Auch das jenseits des Inns gelegene Dorf Vomp wurde in Brand gesteckt, und die Berichte der Feinde selbst sagten, als sie die scheußlichen Gräuelthaten, die in Schwatz verübt wurden, beschrieben: „Die Blut- und Mordscenen in dieser Stadt waren schreckliche, die Wuth der Soldaten ohne Grenzen.“ Ein wackerer baierischer Soldat lehnte sich bei dem entsetzlichen Anblick der unerhörten Schandthaten an eine Mauer an, verhüllte sein Antlitz mit den zitternden Händen und rief unter Schauern aus: „O großer Gott, Du bist gerecht, diese schrecklichen Gräuel mußt Du strafen!“

Vergebens wehrte Wrede diesem Unwesen, vergebens drohte er den Mordbrennern mit dem Strange, vergebens schloß er einen 36stündigen Waffenstillstand; es führte dieß Alles zu keinem gewünschten

Resultate, denn der wüthende Soldat hatte die Furcht vor Gott und die vor dem Tode verloren.

Wie nun das Glück die Tiroler einig und stark erhalten, so bethätigte das Unglück jetzt eine auflösende Kraft; Argwohn und Zwietracht waren erwacht und es kam dahin, daß General Chasteler dem Volke plötzlich nichts mehr war. Seine französische Abstammung und der Mangel an Fassung, welchen er an den Tag legte, seit ihn Napoleon, erzürnt über die Erhebung Tirols, von Schönbrunn aus ächtete und befahl ihn schmählich hinzurichten, sobald man seiner habhaft werde, dienten als Gründe den Argwohn gegen ihn zu bestärken. Er will sich bei den Franzosen wieder in Gunst setzen, hieß es und in Folge dieser Spannung kam es selbst zwischen den österreichischen Soldaten und den Tiroler Landleuten zu Reibungen, die damit endeten, daß Chasteler mit dem größten Theile seiner Truppen in der Nacht vom 20 auf den 21. Mai Tirol verließ, um sich an die Heeresabtheilung des Erzherzogs Johann anzuschließen. Nach seinem Abzuge wollten die Tiroler, auf die eigene Kraft gestellt, fürder nur von sich selbst Rath annehmen, und weder die Strafpredigten und Drohworte Wredens, noch seine Verheißungen und Ermahnungen bezweckten den gewünschten Erfolg. Das Land war nur zum Schein beruhigt, denn der Untergang von Schwatz erfüllte jedes Gemüth mit Entsetzen und Wuth und wo Wrede beschwichtigen wollte, wählte er, die Herzen der Tiroler nicht kennend, solche Worte, welche die Gemüther mit Weh-

muth und Groll erfüllten. So sagte er nach den Schreckenstagen von Schwatz zu den Abgeordneten, die sich seinem Wunsche gemäß bei Terfens versammelten: „Was wollt ihr? An der Donau und in euerm eigenen Lande sind die Oesterreicher geschlagen; Napoleon befindet sich in Wien; der Friedensschluß wird nicht lange auf sich warten lassen; ihr seid von Neuem preisgegeben. Wofür streitet ihr? Für Oesterreich nicht mehr — es ist verloren! Soll ganz Tirol eine weite Brandstätte werden? — Kommt zur Vernunft und fügt euch, dann nehme ich es auf mich, euer Fürsprecher am Throne zu sein und euch Verzeihung zu erwirken."

War diese Ansprache auch gar wohlwollend, so vermochte sie doch nicht die Einäscherung der Dörfer, die Gräuelscenen, besonders die in Schwatz, vergessen zu machen und die Worte: Wofür streitet ihr? Für Oesterreich nicht mehr — es ist verloren! verwundeten jedes Herz gleich einem Dolchstiche; sie färbten jede Wange mit Entrüstung und riefen das Selbstgefühl wach.

„Oesterreich ist unter Gottes Schutz; wohl hat es schwere Prüfungen zu bestehen, verloren aber ist es nicht, denn der Herr verleiht am Ende doch stets der gerechten Sache den Sieg! Wir brauchen keinen Fürsprecher, wir haben uns're Pflicht gethan!" So sprachen die schwergebeugten aber nicht entmuthigten Tiroler, als sie wieder allein waren, zu einander. Siebentausend obdachlose, entblößte Men-

schen, der Verlust eines beträchtlichen Wohlstandes, blühender Fabriken und Werkstätten hoben sich den Blicken Aller zur Schau, und entflammten die Gemüther zur Vergeltung.

In diesen Tagen nun griff Hofer mit aller Entschiedenheit in den Lauf der tirolerischen Angelegenheiten ein; er hatte sich für Südtirol den muthigen Leiningen als Befehlshaber vom Erzherzog Johann erbeten und denselben auch erhalten. Mit besonderer Thätigkeit sammelte er seine Schaaren aus Passeier, Burggrafenamt und Vintschgau, indem er in seiner schlichten Redeweise sagte: „Hört von jetzt an auf kein G'schwätz, und diejenigen, die noch zweifeln, was uns d'Baiern für Freund sind, die soll'n sich Schwatz anschauen! Uns bleibt nur eine Wahl, tüchtig dreinz'schlag'n und z' sieg'n oder z' sterb'n."

Die Passeirer bewiesen sich besonders willig; sie äußerten: „Mehr als g'storb'n kann's nirgends sein, und etwas Anderes steht uns doch nicht bevor; lieber vor den Feind sich stell'n und sich wehr'n, als mit Hab und Gut ein Opfer seiner wilden Wuth werden!" Fest entschlossen, den Kampf wieder aufzunehmen, wollten die Tiroler zeigen, sie können im Bewußtsein ihrer Thatkraft Worte entbehren.

So war die Stimmung in dem schwerbedrängten Gebirgslande, als Hofer ohne Hehl mit unzweideutigen Briefen vom Erzherzog Johann hervor trat, in welchen er als Oberkommandant von Tirol

im Namen des Kaisers bezeichnet war. Gar wohl fühlte der Sandwirth das Schwierige seiner Aufgabe, denn er wußte, daß in Folge der Niederlagen, der eingeäscherten Dörfer und des zerrütteten Wohlstandes manches sonst starke Gemüth zaghaft geworden sei. Deßungeachtet beschloß er im besondern Vertrauen auf die Männer des Burggrafenamtes, die ihm zahlreich folgten, schon am 25. Mai die Baiern anzugreifen. Er tröstete sich mit der Hilfe Gottes, und feuerte unaufhörlich seine Leute durch religiöse Gründe zur Tapferkeit an. Dadurch kam Halt und Begeisterung in seine Schaaren, tapfer schlugen sich die Tiroler auch jetzt wieder, und der vorsichtige Deroi wurde durch die wiederholte kräftige Erhebung des Gebirgsvolkes mit solchem Mißtrauen für seine Sache erfüllt, daß er die Kriegskassa nach Hall liefern ließ. Gleich der Stirne Derois war aber auch die des Sandwirthes finster; auch er hatte Bedenken, denn die Truppen, gegen die sich die Landesvertheidiger schlugen, kämpften dießmal so ausdauernd, daß die Tiroler viele Leute verloren und Hofer nicht geneigt war, in den nächsten Tagen das Gefecht zu erneuern, weßhalb sich das Landvolk, das immer nur auf kurze Zeit zusammen zu halten war, nach allen Richtungen hin zerstreute.

In dieser trüben Stimmung traf Speckbacher, der Mann von Rinn, der nie den Muth verlor, seinen Freund Hofer. „Lieber Andrä," sagte er zu ihm, als ihm der Sandwirth seine Bedenken mitgetheilt, „die Leut', die weggingen, woll'n sich eben umschau'n,

wie's z'Haus beim Weib und bei den Kinderln aussieht; zur rechten Zeit kommen alle wieder und bleib'n auch einige weg, so verlier'n wir wenig an ihnen. Von Viertelstund' zu Viertelstund' treffen dagegen Andere ein, und wenn du d'Mannschaft zähl'n willst, so wirst' dich überzeug'n, daß unsere Zahl im Ganzen nicht abg'nommen hat."

Die ruhige Zuversicht des unerschütterlichen Speckbacher, dessen äußere Erscheinung schon etwas Ausgezeichnetes, Urdeutsches hatte, verscheuchte die Falten von der Stirne Hofers, und wie immer, so sprach sich Speckbacher, der tollkühne Mann der That, auch jetzt für einen raschen Angriff aus.

Als sich nun die Männer beriethen, und die Meinung noch unschlüssig hin und her schwankte, drängte sich ein greises gebeugtes Männlein zu den bewaffneten Landesvertheidigern in die Zechstube des Wirthshauses von Schönberg, wo der Sandwirth sein Hauptquartier hatte; er stellte sich Hofer gegenüber und rief: „Ihr sollt nicht eher schlagen, als Montags den 29. Mai am Festtage zum Herzen Jesu; das sag' ich euch im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau, und wenn ihr so thut, wird auch der Sieg euer sein!"

Den tiefsten Eindruck machten diese Worte auf das fromme, schwärmerische Gemüth Hofers; er erhob sich und sprach: „So wie der Alte g'sagt hat, so soll's g'scheh'n!"

Da den Greis keiner der Anwesenden kannte, und er sich sogleich wieder entfernte, ward die Wir-

kung eine gewaltige, und wie alle Gerüchte, von Mund zu Mund getragen, immer mehr an Ausdehnung gewinnen, so hieß es bald, eine himmlische Erscheinung habe eine Offenbarung gemacht.

Diese fromme Begeisterung wurde noch gehoben durch Joachim Haſpinger den Kapuziner, der, von echtem Patriotismus durchdrungen, seine Zelle zu Klausen verlassen hatte und als Feldpater unter den Schaaren der Landesvertheidiger stand. Obwohl ihn die neue Regierung als gefährlich in dem Kloster unter Aufsicht gestellt hatte, bediente man sich doch schon im April, da alle gütlichen Versuche scheiterten das empörte Landvolk vom Feuern abzuhalten, seines Einflusses, und die Worte, die er mit aller Kraft zu den Schützen auf die Höhen rief: „Steigts runter, wanns Courage habts; was schießts denn in einem fort? Die paar Franzosen g'hörn ja so euch!" genügten, die Stutzen zum Schweigen zu bringen. Der kriegerische Geist dieses warmen Vertreters des Berglandes war am 25. erwacht, als ungefähr 7000 ungeregelte Landesvertheidiger von der ganzen baierischen Division Deroi angegriffen und durch ein plötzliches Pelotonfeuer so sehr in Verwirrung gebracht wurden, daß sie zurückwichen. Joachim, der auf Befehl Hofers vor dem Angriffe mit den übrigen Feldpriestern die Tiroler durch feurige Reden zum Kampfe aufgemuntert hatte, sah da plötzlich die Früchte seiner volksthümlichen Beredsamkeit vernichtet, und im Zorneifer rief er: „I seh' kein' Tropf'n Blut und auch kein' Tod-

ten und ihr lauft; schämts euch! vorwärts!" Diese Worte brachten die Weichenden zum Stehen; bei dem zweiten Pelotonfeuer aber, das den Saamen des Todes in die Reihen der Landesvertheidiger säete, wendeten sie sich wiederholt zur Flucht. Nur der Kapuziner und an seiner Seite ein etwa 15jähriger Knabe wichen nicht von der Stelle, einer Anhöhe, wo sie von Freund und Feind gesehen wurden. „Pater," rief der Knabe mit einem schalkhaften Lächeln und mit einem Blick auf sein Gewehr, das er eben lud, „trifft mich kei' Kugel?"

„Nein," versicherte Joachim, erfreut über den so seltenen Muth, „schieß' nur tapfer drein, es trifft dich keine!" Heiter und ohne Todesfurcht legte da der Heldenjunge den Stutzen an die von Eifer und Kampflust geröthete Wange und schoß, während die Baiern im Sturmschritt anrückten, zwei Offiziere aus den Reihen heraus. Zugleich bediente sich der Kapuziner einer List, indem er sein weißes Tuch nach links und nach rechts schwang. Dieß machte den anrückenden Feind mißtrauisch, er gedachte der plötzlichen Ueberfälle Speckbachers und Wallners und kehrte um.

Wallner, dieser edle Patriot von Windischmatrei, hatte, als die Stunde immer näher rückte, wo es galt Tirol zu befreien, in die Hand Hofers den Schwur abgelegt, für Gott, den Kaiser und das Vaterland zu siegen oder zu sterben; feierlich hielt er, was er einst in tiefer Nacht unter freiem Himmel gelobt, und ein treues Weib und 8 Kinder

zurücklassend, zog er, als die Feuerzeichen auf den Bergen aufflammten, als Führer mit seinen Schützen aus Windischmatrei, Mitteldorf, Kals und Tefereken durch das Pusterthalgebirge Sterzing zu. Von da an streifte Wallner mit seinem Häuflein, ohne sich Ruhe zu gönnen, im Gebirge herum; stets war er da, wo man ihn am nöthigsten brauchte, aller Orten suchte er den Feind auf, um ihn zu schlagen, was ihm auch durch Ueberrumplung, durch ein plötzliches Vorprallen fast stets gelang.

An solche unvermuthete Angriffe, die gewöhnlich von Speckbacher oder von Wallner ausgingen, dachten auch jetzt die Baiern, getäuscht durch den Kapuziner, der, wie bereits erwähnt, mit seinem weißen Taschentuche nach links und rechts Zeichen machte; mißtrauisch wichen sie vor einer Gefahr, die nicht vorhanden war, die sie aber ahnten, und als die Tiroler ermuthigt zurückkehrten, rief der Pater: „Kinder verlaßt mich nicht!" Diese Worte drangen Jedem in's Gemüth und der an den Tag gelegten Verzagtheit sich schämend, griffen nun die wackern Leute unter Anführung Haspingers den Feind an und vertrieben ihn mit großem Verluste aus seiner Stellung. Der unerschütterliche Muth, den der Kapuziner damals, am 25. Mai, im dichtesten Kugelregen bewiesen, gewann ihm das Vertrauen und die Herzen Aller und auf allgemeines Verlangen vertauschte er das Amt eines Feldpaters mit dem eines Commandanten, in welcher Eigenschaft er von Hofer bestätigt wurde. Auch seinem Gott ergebenen Gemüthe entsprach der Rath des greisen Männleins am Herz-Jesu-Fest loszuschlagen, wor-

auf Hofer die gefalteten Hände und die Augen erhob und dem Herrn des Himmels und der Erde fromme Gelübde für die Gnade des Sieges machte. Von nun an verließ keiner der Landesvertheidiger mehr seine Fahne, keiner fürchtete mehr den Tod. „Die Mutter Gottes wird uns schützen!" so sprach es Jeder aus, so hoffte Jeder, und als der Kapuziner ihnen den Kampf als den Weg zur Buße und zur Reinigung von allen Sünden bezeichnete, brannte Jeder vor Begierde sich der Gefahr entgegen zu werfen.

Nach dem festgefaßten Entschlusse zu siegen oder zu sterben langten Gerüchte von der glorreichen Schlacht bei Aspern, jedoch ohne amtliche Bestätigung, in Tirol an, und nur ein Solcher, der Vaterlandsliebe, Treue und Anhänglichkeit für seinen Fürsten im Herzen bewahrt, ist im Stande zu begreifen mit welch unendlicher Freude die Gemüther der Tiroler erfüllt wurden. Viele bezweifelten zwar die Siegesnachricht, jubelten aber in dem Wunsche, es möge so sein, auch mit. „Es lebt der alte Gott noch!" so riefen sich, Freudenthränen weinend, die bejahrten Leute zu, während die jungen Bursche sich die Hände schüttelten und ihr frohes Gejauchze das Echo im Thal wie auf den Höhen weckte. „Wofür streitet ihr? Für Oesterreich nicht mehr; es ist verloren!" Diese Worte, die, wie bereits erwähnt, Wrede bei Terfens zu den Abgeordneten des Landvolkes sprach, wurden nun mit Hohn und Stolz wiederholt und Hofers Angriff, den die Feinde schon am 28. erwarteten, erfolgte am 29. Morgens am Herz-Jesu-Fest.

Kampfbereit harrten die Feinde in ihrer festen Stellung; das rechte Treffen gegen die Gallwiese mit den Vorposten auf Mutters und Natters; das Mitteltreffen auf dem Iselberge mit der äußersten Spitze am Gärberbache; das linke Treffen von der Sillbrücke bis nach Ambras mit den vorgeschobenen Posten in der Gegend von Lans; die Nachhut stand auf den Wiltauer-Feldern.

Der rechte Flügel der Tiroler unter Reißenfels rückte auf der Ellbögnerstraße vor und dehnte sich über das ganze östliche Mittelgebirge bis zum Judenstein aus, an welch letzterem Orte Straub und Speckbacher gegen die Innbrücken bei Hall und Volders wirkten; auf dem linken Flügel führte der Kapuziner Joachim Haspinger in dem Habit seines Ordens die Landesvertheidiger ins Treffen. In einer Hand hielt er einen langen Stock mit dem geschnitzten Brustbilde des heiligen Franziskus, in der andern ein Cruzifix. Kühn wie am 25. schritt er mit aufgeschürzter Kutte der muthigen Schaar voran und sein blonder Bart, der etwas in's Röthliche schillerte, verlieh ihm ein Ehrfurcht einflößendes Ansehen. Im schönen Wetteifer mit den tapfern österreichischen Truppen und im vollen Einklange mit den taktischen Anordnungen derselben handelte dieser patriotische Priester, den die Natur mit einem seltenen kriegerischen Talent begabte. Muth und Todesverachtung hauchte er seinen Schaaren ein. Im dichtesten Pulverdampfe sah man ihn knieen und den Sterbenden den Segen spenden, dann wieder mit dem Crucifixe auf die Feinde deuten, die

Tiroler zum Vordringen anfeuernd. „Vorwärts Kinder! Dem Kreuz' muß der Teuf'l weich'n; schlagt tapfer drein; fürchtet euch nicht vor den Bajonneten, man kann nur eure Leiber, nicht aber eure Seelen todtstechen. Vorwärts für Gott, Kaiser und Tirol!" rief er, seinen gewichtigen Stock schwingend und manchen Feind, der ihm zu nahe kam, damit niederstreckend. Zum allgemeinen Sturme riß er die Seinen fort, und wie der todesverachtende Muth des Kapuziners, so that auch Hofers lautes Gebet bei den vordringenden Schützen die beste Wirkung. Vom rechten und linken Flügel erscholl fast zu gleicher Zeit ein donnerndes Siegesgeschrei und der vereinten Kraft gelang es, die feindliche Macht in wildem Sturme zurückzuwerfen.

Während die Schlacht tobte, entwickelte Hofer, der beim Wirthe in der Schupfen die Fäden der einzelnen Angriffe in den Händen hielt, eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart, ein wahrhaft unerschütterliches Gottvertrauen; er begab sich selbst auf den Iselberg an die feindliche Linie, feuerte die ermüdeten Streiter an und auf sein Gebot drängten eilende Boten an den beiden äußersten Flügeln die letzten Kräfte an's Spiel zu setzen. Der Kampf, der immer gräßlicher entbrannte, wurde für die Feinde geradezu vernichtend, denn die Tiroler fochten löwenmuthig und viele der tödtlich Verwundeten und Sterbenden behaupteten den Himmel offen zu sehen. Solcher Begeisterung konnte der Sieg nicht fehlen, und als die Sonne hinter den Bergen verschwand und die Nacht sich über das blut-

getränkte Leichenfeld niedersenkte, floh Deroi mit solcher List und Klugheit, daß die Tiroler nichts gewahr wurden; er ließ die ausgestellten Posten überall stehen, und entwischte mit der Hauptmacht glücklich. Während dessen füllte sich der Höttingerwald mit neuen Landesvertheidigern und auf dem ganzen Ringe, der sich verhängnißvoll um die Baiern schlingen sollte, herrschte die größte Thätigkeit, denn man war entschlossen den Kampf am folgenden Tage aufs neue zu beginnen.

Da dämmerte endlich der Morgen herein; die Sonne stieg über die Häupter der Berge empor und senkte ihre warmen Strahlen auf die erkalteten Glieder der bleichen Streiter herab, die auf dem Iselberge gefallen waren und die nun gar schweigsam und friedlich neben einander lagen. Zum nicht geringen Erstaunen der Tiroler waren die feindlichen Heere verschwunden, und die ausgestellten Posten, die, als sie sich allein sahen, ihrer Fahne nacheilen wollten, wurden von den Landesvertheidigern gefangen genommen. Während man nun die Leichen von dem Iselberge hinwegtrug um der Christenpflicht nachzukommen, welche die Todten uns begraben heißt, wurde es auf den Straßen Innsbrucks gar lebendig. Von allen Seiten strömten Landleute herbei, um den Sandwirth zu begrüßen, der an der Seite des Kapuziners still und ohne äußerliches Gepränge in der Hauptstadt Tirols einzog. In gerechter Bescheidenheit betrachtete sich Hofer selbst bloß als ein Werkzeug in der Hand Gottes, durch welches die Nationalität seines Volkes, dessen Rechte, Gewohnheiten und Sitten, so wie die alte

Verbindung mit dem Kaiserhause neu hergestellt werden sollte. Im Hinblicke auf den glücklichen Erfolg der Schlacht am Iselberge gab Hofer in Demuth Gott die Ehre, und dankte auf den Knieen dem Herrn der Heerschaaren für die zweite Befreiung Tirols.

Am 1. Juni war außer der Festung Kufstein, wohin sich Deroi mit den Trümmern seines Corps geworfen, kein Feind mehr auf tirolerischer Erde, und das Fest des heiligen Frohnleichnam, das gerade auf diesen Tag fiel, wurde in Innsbruck auf das Feierlichste begangen.

Der Sandwirth blieb einige Tage in der Hauptstadt Tirols, und auf sein Verlangen wurde in den Zeitungen bekannt gemacht: „Kraft des vor der letzten Befreiung des Vaterlandes von den Häuptern der Landesvertheidigung eingegangenen Gelübdes soll das Herz-Jesu-Fest zu einem beständigen Feiertag erhoben und im Tiroler Kalender roth gedruckt werden. Dann soll zum ewigen Gedächtnisse des am verflossenen 29. Mai erfochtenen Sieges alljährlich am letzten Montag des Monats Mai in allen Kirchen ein feierliches Hochamt unter Aussetzung des höchsten Gutes und Umgang um den Gottesacker gehalten und diese Feierlichkeit durch ein Te Deum geschlossen werden. Uebrigens haben alle Dekane und Pfarrer nächstkommenden Sonntag ein öffentliches Gebet um fortdauernden Segen für unsere gerechten Waffen abzuhalten, und hiebei das Volk zur Ordnung und Andacht zu ermahnen.“

Die frommen Verfügungen des Sandwirths,

die in ausländischen Blättern verlacht wurden, verstärkten durch das Vertrauen auf Gott, den alleinigen Retter in der Noth, die standhafte Ausdauer des religiösen Gebirgsvolkes; diese Ausdauer war es, die Hofer befestigen wollte, denn in Mitte der Begeisterung, wo keine böse Ahnung den sprudelnden Quell der Freude trübte, sprach in dem Innern Hofers eine Stimme: die Stunden der Gefahr seien für Tirol noch nicht vorüber.

VII.

Auf Freud folgt Leid.

Unter Jenen, die am Tage des Herz-Jesu-Festes in der Schlacht am Iselberge mit unerschütterlichem und dem Feinde verderblichem Muthe kämpften, waren der greise Passeirer und seine beiden Söhne Franz und Georg nicht die letzten. Anfangs feuerten sie wohlgezielte Schüsse auf die Feinde ab, dann aber, als der allgemeine Sturm begann, schlugen sie mit umgekehrten Stutzen drein und drangen, ihre Seelen Gott empfehlend, über Leichen muthig vorwärts. Obgleich der Tod vor, neben und hinter ihnen zahlreiche Opfer forderte, blieben sie doch unverletzt; jetzt war es der greise Vater, der einen Bajonnetstich parirte, der einen seiner Söhne tödtlich verwundet haben würde, dann rettete Georg dem ihm so

theuern Greise das Leben, indem er einen Soldaten niederschoß, der eben die Muskete auf denselben abdrücken wollte, und Franz streckte mit einem Kolbenschlage einen Feind zu Boden, der den Säbel über dem Kopfe des Bruders schwang, als dieser eben die drohende Gefahr von dem Vater abwendete. Obwohl für die gemeinsame Sache des Vaterlandes kämpfend, stritten sie doch auch zu gegenseitigem Schutze und selbst im dichtesten Gedränge verlor Keiner den Andern aus dem Auge; wo es Noth that sprangen sie gegenseitig einander hilfreich bei.

Welche Angst, o Gott, hatte zu Hause die betagte Mutter, die ihren Mann und ihre beiden Söhne im blutigen Treffen wußte. Anfänglich war ihre Beklemmung eine so schmerzliche, daß sie nur gepreßt Athem holen konnte, dann nahm sie aber zu dem besten Schutz- und Hilfsmittel gegen alle menschliche Verzagtheit und Schwäche — zum Gebete — ihre Zuflucht. Den Rosenkranz in den zitternden Händen, warf sie sich vor einem Kruzifix auf die Kniee, und flehte den Himmel um Schutz für die Ihren und um die Rettung des so hart bedrängten Vaterlandes an. Da wich der Stein, der bis jetzt ihr banges Herz gepreßt, und alle ihre Sorgen in Gottes Hände legend, fand sie in der Andacht Hoffnung und Ruhe. Als sie sich erhob, schämte sie sich ihrer Verzagtheit, denn von zahlreichen Familien hatte ja der Tod bereits Opfer gefordert; sie bereitete sich vor ein gleich schmerzliches Loos mit christlicher Ergebung zu ertragen.

Nachdem die gute alte Frau lange geharrt und

mehrere Tage und Nächte allein und verlassen unter dem Dache der verödeten Hütte, die ihr wie ausgestorben erschien, zugebracht hatte, ging plötzlich die Thüre auf und, den Stutzen auf der Schulter und in der Hand den Bergstock, trat wohlbehalten ihr Mann in die Stube. „Gelobt sei Jesus Christus!" sprach er, ihr die Hand zum Willkomm reichend, und nachdem sie zwischen Furcht und Hoffnung schwankend mit einem: „In Ewigkeit," geantwortet hatte, fragte sie: „Vater, du kommst allein, wo hast uns're Bub'n g'lassen?"

„Sie sind frisch und g'sund mit dem Hofer nach Innsbruck zog'n und werd'n bald nachkommen; ich aber hab' an deine Angst denkt, und bin heim g'eilt um dir z'sag'n, daß wir am Iselberg mit Gottes Hilf' siegten und daß der liebe Herr mich und uns're Buben vor Verwundung und Tod b'schützt hat."

„Gott vergelt dir die Aufmerksamkeit, Vater; ich hab' schwere Tag' g'habt, und hätt' mich 's Gebet nicht g'stärkt, so wär' mir 's bekümmerte Herz broch'n."

„Wir hab'ns auch nicht leicht g'habt, denn der Feind hat sich gar fest g'stellt und sich verzweifelt g'wehrt. Auf'm Gras und auf jedem Stein, wo wir g'rauft*) hab'n, sieht man Blutstropf'n und mancher Tiroler liegt drob'n auf'm Iselberg und ist so stumm, wie sein Stutz'n, den er in der kalten Hand halt, und so weiß im G'sicht wie sein Hemd."

„Gott sei den armen Seelen der G'fall'nen

---

*) Raufen ist in Tirol gleichbedeutend mit Kämpfen.

gnädig und stärk' die Herz'n derer, die die Ihrigen verlor'n hab'n. Also g'siegt hab'n wir; Gott sei Lob und Dank! Schau, Vater, der Iselberg scheint wahrhaftig von der Vorsehung bestimmt z'sein, daß sich an ihm die feindliche Macht brech'n soll; schon alte Prophezeihungen hab'n ihn gleichsam als einen schicksalsvollen Fels'n eing'weiht und ihn als einen Glücksort für Tirol bezeichnet. Die Mönch' in Wiltau, deren Abtei am Fuß' des Isel liegt, soll'n eine Chronik aufbewahr'n, die auf die Stiftung des Klosters Bezug hat und aus der sie zugleich die Glück versprechende Prophezeihung heraus lesen."

„Die Prophezeihung, Mutter, hat ihre B'stätigung g'funden und das Gelübd', das der Hofer vor der Schlacht g'macht hat, ist vom lieben Gott wohlg'fällig aufg'nommen worden." Nach diesen Worten hing der Greis seine Kugelbüchse an einem Hirschgeweih auf, und als er sie eine Weile nachdenkend betrachtet und sich müde auf einen Stuhl niedergelassen hatte, sagte er: „Wie lang', mein lieber Stutz'n, wird wohl mir und dir eine Ruh' vergönnt sein; es heißt, auf Freud' kommt Leid und der Jubel Derer, die nach Innsbruck zog'n sind, war so groß, daß ich fürcht', es komm' auch bald wieder ein großes Leid nach."

„Ach, red' nicht so," unterbrach die Hausfrau den sinnenden Alten, „wir hab'n bis jetzt schon Leid g'nug g'habt und da es auch im Sprichwort heißt: Auf Leid folgt Freud', so tröst ich mich damit. D'Feind sind, wie du sagst, aus Tirol vertrieb'n; der Erzherzog Carl hat an der Donau g'siegt." —

„Die B'stätigung von dem Sieg müssen wir aber erst abwart'n", fiel der Greis seinem Weibe in's Wort, „denn die Nachricht, die uns davon zukam, war keine amtliche; es ist noch z'viel Verwirrung in der Welt und wenn ich d'Hand auf's Herz leg' und mich frag', ob die Sonn' eines allgemeinen Friedens über Tirol und über ganz Europa bald aufgehn' werd', so antwortet mir eine Stimm' im Innern: Noch lang' nicht!"

Einige Tage nach diesem Gespräche des alten biedern Ehepaares kehrten die Söhne desselben wohlgemuth nach Hause und fast gleichzeitig traf in Tirol ein kaiserliches Handschreiben aus Wolkersdorf vom 29. Mai, gerade am Tage der Befreiungsschlacht am Isel erlassen, ein, welches die Besorgnisse und Zweifel der Gemüther zerstreute.

Es läßt sich nicht beschreiben, welchen Freudensturm der nun ganz unzweifelhafte Sieg, welchen Erzherzog Carl bei Aspern über Napoleon errungen, den man bis jetzt für unbesiegbar gehalten, in allen Herzen hervorrief. Jedermann war bereit neuerliche Opfer für das Kaiserhaus zu bringen, denn so hoffnungsreich sich auch die Zukunft gestaltete, gaben sich die Einsichtsvollen doch dem Glauben nicht hin, Tirol werde nun die Früchte seiner Anstrengungen ungestört genießen dürfen.

Solche ruhige Tage, wie sie jetzt folgten, konnte man seit den Aprilereignissen nur gar wenige zählen, und doch war so unendlich viel zu thun, um in dem aufgeregten Lande eine feste Ordnung zu gründen,

wodurch allein die Mittel geschaffen werden konnten, künftigen Gefahren mit einheitlicher Kraft zu begegnen.

Hofer dachte nun zunächst an die Befestigung des Landfriedens vor auswärtigen Feinden, und zu diesem Behufe erließ er von Rattenberg aus ein offenes Schreiben an alle Gemeinden Tirols mit Vorschlägen für die nächste Zukunft. Nach des Sandwirths Meinung sollten die Etschländer sämmtlich nach Hause kehren aber ihre Waffen bereit halten und bei dem ersten Aufruf gegen Feindesgefahr sich wieder stellen; es würden dadurch dem Lande viele Kosten erspart und im Nothfalle könne man doch in möglichst kurzer Zeit Tausende zusammenbringen. Den Grenzgemeinden wurde die Verpflichtung auferlegt, Tag und Nacht gute Kundschafter zu unterhalten und reitende und gehende Boten sollten die Nachrichten dann im Innern Tirols in steter Abwechslung von einem Orte zum andern befördern. An den Päßen des Landes sollten schleunigst Schützenposten aufgestellt werden, um jeden Handstreich, jede plötzliche Ueberrumplung zu verhindern. Dieses Schreiben, dem praktische Klugheit nicht abzusprechen ist, indem es nur das allgemein Wünschenswerthe enthielt, lief, wie vor Alters, als Laufzettel an alle Gemeinden im Lande, und die Unterschrift des Ortsvorstehers verbürgte das Einverständniß der Gemeindeglieder mit dem Sinne desselben. Es war dieß der erste Akt von Hofers Obercommandantenmacht, wodurch er unzweideutig an den Tag legte,

daß er sich mit seinen Kräften lediglich auf die Vertheidigung Tirols beschränken werde, im Einklange mit dem ältesten Landesrecht, nach welchem der Dienst des Volkes im Kriege sich nie weiter als auf die Grenzen der eigenen Heimat erstreckt und Waffenruhe eintritt, sobald der Feind dieselben verlassen.

Leider ward die gesunde Ansicht Hofers nicht befolgt und besonders waren es die Innthaler, die anfangs für sich und später unter Teimer, der stets solchen Abenteuern geneigt war, Streifzüge in's fremde Gebiet unternahmen. Ein derartiger Ausfall von der Scharnitz und Leutasch war so wirksam, daß Graf Arco trotz seiner Verstärkung, die er von Deroi an sich gezogen, nach Benediktbeuern zurückgeworfen wurde.

Ueber diese Ausfälle war Hofer tief betrübt und ohne Hehl sprach er sich dahin aus, solch ein Thun sei untirolisch und verwerflich. Gerne hätte er diesem Treiben gesteuert, doch er vermochte die Streitlust, die sich bei Vielen bis zum Uebermuth steigerte, nicht aufzuhalten, und der Pöbel, der nirgends fehlt, ließ sich manche Plünderung an den Grenznachbarn zu Schulden kommen.

Wie der Sandwirth und viele Wackere mißbilligte auch der greise Passeirer diese Ausfälle; er gestattete nicht, daß seine Söhne daran Theil nahmen, und als Georg eines Tages äußerte, er möchte doch auch einmal auf baierischem Boden seinen Stutzen knallen lassen, so sprach er: „D' Stutz'n bleib'n so lang an der Wand hengen, bis ich's sag', daß mans runter langen soll. Kommt der Feind zu uns, so hab'n

wir's Recht G'walt mit G'walt ab'z'wehr'n; die Grenznachbarn aber anz'fall'n und sie z'erschrecken und z'mißhandeln, dazu hab'n wir kein Recht."

„Ei man hat uns oft g'nug erschreckt, d'Dächer über'm Kopf in Brand g'steckt, d'Weiber und d'Kinder mißhandelt und es sogar mit dem Umbringen nicht g'nau g'nommen."

„Hat uns das g'fall'n Görgl?"

„Nein, es hat uns nicht g'fallen, es hat uns Thränen in d'Augen und d'Gall ins Blut trieb'n."

„Schau, eben weil's uns nicht g'fall'n hat, so müß'n wir's auch nicht nachmach'n, denn es steht g'schrieb'n: Was du nicht willst, das dir g'scheh', das thu' auch keinem Andern."

„Die Lehr' kenn' ich wohl, aber sie wird gegen uns nicht eing'halt'n."

„Es ist nicht g'nug, daß du die Lehr' kennst, sondern als Christ mußt du auch darnach handeln; wenn Andere sich an uns versündigen, so ist's keine Folg', daß wir's auch so mach'n soll'n. Kämpf'n wir auf unserm Bod'n, so streit'n wir für Gott und Kaiser, für uns're Hütt'n und für d'Weiber und d'Kinder. Der Streit ist Gott wohlg'fällig und wir dürf'n auf Seinen Schutz und auf den Seiner Heiligen und Engel rechnen; treibt uns aber der Uebermuth naus, so sind wir keine Landesvertheidiger, und auf den göttlichen Schutz können wir dann auch nicht zählen. Mit einem Wort, d'Stutz'n bleib'n in ihrer Ruh', so lang man uns im Land einen Fried' laßt; kommen d'Feind' aber wieder daherg'rasselt mit ihren

Kanonen und Pulverwäg'n, nachher greif' nach der Büchs' und laß's krach'n."

„Ja Vater, Ihr habt Recht, ich seh's jetzt schon ein; es hat mich nur so eine vorübergehende Lust ang'wandelt, weil ich g'hört hab', daß sich drauß'n der Teimer so tüchtig schlagt, und daß auch aus dem Achenthal eine Schaar das baierische Landg'richt Miesbach überfall'n hat; auch soll'n die Schütz'n von Reutte und Vils ihre Verbindung über Sonnthofen und Immenstadt mit den Vorarlbergern herg'stellt hab'n. Der liebe Gott wird's wiss'n, daß ich nicht d'randenkt hab' einen wehrlos'n Menschen zu beleidigen oder ihm gar etwas z'nehmen; dem Feind aber hätt' ich auch auf dem baierischen Boden gern mein' Stutz'n zeigt, seit Ihr aber mit mir g'red't habt, seh' ich ein, daß es besser ist, wenn er vorläufig an der Wand in seiner Ruh' bleibt."

„Es kommt ein G'witter, Vater!" mit diesen Worten trat Franz, der auswärts auf Kundschaft war, jetzt in die Stube; er reichte dem Greise die Hand und schritt dann zur Mutter hin, die an dem Fenster saß und durch die Scheiben zum Himmel aufblickte. „Es wird ein schweres G'witter," sagte die alte Frau, durch die Ankunft des Sohnes in ihren Gedanken gestört; „lang schon," sprach sie, „schau' ich zu den Wolk'n nauf, die so drohend wie das Unglück, das über's Tirolerland kam, über d'Berg' rauf ziehen, und die immer größer werden, wie unser Verlangen nach Frieden und nach Oesterreich."

„Wie den lieb'n Sonnenstrahl," entgegnete der

Greis, „leitet der gute Gott auch d'Wolk'n, Er wird sie gnädig über unser Dach und über unser Thal weg-führ'n; sag' Franz, hast du nichts von unserm Fritz in Wien erfahr'n?"

„Nein Vater, ich hab' wohl einen Passeirer g'sproch'n, der just von Wien kommt; der aber hat den Fritz nicht b'sucht, weil ihm d'Zeit z'kurz word'n ist."

„Was muß es mit dem Bub'n sein? Er hat doch dem Limonehansl deutlich g'sagt, daß er komm', wenn's bei uns los geh'; wir aber hab'n bis jetzt ver-geb'ns auf ihn g'wartet und g'schrieb'n hat er auch nicht. Der Bub macht mir schweren Kummer, und ich hab's nicht um ihn verdient, daß er" —

„Ach schmäh' ihn nicht Vater," bat die alte Mutter, „und denk' d'ran, daß der Limonehansl g'sagt hat, unser Fritz seh' gar blaß aus und seine Händ' seien gar mager und abzehrt. Vielleicht ist er krank word'n."

„Das hab' ich mir auch schon denkt, warum schreibt er aber nicht?"

„Vielleicht ist er z'schwach oder er schreibt nicht, weil er uns nichts Gutes zu berichten weiß und uns s' Herz nicht schwer mach'n will."

„Ei was, d'Kinder soll'n vor ihren Eltern keine Heimlichkeiten hab'n und das Gute wie's Böse den-selben sagen; glaubt der ung'schickte Bub s'Herz werd' uns nicht schwer, wenn er gar nichts von sich hör'n läßt? Wenn er so denkt, nachher weiß er nicht, wie lieb wir ihn hab'n; von ihm selbst aber ist's lieblos

nicht nachz'frag'n, wie's z'Haus steht, da er doch weiß, daß der Tod mit seiner Sens'n tüchtig bei uns dreing'haut hat! könnt' nicht ich oder einer seiner Brüder oder wir alle drei in einem Bett von schwarzer Erde lieg'n und wär's da nicht seine Schuldigkeit sich der verlass'nen Mutter anz'nehmen?"

„Lieber Vater, ich bitt' Dich, zürn' ihm nicht, denn wer weiß, ob wir nicht alle bitt're Zähren vergießeten, wenn wir wüßten, wie's um ihn steht oder wo er liegt der arme Bub".

„Wo er liegt!" Betroffen über diese Worte wiederholte sie der Greis: „Wo wird er liegen, nächtlicher Weil' im Bett, und am Tag, wenn er einen Spaziergang im Freien macht und müd' ist, auf einem grünen Hügerl, wo ihn die Sonn' freundlich anscheint."

„Oder im Grab, Vater, wohin kein Sonnenstrahl und auch der Lärm der Welt nicht dringt." Unter heftigem Schluchzen sprach das alte Mütterlein diese Worte, und die Hand ihres Mannes fassend, sagte sie: „Schau, z'Pfingsten ist mir's so schwer auf'm Herz'n g'leg'n, daß ich nirgends hab' Ruh' find'n können. An dem Tage nun, der auf die Pfingstfeiertag' folgte, hatt' mich wieder, als ich allein z'Haus und in Gedanken ganz bei unserm Fritz war, eine so arge Schwermuth überfall'n, daß ich, um mich z'stärken, den Rosenkranz g'nommen und andächtig gebetet hab. Da ist mir's plötzlich g'wes'n, als seufz' Jemand gar schwer und schmerzlich neben mir und ich bin so erschrock'n, daß ich den Rosenkranz hab auf den Bod'n

fall'n lassen. Eiskalt hat's mich überlauf'n und wer weiß, ob sich damals nicht unser armer Bub ang'meld't hat."

Da wurden die Augen des Greises und auch die seiner Söhne feucht: „Herr, Du hast mir ihn g'schenkt und kannst mir ihn nehmen," sprach der bekümmerte Vater mit Ergebung, legte die Hände zusammen, und seinem Beispiele folgend, betete die ganze Familie ein andächtiges Vaterunser für Fritz, über dessen Schicksal man so sehr im Unklaren war.

Ein mächtiger Windstoß schüttelte da plötzlich die Fenster, und während ein flammender Blitz den schwarzen Gewittermantel durchzuckte, und das Rollen des Donners das Echo in den Bergen und Felsen weckte, wurde die Thüre aufgethan und Joachim Haspinger, der Kapuziner, trat mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus! vergönnt mir einen Unterstand," in die Stube. „Ich bin noch g'rad recht zu euch herein kommen, denn der Sturm schüttelt's Laub und die Aest' von den Bäumen, wie früher unsere Kugeln die feindlichen Reiter von ihren Röß'ln. Herrgott sei uns gnädig!" rief er, ein Kreuz machend, als ein gewaltiger Donner, dem ein schräge herabfahrender Blitz voraus ging, die Hütte erzittern machte.

„Das hat eing'schlag'n," entgegnete der alte Passeirer, dem Kapuziner einen Stuhl zurecht stellend.

„Wenn's Gottes Will' ist, doch nur in einen Berg," entgegnete Joachim, „aber bei uns, liebe Leut'ln wird's wie ich fürcht' bald wieder anders einschlag'n."

„Geht was vor?“ fragten Alle neugierig.

„Allerlei; an den Grenz'n wird's wieder unruhig, und Napoleon soll sich, wie's verlautet, zu einer neuen Schlacht an der Donau stell'n.“

„Ja, es hat ja g'heiß'n, der Erzherzog Carl hab' ihn siegreich über d'Donau g'worf'n.“

„Ei ich wollt',“ entgegnete Haspinger dem Greise, „er hätt' ihn in d'Donau g'worf'n den Höllensohn, der so schweres Leid über unsern gut'n Kaiser Franz brachte, und den heiligen Vater in Rom von seinen Schergen wie einen Uebelthäter g'fangen hält. O Herr und Gott, Du bist so mächtig, daß vor Deinem Donner uns're Fels'n im Grund erzittern; gib Oesterreich Kraft, den Franzosen-Kaiser zu schlag'n und ihn vom deutschen Boden zu vertreib'n; ihn, der Dich durch die Unbilden, die er dem Papste, Deinem Statthalter, täglich anthut, so schwer beleidigt; doch Dein Will' gescheh'. Gelobt sei'st Du im Sieg oder Untergang, gelobt in Ewigkeit, wenn's Herz auch bricht!“

„Herr Pater, Du bist nicht in der besten Stimmung“ lächelte schmerzlich und des eigenen Leides gedenkend der Hausvater; „in der Innsbrucker Zeitung verkündet aber der Intendant Hormayr doch stets s' Beste. Da liest man lauter gute Nachricht'n und Sieg.“

„Wenn man in d' Innsbrucker Zeitung schaut, da hengt für Tirol freilich der Himmel voller Geigen, hinter den Geigen aber seh' ich große Trommeln, — die feindlichen Kanonen — die zu dem Tanz, den man uns bald wieder aufspielen wird, den Tackt schlagen.

Der Herr Intendant verbreitet gute Nachricht'n in der Absicht unsern Muth z' heb'n, und ist ihm auch eine aufrichtige Eingenommenheit für's Kaiserhaus nicht abz'sprech'n, so fehlt er doch nach meiner Meinung, daß er uns von Oesterreich z' viel Hilf hoffen läßt. Unser Kaiser braucht seine Soldat'n an der Donau, das, mein' ich, soll man frisch raussagen, damit wir uns nicht z' viel auf eine Hilf' verlass'n, die man beim besten Willen uns wird nicht schicken können. Wenn wir einheitlich z'sammhalt'n, so können wir Tirol allein behaupt'n, denn d' Gassen, die in unser Land führ'n, sind schmal, und d' Berg hoch und d' Felsenstückln, wenn's runter kug'ln, geb'n kein Pardon; auch sind uns're Doppelhaken, die 20 Kug'ln auf ein Mal ausspeien, nicht zu veracht'n."

„Der Meinung bin auch ich," rief Franz, „und wenn wir z'sammstehn, brauchen wir nicht bleich z'werden, wenn der Feind anrückt. Recht blutig, wie ich ihn im Traume am Grabmal Maximilians hab' hengen sehen, wird wohl der Siegeskranz für Tirol werden; doch das Blut wird willig g'opfert, wenn wir nur wieder österreichisch werden!"

„Was hat Dir denn träumt, erzähl' mir's, ich hör' einen Traum, wenn er schön und patriotisch ist, gern, und mir selber träumt oft wachend Allerlei."

Franz theilte nun dem Kapuziner seinen Traum mit und als er zu reden aufgehört, sagte Joachim tief ergriffen: „Bei St. Lorenzen war's, wo der Doppeladler Oesterreichs, dessen Ruf du im Schlaf g'hört hast, zuerst empor stieg, und ich fürcht' uns're Feldpater

werden noch über manchen, Tiroler, der todwund auf's Schlachtfeld sinkt, den Todtenpsalm sprechen, bis wir den schönen Vogel wieder den unsern nennen dürfen. Wie viel es Elend in der Welt gibt, davon hab' ich in meiner Jugend, wo ich noch die Schaf' und die Küh' auf der Alm hütete, nichts g'wußt und weil Du, Franz, mir dein Traum erzählt hast, so will auch ich Dir etwas mittheilen. Schau, ich war 20 Jahr alt und hab noch keinen Gedank'n an den geistlichen Stand g'habt, als plötzlich mit mir eine wunderbare Veränderung vorging. Es war am Tag' vor Jakobi, als ich in der Morgendämmerung oben auf der Alm saß und s'Vieh betrachtete, das unfern von mir g'weidet hat. Das Gras und die Blätter waren vom Thau feucht und ringsum war's so still und ruhig, daß man das Summen einer Flieg' hat hör'n können. Da ist's plötzlich roth im Osten worden und über unsere Berg' ist die große feurige Kugel, die liebe Sonn', so prachtvoll raufg'stieg'n, wie ich's früher und später nie mehr g'sehn hab. Wo ich hinblickt hab, hat die ganze Natur prang't in tausend Farben; die Blätter an den Bäumen hab'n glänzt wie von Gold und Silber und im Gras hat's g'funkelt und blitzt als sei ein Engel drüber hing'flogen und hab' aus seinem Füllhorn Millionen Diamanten und Perlen auf die Erde runter g'schüttet. Da hab' ich d'Händ ausg'streckt und hab naufg'ruf'n zu den glanzumfloßnen Höhen: O lieber Gott, wenns schon so schön hier auf Deiner Welt ist, wie herrlich muß es erst dann im Himmel bei Dir sein! Da sind mir d'Aug'n übergangen, ich bin in

eine Verzückung g'fall'n und hab' zwei Tag' und zwei Nächt' in Einem fort g'schlaf'n und träumt. So hat mich mein Vater g'fund'n und wie ich durch sein Rütteln erwacht bin, hab ich g'sagt: Vater, ich hüt' nicht mehr ich werd' geistlich! Mit einem festen Vorsatz hab' ich da in einem Alter von 20 Jahren 's Studiren ang'fangen und bin später in's Kloster gangen. Der Lärm des Krieges hat mich nun aus der stillen Zell' in die Feldschlacht g'ruf'n, wo ich streit'n werd' für Gott, den Kaiser und für Tirol, so lang es Dem gefällt, der einst auf der Alm eine himmlische Sehnsucht in meinem Herzen ang'regt hat. Seh't, jeder Mensch hat seine Bestimmung und die uns're ist jetzt in Treue fest zu bleiben, für's Weitere wird dann schon ein Höherer sorgen."

„Es ist schon g'sorgt, Herr Pater", rief da der Limonehansl, der, vom mächtig niederströmenden Regen durchnäßt, in die Stube trat und die letzten Worte Haspingers vernommen hatte; „bei Wagram soll sich das Kriegsglück Oesterreichs g'wendet und darauf in Znaim ein Waffenstillstand abg'schloss'n word'n sein, wobei Oesterreich Tirol aufgeb'n mußte."

Bei dieser Nachricht bleichten sich die Wangen Aller und der Kapuziner, die Hand auf's Herz pressend, rief: „Jetzt weiß ich, warum mir's dadrin so schwer war!" Rasch aber sammelte er sich wieder und sprach: „So sind also all' die Nachrichten erlogen, die von einem Aufstande in Italien im Rücken des französischen Heeres, von dem Vorrücken der Spanier, Engländer

und Schweden in's Innere von Frankreich und von Napoleons nothwendiger Rückkehr in sein Land redeten. Gut, sie soll'n erlogen sein; uns're Treue zum Hause Oesterreich soll aber nicht zur Lüge werd'n. Hat der Kaiser uns auch aufgeb'n müß'n, so geb'n wir ihn nicht auf und zwar um so weniger, weil er im Unglück ist. Wo ist der Sandwirth? Weißt du mir's nicht z'sagen Limonehansl?"

„Ich glaub z'Brixen; seinen Adjutanten, den Eisenstecken, hab ich aber g'sproch'n; der glaubt nicht an das G'rücht, das vom Waffenstillstand redet, und dem Intendanten scheint auch nichts bekannt z'sein, denn er laßt im Tirolerland und drüben in Vorarlberg Kanonen gieß'n. Der Eisensteck'n meint, die ganze Sach' sei eine Kriegslist, dabei sieht er aber so zornig drein, daß man ihm's wohl ankennt, es beunruhige ihn die böse Post nicht wenig. Auch hab' ich erfahr'n, daß sich Baiern alle Müh' gibt Tirol gütlich zu gewinnen. Der baierische General-Salinen-Administrator, Joseph v. Utzschneider, soll an der Grenz im Namen seines Königs Friedensvorschläg' g'macht hab'n, welche gegen freiwillige Unterwerfung der Tiroler uns eine völlige Amnestie und andere Vortheile zusichern."

„Schweig' mir von Friedensvorschlägen und von Vortheilen, wo's Herz kein Fried gibt," rief in patriotischem Eifer der Kapuziner; „unser Vortheil ist wieder österreichisch z'werden. Nur der Gedanke sagt unsern G'müthern zu; ich will mir meinen Bart auf'm Iselberg nicht umsonst verbrannt

hab'n*) und die Feuerzeichen, die bei unserer Erhebung so grell zum Himmel aufloderten, daß der Jochgeier vor Schreck seinen Raub fallen ließ, haben wir auch nicht umsonst einander geb'n. Die Sturmglock'n hab'n uns nicht umsonst g'ruf'n und umsonst sind die Wackern, die bis jetzt in der Schlacht fielen, nicht g'storb'n; umsonst fiel Schwatz und viele unserer Dörfer nicht in Schutt zusammen, und die Thränen, die die verwaisten Kinderln und die zu Witwen geword'nen Mütter, des Obdachs beraubt, zum feuerlichten Nachthimmel hinauf weinten, sind nicht umsonst g'flossen. Engel hab'n diese Zähren g'sammelt und zu Gottes Thron empor getragen, wo sie als schreckliches Gewicht in die Wage der Vergeltung fall'n werden. Kann der Kaiser uns nicht helfen, so helfen wir ihm und gehen mit Sturm nach Wien. Der Knabe David erschlug den Riesen Goliath, und wer weiß was wir mit Gottes Hilf nicht noch Alles vollbringen; behüt' euch Gott beisammen. Gelobt sei Jesus Christus!" Nachdem der Kapuziner so gesprochen, eilte er, von innerer Unruhe getrieben, fort, um Hofer, den Oberkommandanten von Tirol, aufzusuchen; der Limonehansl folgte ihm. Das Gewitter war vorüber gezogen und der Himmel wölbte sich wieder freundlich blau über dem Passeier-Thal.

Bestürzt schauten die in der Hütte dem Kapu-

*) In der am 29. Mai auf dem Iselberg gelieferten Schlacht feuerte ein baierischer Soldat seine Muskete so dicht neben dem Kopfe Haspingers ab, daß diesem das Feuer einen Theil des Bartes versengte.

ziner nach, bis er bei der Krümmung des durch den Gewitterregen gar müheseligen Pfades hinter einer Felsenwand verschwand. „Auf Freud folgt Leid," sagte da der greise Passeirer, und seinem Weib voll Wehmuth in das feuchte Auge blickend, sprach er: „Mutter, glaubst jetzt bald, daß meine Worte wahr werd'n?"

„Wie Gott will," entgegnete diese ergeben.

„Nur Muth, lieber Vater!" rief da Franz, „der Adler Oesterreichs hat noch ein gutes G'fieder, obwohl man ihm schon manche Feder ausg'rissen hat; er will seine Federn wieder haben und wer weiß ob ihm d'Flügel, die man ihm stutzen will, nicht noch länger wachsen, als er's jetzt hat."

„Der höchste Muth, Franz, ist der Leidensmuth und ich glaub es sei an der Zeit, daß wir uns in dem üben." Nachdem der Greis so gesprochen ging er in die Nebenkammer, sank auf die Kniee und suchte sich als frommer Christ das übervolle Herz zu erleichtern. Franz und Georg, denen es in der Hütte zu enge ward, reichten der Mutter, die erschöpft auf dem Stuhle saß, die Hand und gingen, um Näheres über die Gerüchte zu erfahren, die von der verlorenen Schlacht bei Wagram und dem Waffenstillstand von Znaim redeten. Nun waltete in dieser Stube, wo es eben noch gar laut hergegangen, die tiefste Stille; man vernahm nichts als das einförmige Picken des Holzwurms aus der Wand, an welche die Bekümmerte den müden Kopf zurück sinken ließ; sie schloß die Augen und schlummerte, während ihr die Thränen über die Wangen liefen, unter den Worten ein: „Auf Freud folgt Leid!"

VIII.

Ein Schreiben aus der Felsenhöhle.

Die damalige Zeit war wahrhaftig eine Zeit der Leiden, und einen außerordentlichen Umstand kann man es nennen, daß an demselben Morgen, an welchem sich Napoleon an der Donau zur Riesenschlacht des **6.** Juli vorbereitete, seine Generäle die Wohnung eines friedlichen Greises, des Oberhaupts der römisch-katholischen Kirche, mit brutaler Gewalt stürmten, obwohl ihnen nicht der mindeste Widerstand als der verriegelter Thüren und geschlossener Fenster entgegengesetzt wurde.

Während unter dumpfen dröhnenden Schlägen die Thüren zusammen stürzten und alle Fenster zertrümmert wurden, erwartete der heilige Vater, der, auf das Aeußerste gebracht, gegen Napoleon, den Verletzer göttlicher und weltlicher Gesetze, eine Excommunicationsbulle geschleudert und dadurch den höchsten Grad seines Zornes auf sich geladen hatte, mit Ergebung den Ausgang dieser traurigen Katastrophe. Aus seinem Schlafgemache tretend, reichte er dem Cardinal Despuig die Hand und sagte: „Da bin ich!"

Der Cardinal verneigte sich und in einem Tone voll Wehmuth sprach er: „Wenn Eure Heiligkeit wollen, so haben wir noch Zeit uns in die Kapelle zu verfügen und am Altare die Beschlüsse des Herrn abzuwarten."

Da vermehrte sich der wüste tobende Lärm; die unbändige Rotte kam immer näher und Pius VII. nahm auf seinem Stuhle Platz; er verlangte, daß man ihm das Crucifix bringe, welches ihn stets auf seinen Reisen begleitete, schob sein Brevier in die Tasche und ließ sich den Ring, den sein Vorgänger Pius VI. während seines Exils getragen, an den Finger stecken. Zu seiner Linken und Rechten stellten sich die Cardinäle auf und einige Hausbeamte wurden in den Gang hinausgesendet um zu erkundschaften, was die Ersteiger des Palastes vorhaben. Auf die Frage, was sie suchen, antworteten die Soldaten: „Wir wollen den Papst!"

„Ich werde es melden," sprach der Abbé Maury; da aber die Soldaten ungestüm nachdrängten und Miene machten auch die letzte Thüre zu sprengen, so befahl der Papst sie zu öffnen. Kaum war das geschehen, so trat General Radet mit französischen Soldaten, Gensdarmen und einigen entarteten Römern ein. Den Hut in den Händen, näherte sich der General dem Papste und sprach: „Ich komme auf Befehl meines Souverains, des Kaisers der Franzosen, um Eure Heiligkeit zu fragen, ob Sie auf die weltliche Herrschaft über Ihre Staaten Verzicht leisten wollen."

Mit ruhigem Antlitz entgegnete Pius VII.: „Ich kann es nicht."

„Wenn Eure Heiligkeit diese Verzichtleistung machen wollten," fuhr der General fort, „so hoffe ich, daß sich Alles wieder ausgleichen und der Kaiser für Ihre Heiligkeit jedwede Rücksicht haben werde."

Da erhob sich der heilige Vater voll Würde und Majestät und sprach in einem Tone, welcher bewies, daß er in seiner Eigenschaft als Souverain und Stellvertreter Christi rede, die Worte: „Ich darf es nicht und ich will es nicht! Ich habe Gott gelobt der heiligen Kirche ihre Staaten zu bewahren und diesem meinem Schwure werde ich nicht untreu!"

Da zuckte der General die Achsel und sprach: „Ich bedauere, daß Eure Heiligkeit sich zur Erfüllung dieses Begehrens nicht herbeilassen, weil das Sie neuen Unannehmlichkeiten aussetzen wird."

„Nichts ist im Stande meinen Entschluß zu ändern," versetzte der Papst; „ich bin bereit jeden Augenblick das Leben für die Haltung dieses Schwures, den ich Gott geleistet, hinzugeben und den letzten Blutstropfen dafür zu vergießen."

„Dieser Entschluß dürfte vieles Ungemach veranlassen und —"

„Ich bin in meinem Willen fest," unterbrach der heilige Vater den General; „nie werde ich von dem Wege der Pflicht abweichen."

„Wenn das der Fall ist, so bin ich betrübt über die Befehle meines Kaisers."

Da stimmte Pius **VII.** den Ton eines Souverains, in welchem er bis jetzt gesprochen, in den eines Vaters um. Mit mitleidsvoller Miene sagte er zu dem General: „Mein Sohn, dieser Auftrag wird den Segen des Himmels nicht über Ihr Haupt bringen!"

Diese Worte schienen einen gewaltigen Eindruck

auf den General zu machen und in sichtlichem Kampfe mit sich selbst sprach er: „Ich muß Eure Heiligkeit von hier wegführen."

Da brach Pius VII. in die Worte aus: „Das also ist der Dank für Alles, was ich zu Gunsten Ihres Kaisers gethan; das der Lohn für die Nachgiebigkeit, die ich gegen ihn bewiesen!"

Die Augen gesenkt, antwortete der General: „So lautet mein Auftrag, aber ich bedauere ihn vollziehen zu müssen, denn ich bin ein Sohn Ihrer Kirche!"

Cardinal Pacca unterbrach nun die Unterredung und sagte dem General, der Papst müsse doch von einigen Personen begleitet werden, deren Beistand er zur Regierung der Kirche bedürfe, worauf der General äußerte, er glaube, daß das wohl gestattet sei und er erwarte in diesem Betreff jede Minute Verhaltungsbefehle. Als darauf der Cardinal Pacca bemerkte, daß Seine Heiligkeit auch Vorbereitungen zur Reise bedürfen, welche Zeit ansprechen, so fand das der General ganz natürlich und der Papst, der mittlerweile die Namen von vier Cardinälen, mehrerer Prälaten und Hausbeamten auf einer Liste niedergeschrieben hatte, überreichte dieselbe jetzt dem General mit den Worten: „Diese Liste enthält meinen Willen, denn sie ist von meiner eigenen Hand."

Da trat ein Adjutant ein, flüsterte eine kleine Weile mit dem General Radet, worauf dieser die Liste dem heiligen Vater mit den Worten zurückgab: „Es ist der Wille des Kaisers, daß nur der Cardinal Pacca Eure Heiligkeit auf der Reise begleite."

„Und wie viel gönnt man mir Zeit zur Abreise?" fragte der Papst mit betrübter Miene.

„Eine halbe Stunde," lautete die Antwort.

Da erhob sich Pius VII. und zu Pacca gewendet, sagte er: „Kommen Sie, der Wille des Herrn geschehe!"

Eine halbe Stunde später stieg der greise Kirchenfürst, geführt von den Cardinälen Despuig und Pacca, und umrungen von Gensdarmen, Sbirren und aufrührerischen Unterthanen, mit Mühe über die Trümmer eingeschlagener Thüren die Treppe hinab. Hier trennte General Radet den heiligen Vater von dem Cardinal Despuig und ließ diesen von Gensdarmen nach seinen Gemächern zurückführen. Als man durch den großen Hof schritt, in welchem französische Truppen aufgestellt waren, segnete sie der Papst, und am Hauptthore des Monte Cavallo angelangt, wo der Wagen des General Radet bereit stand, ertheilte er auch den neapolitanischen Soldaten, die hier die Wache hielten, den heiligen Segen. In manchem Gesichte prägte sich tiefe Trauer aus, und an vielen Augen perlten Thränen. Hierauf stieg der heilige Vater in den Wagen, dessen Fenster auf der Seite, wo er saß, vernagelt und mit einem Vorhang verhüllt waren. Ein Gensdarme verschloß mit einem Schlüssel die beiden Kutschenschläge, worauf General Radet den Befehl zur Abfahrt gab.

Auch Pius VI. war von Rom durch brutale Gewalt weggeführt worden, es geschah das jedoch

zur Zeit des Direktoriums, wo in Frankreich die christliche Religion noch geächtet war; Napoleon aber hatte diese Religion nicht nur wieder hergestellt, sondern auch ein Concordat mit Pius VII. geschlossen und ihn bewogen nach Paris zu reisen um ihn zum Kaiser zu salben. Es war dieß eine Auszeichnung, die seit Carl V. keinem christlichen Fürsten mehr widerfahren war. Um so verdammungswürdiger war aber nun der Frevel, welchen sich Napoleon gegen den frommen Pius erlaubte, und es ist nur eine leichtfertige französische Redensart, in welcher Bignon in Bezug auf diese Gewaltthat äußerte: „Der Lärm eines großen Aergernisses verhallte unter dem Kanonendonner des Sieges.“ Er meinte den Sieg von Wagram, den der Kaiser der Franzosen am Tage der Wegführung des Papstes von Rom erfocht. Der Lärm dieses unerhörten schmerzlichen Ereignisses verhallte aber nicht, wie Bignon meinte, unter dem Donner der Kanonen, denn Napoleon hatte sich durch den an dem heiligen Vater verübten Mißbrauch der Gewalt die katholische Geistlichkeit und jeden wahren Katholiken zum Gegner gemacht; gar schwer mußte er seiner Zeit die Folgen dieses eben so unklugen als übermüthigen Betragens büßen.

Es gab wohl kein Volk, welches die Gefangennehmung des greisen Kirchenfürsten und die Entfernung desselben durch Gensdarmen aus Rom mehr erschüttert als wie die Tiroler; unter Seuf-

zern und Wehklagen verwünschten sie den Usurpator, der so namenloses Unglück über das Haus Oesterreich, über Tirol und über ganz Europa gebracht; sie verwünschten ihn als einen Feind des Himmels und der Erde. „Die Religion ist in Gefahr!" lauter als je wurde dieser Ruf in dem echt katholischen Gebirgslande, und da man den Waffenstillstand als eine neuerliche List Napoleons betrachtete, hinter welcher eine Menge böser Anschläge lauern, so rüstete man sich wiederholt zum Kampfe. Der Sandwirth, der durch seine lange Zurückgezogenheit bewies, daß er mancher Vorfälle wegen ungehalten mit dem Intendanten von Hormayr sei, entwickelte nun die äußerste Thätigkeit, und als er sich der Stimmung des Gebirgsvolkes versichert, beschloß er nach Lienz zu gehen, um sich mit dem General Schmidt über das Nöthige zu besprechen. Auf seinem Zuge durch das Pusterthal erfüllte Hofer alle Gemeinden mit Ehrfurcht für seine Person. Auf der Post zu Lienz umstanden ihn die Knaben der Stadt und betrachteten ihn, wie den Retter des Vaterlandes. Hofer rückte bis Sachsenburg vor, rief die Kärnthner zu den Waffen und hier war es, wo ihn die ersten gegründeten Nachrichten von dem am 12. Juli zu Znaim abgeschlossenen Waffenstillstand erreichten, welchen man in der Festung Kufstein an demselben Tage mit 100 Kanonenschüssen feierte.

Nachdem sich Hofer nun überzeugt, wie die Sachen stehen, hatte er durchaus nicht die Absicht während des Waffenstillstandes einen Angriffskrieg zu

entwickeln; und seine Bemühungen und Anstalten beschränkten sich auf die bestmöglichste Vertheidigung des Landes gegen neuerliche Einfälle der Feinde. Mit Zuversicht rechnete dieser wackere Patriot darauf, dem Waffenstillstande werde bald wieder der Krieg folgen, und in diesem Falle war ein fortgesetzter Widerstand Tirols für Oesterreich sehr wichtig. In diesem Sinne dachte, in diesem Sinne handelte er; als er aber erfuhr, die Feinde schaaren sich um ganz Tirol und dringen bereits überall vor, so sah er den Waffenstillstand gebrochen und erließ schleunig einen Aufruf zur Abwehr der Feinde. Derselbe lautete: „Setzt euer ganzes Vertrauen auf Gott! Wir haben ja schon Dinge zum Erstaunen des Auslandes gethan, nicht durch Menschenhilf' sondern durch die unverkennbare Macht von Oben. Tugend gibt wahre Kraft; sie macht den Schwachen zum Helden, es gilt jetzt nicht bloß die Rettung unserer Habe, nein! augenscheinliche G'fahr droht unserer heiligsten Religion. Für diese haben wir das Werk begonnen und jetzt handelt sich's um die Vollendung desselben. Halb gethan ist nichts gethan! Wohldenkende Brüder und Nachbarn! steht auf, ergreift d'Waff'n wider den allgemeinen Feind des Himmels und der Erde! Keiner bleib' vom Kampf' weg! Das einzige und letzte Loos von uns allen sei: für Gott und den Kaiser Franz entweder z' sieg'n oder z' sterb'n!"

Mit einem Abdrucke dieses Aufrufes in der Hand eilte Franz, der Sohn des greisen Passeirers, eines Morgens zu den Eltern in die Stube, welchen

sein Bruder Georg eben mitgetheilt hatte, wie arg bedroht Tirol neuerlich sei und wie die Feinde, den Waffenstillstand brechend, von allen Seiten in's Land einrücken. „Lest!" rief Franz, dem Vater den Aufruf vorhaltend, und als der so gethan, fragte Franz, indem patriotischer Eifer seine Wangen röthete: „Erlaubst du's jetzt, Vater, daß ich den Stutz'n von der Wand runter lang'; jetzt geschieht's nicht, um einen Ausfall in's fremde Land z' mach'n, sondern um's Heiligste zu vertheidigen."

„Mit einem Ausfall von hier bis Wien, wie der Kapuziner während des letzt'n G'witters g'sagt hat, wär' ich auch einverstand'n, denn um unserm guten Vater Franz zu Hilf' z' kommen, ging wohl Keiner lieber mit Sturm nach der Kaiserstadt wie ich! Ich wett', daß ich nicht einmal recht müd' würd', denn der Weg, zu welchem 's Herz antreibt, stärkt die Seel' und d'Glieder; das zwecklose Rumschieß'n an der Grenz aber und das Leuterschrecken ohne Noth und Vortheil, das kann ich, wie ich Dir schon g'sagt hab, nicht leid'n. „„Hat der Kaiser auch uns aufgeb'n müß'n, so geb'n wir doch ihn nicht auf,"" so hat letzthin der Kapuziner g'sproch'n und so denkt auch, wie der Aufruf beweist, der Hofer, der uns für Gott und Kaiser gegen Napoleon, den Feind Gottes und der Menschheit, die Waffen ergreifen heißt. So denken aber nicht bloß die Beiden, so denkt jeder Tiroler, dem ein ehrliches Herz unter der Jupp'n schlagt. Mutter," wendete sich der Greis jetzt zu seiner Hausfrau, „mach' ein Feuer auf'm Herd, daß

d' Bub'n Kugeln gieß'n können, denn ein Vorrath in dem Artik'l ist uns jetzt so nöthig, wie dem Vog'l d' Luft zum fliegen. So, b'hüt' euch Gott bei einander, ich geh' jetzt, um ein bißl z' sehen und z' hören, was d' Leut thun und red'n; wenn ich heut' Nacht nicht z' Haus komm', so braucht ihr keine Angst z' hab'n, denn ich glaub' nicht gleich Jedem, der in die blaue Luft hinein schwatzt. Ich will etwas Gründliches erfahren und dazu gehört Zeit." Während der Alte so gesprochen, prasselte auf dem Herde ein Feuer auf, Georg zog den bestaubten Gießlöffel hinter dem Ofen hervor und Franz nahm einige Stücke Blei aus einer Schublade. Obgleich der Greis bereits die Thüre geöffnet hatte, verweilte er doch noch auf der Schwelle; es gefiel ihm, daß man so bereitwillig seinen Willen that; er lächelte und rief seinen Söhnen zu. „Bevor ich nicht zurückkomm', greift mir keiner von euch nach den Stutz'n; auch mit dem Ausgehen ist's nichts; bleibt daheim bei der Mutter, sie wird noch lang g'nug allein sein und das Haus hüt'n müß'n."

Durch Kopfnicken gaben da Franz und Georg dem Vater zu verstehen, daß sie folgen werden, worauf sich der Greis den langen ergrauten Bart strich, und dann so flink und behende von dannen ging wie ein rüstiger Bergsteiger in den besten Jahren.

Daß er die erste Nacht nicht nach Hause kommen werde, das hatte der Hausvater, dem sein patriotisches Herz keine Ruhe mehr gönnte, seinen Angehörigen bereits angedeutet, weßhalb sie auch, als er ferne blieb, keine Besorgnisse hegten; nachdem

aber mehrere Tage und Nächte hinschwanden und man immer vergebens seiner harrte, während die beunruhigendsten Nachrichten über das Vordringen der Feinde in Tirol selbst in die einsame Hütte den Weg fanden, so sagte die alte Mutter zu ihren Söhnen: „Der Vater hat euch befohlen mich nicht allein z' lassen und ihr habt gethan, wie sich's für folgsame Kinder geziemt; jetzt aber sag' ich dir, Franz," wendete sie sich zu diesem, „geh' und such' deinen Vater auf, denn mich verzehrt die Angst! Er hat nur hab'n woll'n, ihr sollt mich nicht allein lass'n, und wenn der Georg z'Haus bleibt, so ist der Will'n des Vaters ja doch erfüllt. Wenn du ihn triffst, so sag' ihm, daß ich dir's g'schafft hab' und du nicht eigenmächtig vom Haus wegg'laufen seiest, dann wird er dich gewiß nicht ausmach'n."

Obgleich der, an welchen die Mutter diese Worte richtete, ein hochgewachsener, muskelstarker Mann war, vor dessen kühnem Blicke sich das Gesicht manches Feindes entfärbt hatte, so griff er jetzt doch, folgsam wie ein guter Knabe, nach seinem Hut; gerne hätte er seinen Stutzen mitgenommen, er ließ ihn aber, weil der Vater es verboten, unberührt. „Wenn ich den Vater aber nicht find', soll ich dann auf d' Nacht ohne ihn z' Haus kommen?"

Diese Frage des wohlerzogenen Sohnes beantwortete die Mutter mit einem Kopfschütteln, dann sagte sie: „Wenn du ihn nicht triffst und über Nacht ausbleib'n mußt, so nimm den Mund in der Zechstub'n nicht zu voll; du weißt, daß ich's Schreien

und s'Lärmen nicht leid'n kann, weil dadurch nichts besser wird. Red' gelassen mit den Leut'n und schweig', wenn ein alter Mann spricht. Wenn du etwas hörst, was dir's Blut in Wallung bringt und dir s'Herz angreift, so schau' nicht zu tief in's Glas, denn die Sorg'n und den Kummer kann man sich doch nicht vertrink'n."

„Aber liebe Mutter," lächelte da Franz, die Hand derselben ergreifend, „wer dich so red'n hört, der könnt' glaub'n, ich sei ein Trunkenbold und ein arger Lärmer; ich glaub aber doch, daß ich der Mutter noch nie G'legenheit" —

„Schweig' mir still," unterbrach diese den Sohn, „ich hab' dich das, was du vorbringst, nicht g'heißen; wiss'n aber thu' ich, daß, wenn mehrere zusammen kommen, über den Feind g'schimpft, schon in Gedanken kämpft, und dabei in d'Hitz und in den Aerger hinein trunken wird."

„Ich werd' mich schon gut aufführ'n," lächelte Franz, ehe er aber die Stube verließ, wurde die Thüre aufgethan und der Vater trat ein. Finster umwölkt war die Stirne des Greises und ohne den Gruß der Seinen zu erwiedern, sagte er: „Versteckt d'Stutz'n, d'Kugeln und 's Pulver."

„Steht's so schlecht mit uns?" fragte Georg; „wir hab'n schon Allerlei g'hört, recht glaubt aber hab'n wir's nicht."

„Ja Bub'n, es steht schlecht," entgegnete der Vater. „Der Hofer hat geglaubt, während des Waffenstillstandes dürfen weder d'Franzosen noch d'Baiern

in Tirol einrück'n; der Waffenstillstands-Vertrag soll aber gerad' das Gegentheil, nämlich die B'setzung unseres Landes und den Abzug der österreichischen Truppen bedingen; die Auslegung hat die Leut' verwirrt g'macht und der Intendant Hormayr hat g'sagt, man soll sich ruhig verhalt'n, denn der Kampf gegen die Uebermacht der anrückenden Truppen biete nur die Aussicht auf ein Unglück ohne Grenzen. Das hat die herzhaftesten G'müther eing'schüchtert; es ging an keinem Ort' in ganz Tirol etwas Rechtes mehr z'sammen und die einzelnen Schüß' wie eine Abwehr ohne Ernst und Vertrauen haben nichts g'nutzt, dem durch die Grenzpässe rasch vordringenden Feinde aber hat's einen Vorwand zu neuerlichen Grausamkeit'n geb'n. General Rusca hat die Gegend von Lienz in Besitz g'nommen und im Pusterthal werd'n d' Häuser in Brand g'steckt und plündert. Deroi steht in Volders, in's Achenthal und in d' Scharnitz ist der Graf Arco einzog'n, und der Kronprinz von Würtemberg hat Vorarlberg angriffen. Ich kann die Generäl' nicht alle nennen, welche die einzelnen feindlichen Heeresabtheilungen bei Reutte und an andern Orten noch kommandiren, aber so viel kann ich euch sag'n, daß die Streitkraft, die man auf Tirol g'worf'n hat, 60,000 Mann betragt. Oberstlieutenant Taxis, der z' Innsbruck seine Soldat'n sammelt, ließ uns're Commandanten zu sich ruf'n und zeigte ihnen an, daß die österreichischen Truppen nach dem Wortlaut' des ihnen nun auch ämtlich mitgetheilten Waffenstillstand's verpflichtet seien abzuziehen;

dabei hatte er unser'n Anführern g'rathen mit ihrer Mannschaft 's Land zu verlass'n."

„Die werd'n aber nicht g'möcht hab'n," lachte Franz.

„Lach' nicht!" rief der Greis mit finsterm Ernste. „Viele hab'n den Vorschlag ang'nommen; der Jakob Sieberer und der Eisensteckn, ja sogar der Speckbacher sind mit den Oesterreichern fort, denn der Lefebre, der, seit die Oesterreicher abzog'n sind, in Innsbruck ohne Widerstand eing'rückt ist, hat gegen alle Commandanten des Aufruhrs, wie er unsern heiligen gerechten Krieg nennt, nichts Gutes im Sinn; er hat sie alle in's Hauptquartier einberuf'n und befohl'n, daß jeder ein genaues Verzeichniß aller Sturm-Compagnien mitbringen soll. Wer sich nicht stellt, der ist mit der Niederreißung seines Hauses, mit Einziehung seines Vermögens, mit ewiger Landesverweisung und im Fall man ihn erwischt, mit schimpflicher Hinrichtung bedroht. Die Anstifter und Rädelsführer, wie der Franzos unsere Obercommandanten nennt, sind von aller Gnad' ausg'schloß'n und eine Belohnung von 100—1000 Gulden ist auf die Köpf' derselben g'setzt."

„Wer wird wohl so ein Blutgeld verdienen woll'n," sprach seufzend das alte Mütterlein, welches unter bangem Herzklopfen dem Berichte ihres Mannes zugehört.

„Ein wackerer Mensch nicht, jedenfalls ein Judas," sprach der Greis, „Ueberall aber gibt's unter Vielen auch Schlechte."

„Ich halt' keinen Tiroler so einer Schandthat fähig."

„Ei red' nicht so, Mutter; die Tiroler sind brav und dem Kaiser treu, das hab'n sie bewies'n und werd'n sich auch in Zukunft so zeig'n; aber G'schöpf', die nichts taug'n, gibts überall, erzählt uns doch die Bibel, daß auch unter den Engeln nicht alle gut blieben. Mit einem Wort, unsere Sach' steht schlecht, denn wenn sich einmal der Eisensteck'n und der Speckbacher fürcht'n und unsern Berg'n den Rück'n kehr'n, nachher muß es schon weit kommen sein. Auf das Erscheinen von feindlichen Truppen müß'n wir jetzt auch hier im Passeierthal g'faßt sein, d'rum hab' ich euch befohl'n d' Stutz'n, 's Pulver und 's Blei zu versteck'n. Der Fels'n hinter unserer Hütte ist so zerklüftet, daß man dort Alles leicht unterbringen und so verwahr'n kann, daß d' Stutz'n nicht rost'n und 's Pulver nicht naß wird. Wir müß'n uns jetzt schon in's Unvermeidliche füg'n, denn ringsum ist Alles trotz der Erbitterung eing'schüchtert. Männern, denen 's Herz auf'm recht'n Fleck sitzt, schau'n so starr d'rein, als hab der Blitz vor ihnen in den Bod'n g'schlag'n; Alles hält Ruhe."

„Das ist die Ruh' vor einem G'witter, Vater," äußerte Franz, nachdenkend, und als die Thüre aufging und der Limonehansl, den Schweiß auf der Stirne, eintrat, rief er: „Du kommst mir g'rad' recht; sag', Limonehansl, ist's denn wahr, daß sich der Lefebre z' Innsbruck gar so grimmig macht?"

„Ei, er verspricht gar gnädig und freundlich z' sein, wenn man ihm seinen Willen thut."

„Wie lautet denn nachher der Wille des Franzosen?" fragte Franz.

„Die Tiroler soll'n d' Waff'n abliefern; in zwei Tagen wird in Innsbruck, wie in den Landgerichten Hausuntersuchung g'halt'n und Derjenige, bei dem man dann noch ein G'wehr oder eine sonstige Waffe findet, der wird in 24 Stund'n hing'richt."

„Ein recht freundlicher Herr der Franzos; fallt ihm sonst nichts mehr ein?"

„O ja, wart' nur Franz, er hat befohl'n, daß seine Soldat'n gar gut verpflegt werd'n und nach dem Küchenzettel, den Se. Excellenz der Herr Reichsmarschall Herzog von Danzig angeb'n hat, bekommt jeder Offizier in der Früh Kaffee und weißes Brot; z' Mittag eine gute Supp', Rindfleisch, Zug'müs, Brat'n mit Salat, eine Flasch'n Bier, eine halbe Maß Wein und weißes Brot dazu; Abends wieder Bier und Wein und Gebratenes mit Salat. Die Unteroffiziere und die Gemeinen bekommen in der Früh eine gute Supp' oder ein Glas Branntwein und Brot dazu; auf Mittag Suppe, ein Pfund Fleisch, Zug'müs und eine Flasch' Bier; Abends wieder Fleisch und G'müs und Bier. Wer so thut, der soll gut behandelt werd'n; auch verspricht der Oberbefehlshaber Schutz und Sicherheit allen friedlich denkenden Bürgern, die" —

„Seine Soldat'n mit G'sott'nem und Gebrat'nem und mit Wein und Bier traktiren und 's Pulver,

's Blei und d' Stutz'n hergeb'n; der Franzos ist wahrhaftig nicht auf's Hirn g'fall'n!" Mit diesen in gereiztem Tone gesprochenen Worten unterbrach Franz den Berichterstatter, der ihm beifällig zunickte und also fortfuhr: „Die Güte und Gnad' des Franzosen hab'n also alle Jene, die nach seinem Befehl' handeln, zu erwart'n, den Andern aber, die nicht so thun wollen, hat er sogleich einen Beweis geb'n, daß er kein' Spaß versteht. Unter mehreren Verhafteten wurden zwei zum Tod und zur Verbrennung ihrer Häuser verurtheilt. Ich hab' sie erschieß'n seh'n. Als man sie hinaus führte waren ihre G'sichter so bleich wie der Mond, wenn er durch den Nebel scheint, und als man ihnen d'Augen verbund'n und sie niederknieen g'heißen hat, ist mir's so übel worden als werd' ich selbst erschossen. Ich hab' die Augen zudrückt und erst wieder aufg'schaut als d'Musketen kracht haben. Da hab' ich's liegen seh'n, und wie ihnen 's Blut aus der Brust floß, sind mir die Zähren aus den Augen g'ronnen. Ihr kennt sie so gut wie ich, es waren: der Johann Raschbüchler und der Nikolaus Unterlechner."

„O Jesus Maria! steht uns bei in unserer Noth," rief da, die Hände faltend und die Augen zu einem Cruzifix aufschlagend, die alte Passeierin.

„Tröst' dich Mutter," sprach ihr Mann, den Schmerz niederkämpfend, „Gott hat uns immer beschützt, Er wird uns auch jetzt nicht verlaß'n."

„Ja Mutter, tröst' dich!" rief Franz, die leise Weinende mit seinem starken Arm an seine Brust ziehend, „uns wird g'holf'n, den Franzos'n aber, den

hat Gott verlaß'n, denn durch seine grausame Strenge zwingt er uns ja selbst wieder die Waff'n in die Hand, die ihn verderb'n werd'n. Statt mit Knödl in der Supp', woll'n wir seine Soldaten mit Kug'ln speis'n, und an den Portionen, die wir ihnen von den Bergen zuwerf'n, weißt Limonehansl, ich mein' d' Fels'nstück'ln und d' Lerchenbäum, werd'n sie kein' G'schmack find'n, und sich schleunig über der Grenz' drüb'n um etwas Besseres umschau'n. Was sagt denn der Hofer zu all' Dem, ist er auch, wie der Speckbacher, mit den Oesterreichern fortzog'n?"

„Nein, der Hofer ist blieb'n und hat sich mit dem Hormayr, bevor dieser abzog, gar nicht gut g'sproch'n. Der Intendant hat sich da alle Müh' geb'n ihm vorzustell'n, jeder Widerstand sei nutzlos und ihm g'sagt, er soll mit ihm abreis'n. Da ist aber der Hofer gar hitzig word'n und hat im Zorn g'ruf'n: „„Wenn Alle geh'n, so trett' ich 's Regiment allein an und werd' mich unterschreiben: Andrä Hofer, Sandwirth zu Passeier, so lang es Gott beliebt Obercommandant von Tirol."" D'rauf ist er dem Speckbacher nachg'ritt'n, den er bei Brunecken eing'holt hat. Mit Thränen in den Aug'n und mit Wehmuth in der Brust hat er ihm zug'ruf'n: „„Seppel, wie, auch Du willst mich verlaß'n? Bedenkst nicht, daß Du in deine Schand hinein fahrst?"" Der Vorwurf hat das Herz Speckbachers g'waltig troff'n; mit einem Satz hat er sich vom Bagagewag'n runter g'schwungen, als gält's einen Abgrund zu überspringen, hat dann sein Röß'l,

das am Wag'n anbunden nachtrabte, losg'macht, und sich d'rauf g'setzt; darauf ist er mit dem Hofer zurück g'ritt'n, um die Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufstand z' treffen."

„Und wo ist jetzt der Hofer?" fragte der Greis.

„Er hat sich in Folge einer Warnung auf d' Berg naufg'macht, und in einer Felsenhöhle versteckt; er will erst seh'n, ob er sich auf d' Leut' verlaß'n kann. Hört, was er schreibt." Bei diesen Worten zog der Limonehansl ein Blatt Papier aus der Tasche und las: „Herzallerliebste Tiroler! Absonderlich aufrichtige Passeirer! Seid von der Güte und verseh't alle jene Punkte, die ich euch vorschreib'. Berichtet allen Gemeinden im Land' durch verlässige Boten, daß mein Herz nicht untreu ist. Indem ich vogelfrei bin und eine größere Summe Geldes auf mich g'setzt worden ist, so bin ich dermalen in einem abgelegenen Ort, und werd' nicht sichtbar werden, bis ich nicht einseh', daß sich die wahren Patrioten von Tirol hervor thun, die Gegenlieb' einander erzeigen und sagen werden: Wegen Gott, Religion und Vaterland wollen wir streiten und kämpfen! Dann werd' ich den ersten Augenblick sichtbar sein und sie anführen und commandiren, so viel mein Verstand vermag. Die Botschaften sind eiligst ausz'schicken von einem Gericht' zum andern an wahre Bundesvertraute. Munition liegt bei Bozen, und die Bradlwirthin weiß davon. Hütet euch vor Teimer. Euer treues Herz, Andreas Hofer, Obercommandant von Passeier, dermalen wo ich bin."

Gemüthlicher hat wohl noch Niemand in den Tagen allgemeiner Noth und Knechtung an ein Bauernherz appellirt, als es Hofer in diesem Schreiben gethan. Seine heimliche Stellung im Gebirge wirkte in diesen Momenten mehr noch, als seine Gegenwart, und die Begeisterung, die dieses Schreiben aller Orten hervorrief, gab sich jetzt auch bei Denen in der Hütte kund. Der Greis drückte dem Limonehansl mit Wärme die Hand, Franz und Georg umarmten sich, jauchzten vor Freude laut auf, und Franz rief: „Wenn's so steht, Vater, nachher hat's, wie ich denk', mit dem Versteck'n der Stutz'n keine Eil." Der Greis schüttelte lächelnd den Kopf, hieß dann den Limonehansl weiter red'n, wenn er noch etwas wisse, worauf der in seinem Berichte also fortfuhr: „Um's Volk in die Waffen z' treib'n, gehen die Boten des Sandwirths so rastlos hin und her, daß Lefebre in seinem unmenschlichen Blutdurst verordnete, daß die Behörden Jeden, den man auf der Straß' aufgreift, binnen 24 Stunden hinricht'n sollen, wenn er nicht mit einem gerichtlichen Vorweis versehen sei; bis jetzt aber hat sich von den Sandwirthsboten noch keiner fangen lassen, denn ihre Weg' gehen über's Hochgebirg', wo keine Behörd'n ang'stellt sind, und wo man nur dem Jochgeier oder der Gems begegnet. Während ich euch das sag', werden die Engpäß', wo der Feind noch nicht ist, verhau'n, und auf den hart an den Straß'n hinlaufenden Gebirgslehnen die üblichen Vorrichtungen zur Abrollung von Bäumen und Steinmassen getroffen. So, jetzt hab' ich euch g'sagt und mittheilt, was ihr

nicht g'wußt habt, und ich hoff' ihr werdet euch nun auch aufmach'n und andere Leut' von dem Schreiben in Kenntniß setz'n, das der Hofer in dem Versteck seiner Felsenhöhle, wo er die Stund'n im Gebet für unsern hart bedrängten Kaiser und für's Land Tirol hinbringt, erlassen hat. B'hüt euch nun Gott! Vor d'Sturmglock' und d'Feuerzeichen uns in den Kampf rufen, hoff' ich euch noch eine Botschaft z'bringen, dann aber geht's schon gleich los auch. Sollt' ich aber nicht mehr kommen können, so sag' ich zum Abschied: Auf Wiedersehen wenn d'Stutz'n krachen und d'Berg' 's Wandern anfangen!"

„Auf Wiedersehn!" riefen der Greis und seine Söhne in einer Betonung, die Entschlossenheit und Kampfeslust verrieth, und als der Limonehansl, der auch einer von des Sandwirths Boten war, sich entfernt hatte, klatschte der Hausvater in die Hände, öffnete die Thüre und rief: „Was steht ihr da? Brennen euch die Sohl'n nicht unter den Füß'n? Lauft und theilt den Leut'n mit, was euch der Limonehansl g'sagt hat; fort — marsch — staubaus!"

Lieber wie dießmal gehorchten Franz und Georg dem Vater wohl nie; sie eilten zur Thüre hinaus als gälte es einen Wettlauf, und nachdem der Vater ihnen von der Altane nachrief: „Laßt euch nicht fangen, Bub'n!" schüttelten sie die Köpfe, schwenkten, laut aufjauchzend, die mit Gemsbart und Spielhahnenfedern gezierten Hüte und verschwanden in eine Schlucht einbeugend. Hier trennten sie sich, um nach verschiedenen Richtungen den Leuten den Inhalt des Schrei-

bens mitzutheilen, welches der Sandwirth aus der Einsamkeit seiner Felsenhöhle erlassen hatte.

IX.

Das Bild des Kaisers.

Wie in der Tiefe eines Vulkans, dessen dumpfer unterirdischer Donner alsbald den Ausbruch verkündet, so gährte es neuerdings in ganz Tirol. Gleich dem Panther, der sich zum Sprunge niederduckt, lauerte aller Orten das Verderben. Auf allen Abhängen, unter welchen sich die von Fels- und Bergwänden eingeengten Straßen hinziehen, lagen zugerichtete Bäume und auf denselben schwere Steinmassen. Nur durch zähe Aeste oder durch leicht bewegliche Unterlagen wurden diese Bäume abgehalten mit ihrer ungeheuern Last in die Tiefe zu stürzen. Bei diesen ganz eigenthümlichen Geschützen der Tiroler standen viele Leute aus den nahen Gebirgsorten jedes Geschlechtes und Alters, welche unter Herzpochen des Zeichens harrten, die Massen loszulassen.

Der Kapuziner Joachim Haspinger, der nach der Schlacht auf dem Iselberge sich in sein Kloster zu Klausen zurückgezogen, seinem frommen Berufe gelebt und nur selten ausgegangen war, um den Stand der Dinge auszukundschaften, predigte jetzt mit feurigen Worten, wie Peter der Einsiedler zur Zeit der Kreuz-

züge, zu Latzfons und Klausen den Krieg. Auf sein Ansuchen hatte er vom Bischof die Erlaubniß erhalten wieder ins Feld zu ziehen, und da es Niemand so wie der Kapuziner verstand den Muth zu entflammen und aufrecht zu erhalten, so hatte sich um ihn alsbald eine zahlreiche Sturmmasse gebildet. Speckbacher und die Wirthe von der Mahr und von Schabs, Mayr und Kemenater, verbanden sich mit ihm; es taugten diese Leute gut zu dem unternehmenden Rothbart — so nannte man den Kapuziner — denn sämmtlich waren sie muthig bis zur Tollkühnheit, begabt mit dem scharfen Blicke in die nächste Zukunft und furchtlos selbst in der äußersten Gefahr. Das Vertrauen auf Gott und auf die Sache Oesterreichs ließ in ihren treuen Herzen keinen Gedanken an das Mißlingen ihres Unternehmens aufkommen und Speckbacher eilte nach seiner Gewohnheit dem Landsturme voraus; er betrieb den Verhau der Straßen und der Uebergänge am rechten Eisakufer und gönnte sich weder Ruhe noch Schlaf. Gleich Wallner, den der Kapuziner in einem Schreiben aufgefordert, wenns los gehe die Feinde aufzuhalten und sie ihm zuzutreiben, damit er sie mit den Steinbatterien begrüßen könne, legte er eine fast übermenschliche Kraft und Ausdauer an den Tag.

In Mitte dieser wirbelziehenden Brandung, die bald aufschäumen und über den Köpfen der Feinde zusammenschlagen sollte, saß der Reichsmarschall Lefebre zu Innsbruck in stolzer Zuversicht; ihm schien die Darniederhaltung Tirols nur ein Spielwerk und trotz der bereits gemachten Erfahrungen glaubte er in

unbegreiflicher Verblendung Alles werde sich seinem gewaltigen Kriegerwillen beugen. „Das bloße Erscheinen meiner Person genügt," äußerte er verächtlich, „die elenden Bauern zu zerstäuben!" Der Umstand, daß es ihm gelungen war sich mit solcher Leichtigkeit der Stadt Innsbruck zu bemächtigen, machte ihn dünkelhaft, und als die baierische Hof-Commission ziemlich verspätet eintraf, empfing er dieselbe mit den Worten: „Ihr Herrn dachtet wohl nicht, daß ich sobald nach Innsbruck kommen werde." Er lachte über die vorgebrachten Bedenken, daß das Unterinnthal keineswegs beruhigt, die ganze Wiltschenau noch unter Waffen sei und sich um den Kapuziner, der ungescheut den Krieg predigte, neue Sturmcolonnen schaaren. „Den verrückten Mönch," lachte er, „speise ich, wenn er es wagt sich mir gegenüber zu stellen, sammt seinem Gesindel auf dem Kraut."

Diese Aeußerung fand alsbald den Ausgang aus den Zimmern Lefebres und den Eingang in die Dörfer und selbst in die im Gebirge zerstreuten einsamen Hütten der Tiroler. Auch dem patriotischen Priester Haspinger wurde sie hinterbracht und unter lautem Lachen erzählten sich die Tiroler wie des Kapuziners Antwort lautete, die er dem Reichsmarschall zuschickte.

Auch in die Hütte des greisen Passeirers trug der Limonehansl die Prahlung Lefebres und die von Haspinger darauf erfolgte Antwort. „Der Pater hat dem Franzosen wissen lassen," sagte er zu den ihn

neugierig Umstehenden, „auch die Tiroler essen's Kraut gern, er mög' aber nur hübsch viel Fleisch mitbringen, damit es besser schmeck'!" Laut lachten da Franz und Georg und selbst der immer ernste Greis, ihr Vater, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „In Brixen," fuhr dann der Limonehansl, ein gar verlässiger Kundschafter, fort, „hat gestern der Haspinger zu Ehren des heiligen Cassianus und um Unterstützung des Waffenglücks eine kirchliche Feierlichkeit abg'halt'n; dabei hat er eine letzte dringende Mahnung Hofer's veröffentlicht, nach welcher mit den Aufgeboten der Schützen-Compagnien des Eisakthales die heranrückenden Sachsen und Franzosen aufg'halten und die wichtigsten Höhen am Brenner und bei Schabs besetzt werden sollen; auch hat er die Leut' in Kenntniß g'setzt, daß er auf dem steilen Bergabhang jenseits der Eisak, gerade oberhalb der Oberauer-Brück', eine Schanz' hab' aufwerf'n und sie mit 60 der schärfsten Schütz'n besetzen lassen. Wie ein schweres G'witter, jeden Augenblick zum Einschlag'n bereit, harren an dem Punkte, wie der Joachim g'sagt hat, d' Steinbatterien auf d' Feind und wenn die Tiroler auf Gott vertrauen und muthig kämpfen, wie früher, so hab's keine Noth. So, jetzt hab' ich, wie ich's versprochen, euch noch eine Botschaft hinterbracht und wieder g'sagt, wie's aussieht; was ferner vorkommt, das werdet ihr selbst mit anschau'n, denn ich hoff', daß es heut' Nacht im Passeierthal licht wird vor d'Sonn' aufgeht. Haltet euch also bereit, es wird bald lebendig werden in unsern Bergen; auch der Hofer wird bald sichtbar

werd'n." Nachdem der Limonehansl so gesprochen, ging er, um seiner Mission für's Haus Oesterreich und für Tirol noch anderwärtig nachzukommen.

Schon am verwichenen Tage hatte der greise Passeirer in der Ueberzeugung der Kampf für Gott, Kaiser und Vaterland werde nächstens wieder entbrennen, mit seinen zwei Söhnen gebeichtet und das heilige Abendmahl empfangen, und da er nun wußte, die Pflicht rufe schon mit dem nächsten Morgenroth, so brachte er mehrere Stunden des Tages im Gebete und in Vorbereitungen zum Tode hin, der in den bisherigen Kämpfen eine unheimliche Allgegenwart bethätigt hatte. Inbrünstig beteten auch seine fromm und wohlerzogenen Söhne und das alte Mütterlein brachte Gebetbuch und Rosenkranz nun nicht mehr aus den Händen. Erst als der Abend hereindunkelte, ging sie wie sonst ihren häuslichen Verrichtungen nach und bereitete, um den verhängnißvollen Abschied ihres Mannes und ihrer Söhne zu feiern, unter Thränen ein besseres Gericht wie gewöhnlich. Um nicht müßig zu sein goß Georg, obwohl man schon einen ziemlichen Vorrath hatte, Kugeln und Franz, der in seinem Stutzen einen alten Schuß stecken hatte, ging, als es dunkelte, vor's Haus. Ein Knall dröhnte durch's Gebirge und als Franz bald darauf wieder eintrat, war er ungewöhnlich blaß; mit der Hand hielt er sich die rechte Wange, die heftig blutete.

„Was hast du denn?" fragte der Vater befremdet.

„Ei etwas Aergeres hätt'," sprach Franz, einen schmerzlichen Blick auf seinen Stutzen werfend, „mir

gar nicht passiren können. Der Stutz'n war wahrscheinlich hohl gelad'n, der Schuß hineing'rostet und so hat's mir den Lauf z'riss'n; da seht her!"

Der Vater besichtigte die Büchse, deren Rohr in der Mitte gesplittert war, dann sprach er: „Bub', du kannst von Glück sagen; du hätt'st übel zug'richt werd'n können."

„Ei, es hat mich so umg'schlag'n. Noch klingelt's mir in den Ohren, daß ich kaum hör'n kann; gern haltet ich aber den Schlag noch einmal aus, wenn nur mein Stutz'n wieder ganz wär'! Was helf'n mich nun d'Kug'ln und's Pulver? Schieß'n kann ich jetzt doch nicht."

„Tröst dich und dank' Gott, daß du bei der G'fahr so gut wegkamst. Nimm halt eine Sens', bis du wieder einen Stutz'n bekommst. Wenn ordentlich hin und her g'feuert wird, liegt neben manchem todten Schützen sein Stutzen, den man nur aufz'heben braucht. Weil ich aber jetzt grad' von Todten red', so hör't auf meine Wort'. Bis jetzt, Kinder, hat uns Gott b'schützt; Er hat uns b'schützt im Kanonenfeuer, als wir d'Heuwag'n gegen die feindlichen Batterien vorg'schob'n und hinter denselben tüchtig auf die Kanonier hinaus g'feuert hab'n. Er hat uns b'schützt in der Schlacht am Iselberg, die Sense des Todes aber hat uns oft recht kalt g'streift. Ob wir nun wieder so gut wegkommen, das ist eine gar ernste Frag' und weil wir das nicht wissen, so hab'n wir uns als Christ'n auf einen möglichen Tod vorbereitet, gebeichtet und das heilige Abendmahl empfangen. Da, wills Gott, wir aber

nicht alle drei im Kampf' fall'n werd'n, so fod're ich den, der zu Haus kommt, auf für die alte Mutter z'sorg'n und ihr nach Kräft'n und Vermög'n beizusteh'n. Es steht g'schrieb'n, Bub'n, der Segen des Vaters baut den Kindern Häuser, der Fluch der Mutter aber reißt sie wieder ein. Wenn wir aber," wendete sich nach diesen Worten der Greis mächtig bewegt zu seiner Hausfrau, „alle drei drauß'n in der Schlacht lieg'n bleib'n sollt'n, so tröst' dich Mutter und denk', es sei so Gottes Will'n g'wesen. Denk', daß wir als Christ'n und als echte Patrioten in dem heiligen Streit für Gott und unsern gut'n Kaiser fielen; denk', daß der Herr unsern armen Seelen gnädig sein und uns nach kurzer Trennung wieder, wenn auch nicht mehr im Passeierthal, in Seinem schönen Himmel, in der Gemeinschaft der Seligen, vereinigen werde."

„Ich bin auf Alles gefaßt," entgegnete mit einem frommen Blicke die alte Passeierin; „streitet brav und wenn ihr fallt, so denkt, daß ich Jeden in Gedank'n segne. Für so viel, als ich noch brauch', hat euer Fleiß g'sorgt, wenn mir aber auch noch Weniger bleibet, als mir bleibt, so hätt' ich g'nug, denn der Herr wird dann auch mich bald auflösen. Thut' eure Pflicht für den Kaiser und ich thu' die meine, ich duld' und bet' und laß' in allem Uebrigen Gott sorg'n." Um diese Worte auszusprechen, bedurfte das alte Mütterlein der ganzen Kraft und Fassung, ihre bleichen Wangen aber und ihre Thränen, die jetzt gewaltsam hervor stürzten, zeigten von der Angst, die

ihr in's Blut gefahren, und von dem Leid, das ihr bekümmertes Herz preßte. Sie wendete sich um, ging nach dem Herde hin und setzte mit den zitternden Händen gebratenes Wildfleisch, schönes weißes Brot und Wein auf den Tisch.

Gar wohl erkannte der Greis, sein wackeres Weib mache sich diese Beschäftigung, um ein Gespräch abzubrechen, das ihr die Seele mit Wehmuth füllte; er trat mit den Söhnen ans Fenster, drückte die Hand eines jeden, und während die Beiden, seinem Winke folgend, das Ohr zu seinem Munde neigten, flüsterte er nur für sie hörbar: „Sorgt für d' Mutter, wenn ich nicht mehr bin!" Franz und Georg nickten mit den Köpfen, fuhren sich mit den rauhen Aermeln ihrer Juppen über die feuchten Augen, wendeten sich dann um und sprachen gemeinschaftlich mit der Mutter ein Tischgebet.

Während der Mahlzeit wurde kein Wort geredet; eine tiefe Stille waltete in der Stube und nur das uhrenähnliche Picken des Holzwurms ließ sich, wie zuweilen in den Stunden der Ruhe, aus der Wand vernehmen. Unheimliche Gefühle bemächtigten sich Aller, die noch gesteigert wurden als eine Elster *) sich vor dem Fenster auf die Altane setzte und ihren schmetternden Ruf vernehmen ließ. „Mach', daß d' weiter kommst du Unglücksvogel!" rief Franz, an das Fenster tretend und mit den Fingern an die Scheiben klo-

*) Die Elster gilt dem Tiroler als ein Unglück verkündender Vogel.

pfend. Aufgeschreckt flatterte die Elster durch den falben Mondschein, während schräge am Himmel eine Sternschnuppe in der Richtung gegen den Jaufen niederfiel.

„Komm setz' dich, Franz, iß und trink und stärk' dich; wer weiß wie lang es ansteht, bis wir wieder so gut traktirt werden. Was schaust du denn so starr hinaus in die Nacht? Siehst du G'spenster?"

„Nein Vater, ich hab' mir eben denkt wie still's jetzt draußen in den Bergen ist, und welch' ein heiliger Frieden in unsern Thälern waltet, die bald wieder vom Lärm des Krieges und von dem Schmerzensschrei tödtlich Verwundeter wiederhallen werden. *Wie lieblich ist doch die Natur, und wie häßlich sind die blutdürstigen Menschen*; diese Wort' habe ich bei meiner Betrachtung leis' vor mich hing'sprochen, und dabei ist mir's gar sonderbar zu Muth worden; schwer und bang ist mir's auf's Herz g'fall'n und in meinen Ohren hat's so traurig getönt und g'wimmert, als zieh' man im ganzen Gebirg die Scheidungsglocken."

„Ei, das kommt von dem Preller her," unterbrach der Vater den Sohn, „den dir der Stutz'n geb'n hat; setz' dich."

Franz that, wie ihm geheißen, und die Mutter, auf die Oellampe blickend, sagte zu ihrem Manne: „Schau, welch' ein schönes Röserl der Docht uns zeigt; d' Leut sag'n es bedeut' das einen *Brief*, den man bekomm'."

„Wenn aber d' *Elster* dazu ruft, so soll, wie

ich oft g'hört hab," sagte Georg, „der Brief eine traurige Nachricht enthalt'n."

„Hört auf mit dem trübseligen Red'n!" rief da unwillig der Greis; „was Gottes Will'n ist, das wird g'scheh'n; von Ihm und nicht von einem Röserl am Docht oder von dem Schrei einer Elster hengt das Schicksal und die Freud' oder 's Leid des Mensch'n ab. Wenn man euch so schwatz'n hört, wird's Einem so unheimlich, als steh' der Tod mit der Sanduhr schon vor der Hausthür und klopf' mit seiner knöchernen Faust an."

Ehe noch der Alte ausgeredet, wurde derb an die Thüre gepocht und bei der Stimmung, in welcher sich die ganze Tischgesellschaft befand, war es kein Wunder, daß Alle erschrocken vom Sitze auffuhren und die Farbe wechselten.

„Wie doch der Zufall spielt," lächelte der Greis und zu Franz sich wendend, sagte er: „Mach' auf, vielleicht bringt uns Jemand so spät noch eine wichtige Nachricht. Ich glaub' gar du fürch'st dich, weil du so zögerst; meinst etwa, der Tod mit der Sens'n steh' wirklich draußen? Du ung'schickter Bub, schäm' dich und schieb' den Rieg'l zurück!"

„Wie lang' soll ich denn noch da außen warten?" ließ sich jetzt eine Stimme vernehmen; „ich glaub' gar, ihr meint d' Franzosen seien da. Macht auf, ich trag' schwer und bring' euch eine Kist'n aus Wien."

Ueberraschung und Freude röthete da die Wangen Aller, flink wurde der Riegel zurück geschoben

und, eine lange aber niedere Kiste auf der Schulter, trat ein stämmiger Tiroler ein. „Die G'schicht ist eigentlich," sagte er, indem er die Kiste herab nahm und an die Wand lehnte, „mehr ung'schickt z' trag'n als schwer; der ganzen G'stalt nach ist's ein Spieg'l und ich hab' Sorg' g'habt, ich werd' fall'n und Scherb'n hieher bringen."

„Ein Spiegel von der Größe taugt nicht in eine Bauernhütte," lächelte der alte Passeirer, „das muß etwas Anderes sein."

„Das woll'n wir gleich sehen," rief Franz voll Eifer und Neugierde. Die Kiste war aber so gut vernagelt und verschnürt, daß er alsbald merkte das Oeffnen derselben bedürfe geraume Zeit.

„Setz' dich Toni," lud der Hausvater den Boten freundlich ein, „und iß und trink."

„Ich dank' Dir," entgegnete dieser, „ich muß gleich wieder fort, um den Holzstoß auf der Höh' anz'zünden, wenn's Zeich'n geb'n wird. Vor einer Stund schon hab' ich einen Bub'n mit einer ganz'n Hand voll Zettel vom Hofer begegnet; er tragt sie von Hütte zu Hütte und ist flink wie eine Gems. Ich hätt' euch die Kist'n schon noch am Tag' hergebracht, aber beim Posthalter hab' ich mich verplaudert. Zu zahl'n habt ihr nichts; das Frachtstück ist frei und 's Bot'nlohn hat mir der Posthalter, der dazu eine briefliche Weisung hatte, auszahlt. So, b'hüt euch Gott, es wird bald licht werd'n." Der Bote ließ sich nicht aufhalten, er nahm nichts an als ein Glas Wein, das er mit einem Zuge leerte, dann ging er und eilte den Höhen zu.

„Ich bin neugierig, was da zum Vorschein kommt," sagte der Greis. „Von Wien aus kann uns Niemand etwas schick'n als der Fritz; was aber schickt er uns und warum kommt er nicht selbst?"

„Nur Geduld, wir werd'ns gleich hab'n!" rief da Franz den Deckel öffnend; ärgerlich aber verzog er das Gesicht als er sah, der Gegenstand sei in Leinwand eingenäht. „Da liegt ein Brief," sagte er, „les't ihn bis ich die G'schicht mit dem Messer auflös'."

Hastiger hatte wohl noch nie ein Unglücklicher nach einer rettenden Gabe die Hand ausgestreckt als wie das alte Mütterlein jetzt nach diesem Briefe griff; sie setzte sich zur Lampe sprach aber, sobald ihr Auge auf die Zeilen fiel: „Vater, das ist nicht die Schrift unseres Sohnes, lies Du, ich bin so erschrock'n, daß mir die Buchstab'n auf dem Papier verschwimmen."

Nun nahm der Greis den Brief; er las leise und als er zu Ende war, fing er wieder von vorne an, denn er traute dießmal seinen Augen nicht. „Es heißt nicht anders," sprach er endlich, „es sind immer die nämlichen traurigen Worte. O Jesus Maria!" Bei diesem Rufe ließ er sich erschöpft auf einen Stuhl nieder und der Brief zitterte in seiner Hand.

„Nun was ist's?" fragte bestürzt die Mutter; „warum schreibt unser Fritz nicht selbst, was macht er, wie steht's mit ihm?"

„Ach, der arme Bub, er hat uns freilich nicht schreib'n können, denn er liegt, wie Dir's deine Ahnung g'sagt hat, dort, wohin kein Strahl der lieb'n Sonne und auch der Lärm der Welt nicht dringt."

„Im Friedhofe?“

„Ja Mutter, im Grab; sein Freund, der ein gar wackerer Mensch sein muß und der bei ihm war, als er im Hospital der barmherzigen Brüder z'Wien verschied, schreibt, daß er ihm auftrag'n hab' uns mitzutheilen, er sei als Christ g'storb'n und sein Herz hab' voll Liebe und Treue für Tirol und für das Kaiserhaus bis zum letzt'n Puls g'schlag'n. Der Freund unsers heimgegangenen Sohnes,“ fuhr der Greis nach einer Weile wieder fort, indem er gegen den überwältigenden Schmerz in seiner Brust ankämpfte, „schreibt auch, der Fritz hab', nachdem er den Kaiser g'malt hatte, z'sammgepackt; er hab' trotz seines Übelbefindens mit dem Stutz'n heimeilen und an unserm Kampf theilnehmen woll'n. Es war schon ausg'macht, daß ihm der Freund bis an die Grenz' hätte 's Geleit geb'n soll'n; in der Nacht ist unser armer Bub aber so krank word'n, daß ihn sein Freund statt auf die Straße, die nach Tirol führt, in das Hospital der barmherzigen Brüder brachte. Eine ungemeine Sehnsucht, schreibt der gute Mensch, dem Gott seine Liebe vergelt'n woll', die er unserm Sohne bewiesen, hab' Fritz nach der Heimath g'habt und als der Kanonendonner von der Schlacht bei Aspern zu seinem Krankenbett' gedrungen sei, hab' er an allen Nachricht'n den innigsten Antheil g'nommen. Als er die Siegesbotschaft erfahren hab', sei ihm die Ruhe zurückgekehrt und auf die Aufregung sei dann eine tödliche Erschöpfung g'folgt. Da hab' er sein Bild noch einmal sehen woll'n, der Freund hab' ihm's g'holt und es neben seinem Bett

aufg'stellt. Unser armer Fritz lag aber da schon in einer Art Todesschlummer, aus dem ihn der Jubel der Wiener noch einmal aufweckte, welche die Pferde von dem Wagen des siegreichen Erzherzogs Carl ausspannten und ihn mit den Händen nach der Burg hinzogen. Er schlug d'Aug'n auf und das Bild gewahr werdend, rötheten ihm Ueberraschung und Freude sein leichenbleiches G'sicht; sein trübes Aug' wurde nochmal klar, er küßte das Sterbekreuz, das er in der Hand hielt, und hauchte, wie der Freund unsers armen Bub'n wörtlich schreibt, seine Seele und die Liebe und die Treue zum Hause Habsburg mit dem Rufe aus: Es lebe der Kaiser!"

Da brachen die Zuhörenden in lautes Schluchzen aus und die Brust des Greises, der nicht im Stande war weiter zu reden, hob und senkte sich so rasch, daß der Vater, der um einen vortrefflichen Sohn ärmer geworden war, mit dem Athem kämpfen mußte.

Zuerst, wer sollte es wohl glauben, faßte sich die liebende Mutter; mit zitternder Hand trocknete sie sich die Thränen von den Augen, die während der Leidensperiode Tirols schon gar viel geweint hatten. „Vater—, Kinder—, faßt euch!" sprach sie, „denn unser Fritz ist so schön g'storb'n, daß man wohl Ursach hat ihn zu beneid'n, nicht aber seines Hingang's halber traurig z'werd'n. Unter einem Kuß auf die Abbildung unseres Heiland's und unter dem Rufe: Es lebe der Kaiser! ist sein treues Herz broch'n, und hat er sich auch nicht an unserm heiligen Krieg betheiligen können, so wird der gute Gott, der die verborgensten Gedank'n der Menschen kennt, wohl seinen gut'n Wil-

len für's Werk annehmen. Schau Vater, du hast mich vorhin zu tröst'n g'sucht und jetzt bist d' so kleinmüthig und thust als ob ein Todesfall gar so etwas Seltsames in Tirol wär'. Ein Blatt von unserm Stamm ist abg'fall'n und wer weiß ob nicht bald der Sturm des Krieg's auch die andern runter schüttelt. Einen Fürbitter hab'n wir nun aber beim lieb'n Gott und wenn wir bald nachfolg'n, so wird uns der Fritz, der sich also wirklich bei mir angemeldet hat, g'wiß an der Himmelspfort' empfangen. Der Gedanke mein ich soll uns Allen 's Sterben leicht machen." Diese Worte wirkten wunderbar auf die Herzen der Bekümmerten; fromm und ergeben schauten die Augen Aller durch das Naß der Zähren; Franz trennte die Leinwand vollends ab und hob das Bild in einer schönen von Fritz selbst geschnitzten Rahme zur Schau. Der Greis stellte es auf einen Stuhl und Franz, in die Kiste blickend, rief trotz der Trauer von einem Hauche der Freude angeweht: „Da liegt ja ein Stutz'n!"

„Der Stutz'n und das Bild," sprach noch immer tief erschüttert der Vater, „in dessen Anschauung das Aug' unsers gut'n Fritz brach, ist das Vermächtniß, das er uns schickt."

„Und das soll uns auch heilig sein," entgegnete die Mutter; sie brannte einen Kienspahn an und erhob ihn so, daß das ganze Bild beleuchtet wurde.

Da sank Franz von der meisterhaften Farbenschöpfung, die in seltener Aehnlichkeit das Brustbild des geliebten Monarchen zeigte, auf die Kniee; mit der Linken drückte er den Stutz'n, der in der Hütte

ankam, als der seine unbrauchbar geworden, an sein treues Herz und die Rechte feierlich erhebend, schwur er Oesterreich Treue bis in den Tod.

Da hörte man hastige Tritte auf der Treppe, die zur Altane führte, die Thüre wurde aufgestoßen und mit wehenden Haaren und den Schweiß auf der Stirne, stürzte ein 14 jähriger Knabe herein. In die Höhe hielt er einen Zettel und keuchend rief er die Worte, die darauf geschrieben waren: „Es ist Zeit!"

Georg, der hinter dem knieenden Bruder stand und voll Ehrfurcht das Bild betrachtet hatte, warf den Stutz'n über die Schulter; er schwenkte seinen Hut und hinaus auf's Gebirge blickend jauchzte er und rief: „Licht ist's auf allen Höhen! Wie's erstemal bei St. Lorenzen erhebt sich der Adler Oesterreichs nun zum dritten Mal'; die Sturmglock'n ruf'n zum Kampf für Oesterreich!" Nach diesen Worten sank auch er neben dem Bruder auf die Kniee, schaute voll Innigkeit zu der Mutter auf und sprach: „Gib uns deinen Segen!"

Hinter die Söhne tretend und den Blick auf das Bild geheftet, legte die Mutter die Hände auf die Scheitel der Söhne. Leise sprach sie ein andächtiges Vaterunser, dann rief sie in dem Tone völliger Fassung: „Geht jetzt, wohin d' Pflicht euch ruft!"

Mittlerweile hatte auch der Greis sich gerüstet; zum Abschiede reichte er seiner Hausfrau die Hand, und mit Festigkeit sprach er die Worte: „Auf Wiedersehen hier oder dort!" Er zeigte zum Himmel hinauf,

den die Feuerzeichen von Osten bis nach Westen röthheten.

Einige Minuten später stand die alte Passeierin allein in der Stube; fortgezogen mit den Söhnen war ihr Mann, die Sturmglocken wimmerten und die Feuer, die neuerdings zum blutigen Kampfe riefen, röthheten die Nacht so grell und unheimlich wie Zorn und Rache das Antlitz eines Menschen. In der verhängnißvollen Einsamkeit fühlte sich jedoch das wackere Weib dießmal nicht so verlassen wie sonst. Wunderbar stärkte sie der Anblick des Bildes. Sie glaubte der Geist des Sohnes, der es unter so hochherzigen Gefühlen gemalt, umschwebe sie und im Hinblicke auf die edeln, frommen und väterlichen Züge des guten Kaisers erschien ihr kein Opfer zu groß, welches Tirol gebracht und noch ferner bringen sollte, um mit dem Hause Oesterreich wieder vereinigt zu werden.

X.

Tirols glücklichster und letzter schöner Tag im Jahre 1809.

Nun folgten jene zwölf blutigen Augusttage, an welchen sich die Tiroler ohne Unterlaß mit den Feinden schlugen. Ewig denkwürdig werden diese Tage in der Weltgeschichte stehen. Die Tiroler kämpften nicht mehr mit der Tapferkeit abgehärteter Soldaten, sondern mit der Begeisterung und Erbitterung von Männern, die sich für einen erhabenen Zweck sämmt-

lich dem Tode weihen. Ganz fühlten die Söhne der rhätischen Alpen den Ernst ihrer Lage, seit sie nicht mehr auf den Beistand geregelter Truppen und schwerer Geschütze rechnen konnten. Auf die Hülfe Gottes und ihrer alleinigen Kraft beruhte nun der Erfolg; Jeder wurde hart gegen sich selbst und die Schonung gegen den Feind verschwand der furchtbaren Gefahr gegenüber. Die Tiroler, die, wie die Feinde schmähten, nur dann zu kämpfen sich getrauten, wenn sie den Vortheil einer gedeckten Stellung für sich gehabt, stellten sich nun furchtlos den Truppen gegenüber, und am 5. August war es, als sie gleich einer daherstürmenden Windsbraut in der Oberaue die französischen Colonnen durchbrachen und die Feinde mit den Kolben ihrer Stutzen und mit den Fäusten niederschlugen. Mit nackter Brust warfen sie sich den Bajonneten entgegen und die Arme, die sich erdrückend um den Gegner schlangen, ja selbst die Zähne mußten als Waffen dienen. Proben eines anstaunungswürdigen Muthes wurden so zahlreich abgelegt, daß man ein ganzes Heldenbuch damit füllen könnte, und um die Schrecken dieser wilden Kämpfe noch zu erhöhen, rollten von den düsteren Bergwänden unter donnerartigen Schlägen beständig Felsenstücke und Baumstämme herab, jeden Ausweg dem Feinde verrammelnd; um ihn zu schlagen waren selbst Kinder, Weiber und hochbetagte Männer thätig; taugten sie auch nicht zum Kampfe in der Fläche, so schleuderten sie doch von gedeckten Stellungen das Verderben herab und mancher Greis, der nicht mehr fest auf seinen Füßen stand, wurde dem Feinde

durch die sichern Schüsse, die er von einer Kluft aus abfeuerte, furchtbar. Welche Begeisterung selbst das höchste Alter ergriffen, mag aus Nachstehendem hervorgehen.

Ein Greis von 80 Jahren, der während seines langen Lebens schon manchen Schuß in Ernst und Lust gethan, hatte sich auf einem vorspringenden steilen Felsen postirt. Von der Bärenkraft seiner jungen Jahre hatte sich der rüstige Alte nur noch einen sichern Arm und ein scharfes Auge bewahrt; sein Gehör aber war schwach geworden und er merkte, was unter ihm vorging, um so weniger, weil sein ganzes Sinnen auf den Feind gerichtet war, in dessen Reihen er seine Opfer erspähte.

Da packten ihn plötzlich im Rücken zwei kräftige Arme, ein Voltigeur war's, der kühn und gewandt sich auf den Felsen hinaufgearbeitet hatte, um den Greis, der so verderbliche Schüsse that, gefangen zu nehmen. „Lebendig kriegst Du mich nicht!" rief unerschrocken der Alte, rang mit seinem Gegner, drängte ihn an die Kante des Abgrunds, hielt ihn hier fest und stürzte sich mit ihm unter dem Ausrufe: „Für Gott, Kaiser und Tirol!" in die schwindelnde Tiefe hinab.

Wie dieser greise Patriot im letzten Momente seines Lebens, so wirkte jeder Tiroler nach Kraft und Vermögen zum Schaden des Feindes und besonders Haspinger war es, der an der Ladritscher-Brücke, unter welcher sich die Eisak brüllend und schäumend zwischen den Felsen Bahn bricht, ein verderbliches Wirken entfaltete. Mit scharfzielenden Gemsenjägern und Dop-

pelhakenschützen hielt er diese Brücke besetzt, während bei den auf seinen Befehl über der engen Schlucht aufgethürmten Bäumen und Steinmassen, die mit einem Seile befestigt waren, ein Mann mit der Axt stand, um den Halt im rechten Augenblicke zu durchhauen. Als nun dieser Mann nach langem Harren die Vorhut unter sich in der Schlucht erblickte, durch welche eine enge Straße führt, rief er einem hinter ihm stehenden Schützen zu: „Stöffel soll ich abhau'n?"

„Noch nicht Hiesl!" antwortete der, „beim Kapuziner an der Eisak drüb'n müß'n erst d'Stutz'n und d'Doppelhaken knall'n."

Da die Felsen hier gleichsam eine Schallröhre bilden, so wurden diese Worte von Mehreren unten in der Schlucht gehört; die geheimnißvolle Rede erschreckte die Truppen, sie drängten zurück und ein Offizier meldete den Vorfall an den General Rouyer.

„Ei, was wird das zu bedeuten haben," meinte der; „nur rasch vorwärts, daß wir diese verwünschte Schlucht in den Rücken bekommen!"

Da knallte es aus allen Büchsen und mitten unter dem verderblichen Bleihagel sprengte eine starke Abtheilung sächsischer Cavallerie im sausenden Galopp durch die Schlucht; ihr nach rückte im Sturmschritt eine Abtheilung französischer Infanterie.

Das war der verhängnißvolle Moment, in welchem der Kapuziner das bekannte Zeichen mit seinem weißen Taschentuche gab, worauf sogleich die Doppelhaken sich entluden und die Scharfschützen auf die dahersprengenden Sachsen die Stutzen abfeuerten.

„Jetzt hau zu Hiesl!" Wie die frühern Worte vernahmen die Franzosen durch die Schallröhre auch diesen Ruf; ein Schlag folgte, dann fing der Berg zu dröhnen und zu wandern an. Mit dumpfem Krachen stürzte die ganze ungeheure Last, umwirbelt von Staubwolken in die Schlucht hinab, in der es jetzt so finster wurde, wie im Grabe. Vor und hinter sich den grausen Tod, jagte die Cavallerie gegen die Brücke heran, wo ein entschlossener österreichischer Artillerist mit brennender Lunte an einem mit Kartätschen geladenen Geschütze stand, auf das zweite Zeichen des Kapuziners wartend; der gab es und die Kanone donnerte. Unter haarsträubendem Entsetzen rissen die Sachsen ihre schäumenden Rosse zurück, aber das schwarze Ungethüm, die Stein- und Baum- Batterie, das bereits Hunderte in der Schlucht erschlagen, rollte mit wilden Sprüngen und Sätzen auf der abhängigen Straße fort. Nichts konnte diesem entsetzlichen Stoße widerstehen und Mann und Roß stürzten mit zerschmetterten Gliedern in die Eisak, deren Wasser sich blutigroth färbten.

Währeud unten Schreckensrufe und Schmerzgeheul ertönte, sangen oben die Tiroler, die in dem Verderben der Feinde allein Rettung ersahen, ein Loblied zur Ehre Gottes; das Volk zum Äußersten getrieben, hoffte auf keine Schonung mehr und gewährte auch keine, denn ein so überlegener Feind, der so reich an Hilfsquellen war, mußte wahrhaftig mit jeden nur immer erdenklichen Hilfsmitteln bekämpft werden.

Unferne des Kapuziners fiel ein springendes Felsenstück nieder und der Luftdruck, der ihn streifte, warf ihn wie todt zur Erde; nach einigen Minuten aber schon erholte er sich wieder und wie vorhin das Zeichen zum Verderben gab er jetzt mit dem Kreuze das zur Schonung. Das grauenvolle Elend rührte ihn und mit weithin tönender Stimme rief er: „Jetzt wird nicht mehr g'schoß'n!" Mancher der Feinde stürzte vor ihm auf die Kniee, während ein Anderer die zitternden Hände faltete und die Barmherzigkeit des Himmels anflehte. „Nicht wahr jetzt könnt's beten! Seht in schwerer Noth weicht der Stolz und der Uebermuth; fürchtet euch nicht, es g'schieht keinem etwas, der sich ergibt!" So rief der Kapuziner, der mit seinem langen Stocke an dem Ufer der wilden Eisak ab und aufwärts ging, die sich in einen Blutstrom verwandelt hatte, auf welchem zerschellte Leichen trieben, den Knieenden zu. Dann wendete er sich zu den Tirolern und hieß sie die Feinde, die unbeschädigt geblieben, gänzlich aus dem Engpasse vertreiben.

„Nur List und Verrath," rief ein Franzose, aus dumpfer Betäubung erwachend, „bereitete uns hier das Verderben." Wild rollte dabei sein Auge, krampfhaft ballte sich seine Faust. Da nahte sich ihm Franz, der Sohn des greisen Passeirers, und nachdem er ihm vom Boden aufgeholfen, sagte er: „List und Verrath nennst Du das, was euch hier widerfahren ist, und bei dem Anblick so vieler Todten schwellt Dir der Groll das Herz. Sag' Franzos', bewirken eure Kanonen nicht dieselbe That, wie die Fels'n und Bäum', die

wir auf euch hinunter stürzten. Glaubst etwa wir werden uns über euch erbarmen, weil ihr uns uns're Hütt'n verbrannt habt und den Säugling an der Mutterbrust nicht schonet?"

„Wie man in den Wald hinein schreit, so kommt der Hall zurück," sprach Franzens greiser Vater, der, gestützt auf den Arm Georgs, nun auch heran schritt, zu dem finster blickenden Franzosen; „Alles, was euch g'schieht, habt ihr verschuldet. Warum stört ihr den Fried'n unserer Berge? Glaub' nur, wir hüteten lieber die Küh' auf der Alm und hörten lieber den lieblichen Schall ihrer Glock'n, als den wüsten Lärm des Krieges und den Jammerruf der Verwundeten und Sterbenden. Wir sind arm, und doch streckt ihr d'Hand nach Allem aus, was uns lieb ist und theuer, weßhalb wir schwören, daß ihr in Tirol nichts finden sollt als euer Grab."

Der Franzose, obwohl der deutschen Sprache mächtig, fand auf diese Worte keine Entgegnung, denn jeder wackere Soldat, wenn er sich auch noch so erbittert gegen die Tiroler schlug, mußte im Herzen doch ein Volk achten, welches, von jeder Unterstützung verlassen, mit so hartnäckiger und bewunderungswürdiger Ausdauer für das kämpfte, was es als sein gutes Recht erkannte.

Sobald die blutige Niederlage an der Eisak bekannt wurde, gerieth Feldmarschall Lefebre in Furcht umrungen und eingeschlossen zu werden, als ihm aber **15,000** Mann frische Truppen zugeführt wurden, so stieg sein Hochmuth wieder und er erneuerte die früher

ausgesprochene Drohung, den Kapuziner und die Bauern, die seine Soldaten mit Steinen todtgeworfen, nun auf dem Kraut zu speisen. Er selbst leitete den Angriff und der grauenvolle Kampf auf der mit Felsblöcken, Trümmern und Bäumen bedeckten Straße fand am kommenden Morgen seine verderbliche Fortsetzung. Wieder röthete sich die Eisak mit Blut, und nachdem zwei Adjutanten des Herzogs an seiner Seite erschossen wurden und er einsah das Durchdringen sei unmöglich, zog er sich mit einem außerordentlichen Verlurst an Todten, Verwundeten und Gefangenen zurück. Bis hinter Mauls verfolgte ihn nachstürmend der Kapuziner.

Gleich glückliche Erfolge hatten die Unternehmungen Stegers am Lienzer Kläusl gekrönt, wo er, empört über die Grausamkeiten Rusca's, den Landsturm von Sillian, Serten und Lienz gegen diesen in's Treffen führte.

Als nach dem doppelten ja dreifachen Siege das Banner Tirols stolz in der Alpenluft trieb, wurde auch Hofer plötzlich sichtbar. Die Sonne einer allgemeinen Begeisterung prangte in der schönsten Glorie über dem Gebirgslande und ihre Strahlen, welche über die tirolischen Grenzen hinauszuckten, ließen Europa seine künftige Freiheit ahnen. Aus allen Thälern und von allen Höhen strömten jetzt kampflustige Landesvertheidiger herbei und Hofer mit seinen Passeirern und Speckbacher mit den Unterinnthalern verstärkten den Kapuziner, der einen Streithaufen von 6000 Mann befehligte.

In diesen gewaltigen Momenten, wo die höchste Begeisterung die Herzen der Tiroler erfüllte, erließ Lefebre eine Proklamation an das zu Kampf und Tod entschlossene Volk, worin er es von jedem fernern Widerstande abmahnte. In einem Artikel derselben gab er, stets gewohnt durch Prahlereien zu schrecken, kund, daß er 50,000 Mann Verstärkung erhalten und daß er dem Rothbart — so nannte er den Kapuziner — ernstlich rathe die Waffen niederzulegen, sonst werde der nächste Baum sein Galgen sein und ihm jedes Haar aus dem Barte gerauft werden.

Diese Drohung verlachte der Kapuziner und schrieb in der ihm eigenthümlich drolligen Weise dem Herzog: Als einer der Obercommandanten der Tiroler und als Patriot werde er seine Pflicht stets thun, und was das Aufhengen betreffe, tauge sein Hals so gut dazu wie der anderer Leute. Den Feind zu zählen, das sei er gar nicht gewohnt; er suche ihn nur auf, um ihn zu treffen und zu schlagen.

Gleich darauf erhielt Haspinger eine zweite Depesche, die jedoch bloß an ihn gerichtet war, mit dem Ansinnen gegen eine große Belohnung das Commando der Tiroler aufzugeben nnd zu dem Feinde überzugehen.

Ueber Lefebres Proklamation hatte der Kapuziner, wie schon erwähnt, gelacht, dieser schimpfliche Antrag aber empörte ihn so sehr, daß er noch in derselben Nacht mit Peter Mayer und 70 Kernschützen nach Sterzing aufbrach und das Wirthshaus bei der Nagelin umzingelte, wo der Herzog saß und Kriegsrath hielt.

Die Sitzung war eben zu Ende und als sich die Herrn von den Sesseln erhoben, krachte der erste Schuß und der Adjutant des Marschalls, den man in der Dunkelheit für den Herzog selbst hielt, stürzte zu Boden. Die Nachricht, der Rothbart mit den Tirolern sei da, verbreitete Entsetzen und Verwirrung und während Schuß auf Schuß fiel, floh Lefebre, geschützt von dem Dunkel der Nacht, gegen Innsbruck. Zitternd und in der Uniform eines gemeinen Dragoners flüchtete sich der stolze Herzog, der die Tiroler und den Rothbart auf dem Kraut zu speisen versicherte.

Der Muth der Tiroler steigerte sich nun in dem Maße, in welchem der der Feinde abnahm, die trotz ihrer ausdauernden Tapferkeit in dem unausgesetzten Ringen mit einem zur Verzweiflung getriebenen Volke und mit Hindernissen, die ihnen die gewaltige Alpennatur in den Weg stellte, furchtbare Verlurste erlitten hatten; beständig eilte Hofer mit seinen Leuten hinter den ermüdeten Truppen her. Die äußerste Spitze der Landesvertheidiger befehligte Speckbacher als hitziger Vorkämpfer und sowohl er wie der Kapuziner bekämpften ohne Unterlaß die Gegner; so oft sie ausruhen wollten, krachten schon wieder die Büchsen der Schützen, und wenn man endlich auch den Kapuziner ermüdet glaubte, so stürmte er schon wieder mit wunderbar verjüngter Kraft daher; es war eine Hetzjagd auf Tod und Leben und die Verwirrung unter den Feinden steigerte sich von Stunde zu Stunde.

Ueberzeugt nur ein entscheidender gewaltiger Schlag könne retten, sammelte der Marschall Lefebre am 12. August seine Truppen in der Ebene von Innsbruck; es war eine Macht von 25,000 Mann Fußvolk, 2,300 Mann Reiterei und 40 Geschützen. Trotz dieser Stärke war doch bei den Soldaten der frohe Muth dahin und der Anblick der Tiroler, welche von den niedrigsten Waldkuppen bis auf die Anhöhen des Iselberges Alles bedeckten, trug nicht dazu bei, die Falten von ihrer Stirne zu verscheuchen. Im Ganzen zählten die Tiroler 20,000 Mann, sie waren aber so vertheilt, daß sie viel zahlreicher aussahen.

Um Mitternacht auf den 13. August weckte der Kapuziner den Sandwirth Hofer aus dem Schlafe, las dann, da eben Sonntag war, gegen zwei Uhr die heilige Messe und segnete die Kämpfer für Gott und Vaterland. So thaten auch die Feldgeistlichen in den benachbarten Kirchen, worauf Haspinger, auf seinem kleinen Pferde nach den äußersten Vorposten hinsprengend, ein eiliges Vorrücken der noch Zurückgebliebenen gebot. Wie früher theilte Hofer auch jetzt seine Leute in drei Heerhaufen; im Centrum stand er selbst mit der Elite des tirolischen Landsturmes. Um 6 Uhr Morgens fielen die ersten Schüsse, und die Schlacht währte von dieser Stunde an bis eilf Uhr Nachts. Dem feindlichen Feuer ganz bloß gestellt und sehr genau kenntlich durch sein Habit commandirte der Kapuziner den linken Flügel. Sechstausend ausgesuchte Schützen, deren Flanken 2000 andere deckten, hatte er in sechs Glieder aufgestellt, gegen welche nun

acht Bataillone französische Grenadiere, die eben so viele Massen bildeten, im Surmschritte vordrangen. „Fürchtet euch nicht um mich, für mich ist noch keine Kug'l gegoss'n!" rief Haspinger seinen Leuten zu, welchen, da er an der Spitze stand, um ihren kühnen Führer bangte; rasch gab er dann das bekannte Zeichen mit dem weißen Tuche, worauf nach seiner Anordnung die ersten drei Glieder auf die Kniee fielen, während die andern drei, von welchen jeder Schütze seinen Mann bereits aufs Korn gefaßt, die Stutzen knallen ließen. Die Wirkung dieses Pelotonfeuers war eine so furchtbare, daß von dem ersten feindlichen Heereshaufen wenig mehr übrig blieb. Nun sprangen die ersten drei Glieder wieder auf und empfingen eben so das zweite Quarré und alle übrigen, während die letzten Glieder beständig laden mußten.

Die Franzosen, Soldaten der alten Garde, stürmten trotz des mörderischen Feuers, ihres alten Ruhmes eingedenk, mit gefälltem Bajonnet vorwärts; es fand dieser prächtige Heereshaufen hier fast gänzlich seinen Untergang. Endlich ward man handgemein und Mann gegen Mann schlug sich in rasender Erbitterung; je mehr Blut floß, desto weniger ward es geschont. Kein Wanken, kein Zagen gab sich in den Reihen der Tiroler kund und mancher auf den Tod Getroffene rief seinen Waffenbrüdern zu: „Was schaut ihr nach uns um? Nur vorwärts für Gott, Kaiser und Vaterland!" Selbst Weiber hatten die Todesfurcht abgelegt; in den dichtesten Kugelregen trugen sie Speisen und Erfrischungen den ermüdeten

Streitern zu, die derselben gar wohl bedurften um in diesem mörderischen Kampfe auszudauern, dessen wüster Lärm erst schwieg, als die Nacht bereits weit vorgerückt war.

Ziemlich ruhig verstrichen nun mehrere Stunden und nur an einigen Vorposten ward noch geplänkelt. Gegen Morgen steckte der Feind, während sich der Himmel in einem schwer niederfallenden Regen entlud, als sollte das blutige Feld abgewaschen werden, mehrere Maierhöfe in Brand, in welche er einen Theil seiner Todten geschleppt hatte.

Nachdem nun der Herzog die Unmöglichkeit einsah durchzudringen, versuchte er es den Kapuziner zu umgehen; der aber kam ihm zuvor, warf sich mit 700 Mann in einen Hohlweg und als der Herzog bis in die Mitte desselben herangerückt war, nahm ihn der Rothbart plötzlich in Flanke und Rücken und drängte ihn bis zum Wiltauer-Wasserfall unter der Abtei zurück, wo die Tiroler mit den Franzosen und Baiern zum zweiten Male handgemein wurden. Wieder floß das Blut in Strömen und bei 800 Pferde, von welchen der Tod die Reiter herabgestürzt, jagten scheu auf dem mit Leichen bedeckten Schlachtfelde umher.

In Innsbruck eingeschlossen und der Zufuhr beraubt, konnte sich das durch so viele Unglücksfälle gebeugte Heer nun nicht mehr länger halten und in der Nacht vom 14. auf den 15. August wurde der allgemeine Rückzug angetreten. Die Verwundeten und Kranken gingen auf Schiffen den Inn hinab nach Baiern und Geschütze, welche nicht fortzuschaffen

waren, wurden in dem reißenden Gebirgsstrome versenkt.

Da endlich brach auch die Kraft des Kapuziners zusammen, der seit dem 4. August unaufhörlich in Bewegung, sich weder Ruhe noch Schlaf gegönnt hatte; die Natur forderte ihre Rechte und nachdem der blutige Sieg errungen war, fiel Joachim abgespannt an Leib und Seele zu Boden.

Diesem Umstande verdankte der Marschall Lefebre, daß sein geschmolzenes und gedemüthigtes Heer nicht mit demselben Eifer wie früher verfolgt wurde. Nur Speckbacher entwickelte in der Verfolgung des Feindes seine bekannte verderbliche Thätigkeit und Arco, welcher, um die Verbindung mit Altbaiern zu erhalten, gegen Schwatz vorrückte, fand bei Heiligenkreuz, nachdem er das Schloß Aschach bei Volders und mehrere Häuser am Wege hatte in Brand stecken lassen, mit einigen Hunderten seiner Leute in einer engen Schlucht den Tod. Es trug sich dieses Ereigniß am 13. August, dem Tage der dritten Schlacht auf dem Isel, zu.

So war denn der Feind abermals siegreich aus dem Lande geschlagen und der Reichsmarschall Lefebre, Herzog von Danzig, zog mit unvertilgbarer Schande ab. Besaß er auch nicht so viele Truppen, wie er großsprecherisch geprahlt, so standen ihm doch drei vollzählige Divisionen und die beiden Corps der Grafen von Arco und Oberndorf — also immerhin 30,000 Mann geübter Truppen mit der entsprechenden Artillerie und Cavallerie — zu Gebote; auch hatte

er schon einen großen Theil des Landes mit der Hauptstadt selbst im Besitze.

Und wer waren seine Gegner? — Regellose Bauernhaufen ohne berühmte Generäle, ohne kriegswissenschaftlich gebildete Führer. Aus Liebe zu dem Kaiserhause nahmen sie den Kampf gegen wohlversehene, trefflich commandirte Armeen auf. Die Furcht Lefebres vor diesen Bauern war nach den erlittenen schweren Schlappen so groß, daß er es nicht wagte sich in Rattenberg aufzustellen, wo er im Rücken durch die Festung Kufstein geschützt war und für alle seine Bedürfnisse Baiern in der Nähe hatte. Dem Verhängniß gegenüber brach sein Stolz zusammen und kein Uebermuth hat jemals einen so tiefen Fall erfahren.

Der tirolische Befreiungskampf ist wahrhaftig eine Erscheinung, die in der neuen Kriegsgeschichte keinen Vergleich zuläßt, und selbst der Befreiungskrieg der Amerikaner steht weit dahinter zurück; dieselben erhielten nämlich Frankreichs mächtige Hilfe und die Engländer mußten über den Ocean die Truppen schaffen, mit welchen sie die abgefallenen Colonien wieder erobern wollten. Ungleich ausgedehnter war dort der Kriegsschauplatz, getheilter die Kraft, schwächer der Angriff und dennoch bedurfte es eines Zeitraumes von sieben Jahren, ehe der Friede errungen ward, während die Tiroler binnen wenigen Monaten drei siegreiche Feldzüge bestanden. Den Spaniern leistete England die wichtigste Hilfe nnd doch würde ohne die Unfälle Napoleons in Rußland ihre

Sache verloren gegangen sein, zu der sich das Volk nie mit so heiliger Begeisterung erhob, wie es die Tiroler gethan.

Am Morgen, der nach dem Ende jener in der Weltgeschichte verewigten zwölf blutigen Tage Tirols, wo Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag und Sieg auf Sieg rasch einander folgten, über das Bergland herein dämmerte, hielt der Sandwirth Hofer seinen zweiten feierlichen Einzug in Innsbruck. Es geschah das am Mariä Himmelfahrtstag, und der fromme Patriot dankte der Muttergottes für die dritte Befreiung Tirols von dem Feinde. Dem allgemeinen Volkswillen gemäß übernahm Hofer das Ruder der obersten Civil- und Militärgewalt, und nannte sich k. k. Oberkommandant in Tirol. Bei dieser Gelegenheit richtete er folgende Worte an die Innsbrucker: „Grüß euch Gott, meine lieb'n Innsbrucker. Weil ihr mich zum Oberkommandanten g'wählt habt, so bin ich halt da; es sind aber auch viele Andere da, die keine Innsbrucker sind; Alle aber, die meine Waffenbrüder sein wollen, müß'n für Gott, Kaiser und Vaterland als brave und tapfere Tiroler streit'n; die aber das nicht thun woll'n, die soll'n heim geh'n, ich rath's ihnen, und die mit mir zieh'n, soll'n mich nicht verlassen, so wahr ich Andrä Hofer heiß. G'sagt hab ich's euch, g'seh'n habts mich — nun b'hüt euch Gott!"

Andreas Hofer war nun sowohl durch die Macht der Umstände als durch das unbegrenzte Vertrauen seiner Landsleute auf seine Redlichkeit, seinen Biedersinn, seine Vaterlandsliebe und auf sein echtes

Tirolerherz an die Spitze der Landesvertheidigung und der Verwaltung gestellt. Das auf ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte Hofer durch sein praktisches Wirken, und wenn man bedenkt, daß das Felsenland Tirol sich selbst in seinen blühendsten Perioden nie eines Nationalreichthumes zu erfreuen hatte, so kann man sich im Hinblicke auf die gräßlichen Verwüstungen, welche im Jahre 1809 über Tirol kamen, nicht genug wundern, wie es Hofer möglich war, so viele Geldmittel aufzubringen als man benöthigte, um die ordentliche Verwaltung der Provinz in allen Zweigen fortzuführen und die kostspieligen Anstalten zur Vertheidigung zu bestreiten. Auch bewies Hofer schon gleich nach seinem Einzuge in Innsbruck, daß er der rechte Mann sei, um durch sein Ansehen wüster Gewalt zu steuern.

Unter dem Vorwande, es seien noch Franzosen und Baiern in Innsbruck versteckt, stürmte nämlich habsüchtiges Gesindel, an welchem es in keiner nur halben Weges großen Stadt fehlt, in die Häuser, um Beute zu machen; Hofer wehrte aber noch zu rechter Zeit die rohe Gewalt ab, indem er aller Orten Posten ausstellte, und seine Passeirer die Hauptwache beziehen ließ. Von da an konnte sich nun Jeder Hilfe holen, der des Schutzes bedürftig war. Wie früher so wirkte auch in der nunmehrigen Stellung, der jeder Mißbrauch so leicht und nahe war, keine unechte Triebfeder auf Hofer; weder Ehrgeiz noch Habsucht, weder Leidenschaft noch Stolz legte er an den Tag. Wohl bezog er die Hofburg, wählte aber für sich die

unansehnlichsten Zimmer aus, die dort zu finden waren. Mit den Worten: „Ein christliches Zeichen kann nicht schaden," ließ er sogleich ein Cruzifix und ein Muttergottesbild im Zimmer aufhengen; einfach und derbe wie früher blieb seine Kost, auch verschmähte er alle herrische Lebensweise und gar oft äußerte er: „Wir sind Bauern und keine Herrn!" Früh und Abends besuchte er den Gottesdienst in der Pfarrkirche und bewies so unzweideutig, daß die Andacht ein Bedürfniß seiner frommen Seele sei. Vor dem Schlafengehen betete er stets mit seinen Genossen den Rosenkranz, welchem mehrere Vaterunser zu Ehren verschiedener Heiliger folgten, die er um ihre Fürbitte anflehte. Alle seine Adjutanten mußten die Andacht mit ihm verrichten, indem er zu sagen pflegte: „Habt's mitgeß'n, könnts mitbet'n auch."

Mancher Schmeichler oder Schalk gab dem k. k. Oberkommandanten den Titel: Excellenz, worüber der schlichte Mann stets böse wurde, mit Unwillen sprechend: „Ich heiß' Andrä Wirth am Sand in Passeier. So nennts mich, oder Oberkommandant, was ich bin!"

Die Wache an der Burg versahen die Passeirer, die vermöge Hofers Genehmigung auch sitzen durften, wenn das Stehen sie ermüdete; Jedermann hatte Zutritt beim Oberkommandanten, der bei Audienzen den Hut nur vor Geistlichen abnahm. Die Gräfinnen Spaur und Epple, die man gefangen genommen und ihnen eine Wohnung in der Burg angewiesen hatte, besuchte Hofer öfters, und daß sie keine

strenge Haft zu bestehen hatten, das geht wohl am Deutlichsten aus dem Umstande hervor, daß Hofer, wenn er sich zum Ausfahren der vier Schimmel des Grafen von Spaur bedienen wollte, jedesmal bei der Gräfin die Erlaubniß einholte. Als einst Alpenvieh vor der Burg vorüber zog, eilte Hofer auf die Altane und ergötzte sich an dem Anblicke desselben; das harmonische Geläute der Glocken erinnerte ihn an die goldene Zeit des Friedens, und mancher Treiber und Hirte erhielt von ihm einen freundlichen Wink; kurz, Hofer blieb in seiner Stellung, in welcher mancher Andere den Kopf gar hoch getragen haben würde, gänzlich dem Stolze fremd, und Alles, was er verfügte, that er im Namen des Kaisers und in dem des Erzherzogs Johann. Haß, Zank, Raubsucht und ein lasterhaftes Wesen untersagte und strafte er als etwas Gott höchst Mißfälliges; dagegen empfahl er Gottesliebe, einen erbaulichen Lebenswandel und aufrichtige Theilnahme für den Nebenmenschen als das Wirksamste, um den Himmel günstig für Tirol zu stimmen, und das beste Mittel, wodurch er seinen finanziellen Verordnungen beim Volke Eingang verschaffte, bestand darin, daß er ihre Befolgung nicht nur als Gewissenspflicht darstellte, sondern auch in allen Gemüthern die Gefühle der Religion, Vaterlandsliebe und der Anhänglichkeit an das angestammte Haus Oesterreich zu entflammen suchte.

Während nun Hofer an der Wiederherstellung der Ordnung im Lande und an der Befestigung der

Grenzen arbeitete, schlugen Haspinger, Wallner und Speckbacher in mehreren Gefechten den Feind; sie vertrieben ihn vollends aus allen Engpässen, so daß die Tiroler nicht allein Meister des ganzen Gebirgslandes wurden, sondern auch Salzburg und Reichenhall eroberten. Zwei Feldschlangen, viele Pferde, Wagen, Munition und anderes Geräthe wurden erbeutet, und Hofer, der längst gerne inländische Reiterei besessen hätte, sah plötzlich seinen Wunsch erfüllt. Unter dem Titel: Sandwirthsreiter bekamen hundert Mann Tiroler schöne Pferde, und nach den so zahlreichen Siegen schien dem tapfern Volke nichts mehr unmöglich.

Die Begeisterung der Gemüther erhielt noch einen neuen Aufschwung, als plötzlich Jakob Sieberer und Eisensteckn mit dem Kaisergeschenke für Andreas Hofer, der schweren goldenen Gnadenkette, woran die große Verdienstmedaille hing, nebst 3000 Stück Speziesdukaten in Innsbruck anlangten.

Dem Sandwirth konnte wahrhaftig nichts Angenehmeres begegnen, denn diese Auszeichnung begriff zugleich die kaiserliche Anerkennung seiner Würde als Oberkommandant von Tirol in sich, die er bis jetzt nur aus eigener Machtvollkommenheit geführt hatte. Dennoch weigerte sich Hofer die Ehrenboten, welche Erzherzog Johann mit dieser Mission betraut hatte, und die sich über die höchsten Gebirge Kärnthens durch den Feind, der die Grenzen besetzt hielt, nach Innsbruck geschlichen hatten, vor sich zu lassen, als sie am 29. September Abends in der Hauptstadt

Tirols anlangten. Er zürnte seinen alten Freunden, weil sie ihn zaghaft verlassen, und es mußten sich erst Fürsprecher ins Mittel legen, bevor er Jene wieder freundlich aufnahm.

Hofer, der nun auch durch das ausdrückliche Wort des Kaisers in seiner Würde bestätigt war, äußerte über die allerhöchste Gnade eine übermäßige Freude; nun durfte er mit der Ehrenkette und der Verdienstmedaille am Halse Unterhandlungen mit dem Feinde anknüpfen, und die Hoffnung Tirol werde mit Oesterreich wieder fest vereinigt, wie auch immer die Loose des Krieges oder des Friedens fallen mögen, machte sich in den Herzen aller Tiroler geltend.

Solche Gesinnungen erhielten durch eine religiöse Weihe noch größere Kraft. Der 4. Oktober, der Namenstag des Kaisers Franz, ward nämlich zu einem kirchlichen Dankfeste in der Franziskanerkirche ausersehen. In feierlichem Zuge begab sich Hofer, von allen Behörden und der Geistlichkeit begleitet, in dieses Gotteshaus, das, wie schon früher erwähnt, so viele geschichtliche Denkmale umfängt, und der Abt von Wiltau, der auch das Hochamt hielt, führte den gefeierten Helden durch die Schützen, die im Schiffe der Kirche Spaliere bildeten, zu einem mit rothem Sammt gepolsterten Betstuhle. Der Priester Tschiederer hielt die Predigt, in welcher er auf den wunderbaren Schutz Gottes hinwies, welchem Tirol allein seine Siege verdanke. Die tiefergreifenden Worte dieses vortrefflichen Predigers trafen das

Herz Hofers und die Herzen des Volkes, das in höchster Begeisterung den Gesang: Gott Dich loben wir ꝛc. anstimmte. Hierauf weihte der Abt die Kette und die Denkmünze, und schlang sie um Hofers Nacken, dem diese Stunde als die bedeutungsvollste seines ganzen Lebens galt. Das Feuer der tiefempfindendsten Andacht leuchtete aus seinen Augen, und seine Züge wie seine ganze Haltung sprachen eine kindliche Frömmigkeit und jene demüthige Unterwerfung aus, welche ihren sanften Glanz besonders über die letzten Tage seines Lebens verbreitete.

Der Jubel des Volkes war ein endloser, denn es hatte mit eigenen Augen eine Scene gesehen, welche alle Zeitungsberichte, alle Briefe, die böse Botschaft brachten, und alle furchtsamen Rathschläge widerlegte; laut aufjauchzend drängte es sich um seinen Oberkommandanten, auf dessen treuer Brust nun die Ehrenkette und die große Verdienstmedaille glänzte. Jeder wollte ihm seinen Glückwunsch darbringen, und wer durch das Gedränge nicht zu ihm gelangen konnte, rief ihm von Weitem zu.

An diesem für Tirol so schönen Tage wurde das Namensfest des guten Kaisers auch in der Hütte des greisen Passeirers gefeiert. Das Bild, welches Fritz gemalt, war festlich bekränzt und zu beiden Seiten desselben brannten geweihte Wachskerzen. Den Arm in der Schlinge saß der Greis vor diesem Bilde, dem Gegenstand seiner alleinigen Betrachtung, und Franz mit verbundenem Kopfe stand hinter ihm neben der Mutter.

Nicht wie sonst schmerzte heute den alten Passeirer der Arm, den ihm in den letzten blutigen Kämpfen eine feindliche Kugel zerschmettert; nicht wehe that Franzen heute die Stirne, in welche ein feindlicher Säbel eine blutige Furche geschlagen, als er sich eben zu seinem Bruder Georg niederbeugte, der sterbend seine treue Seele auf dem Schlachtfelde aushauchte. Selbst das Herz der Mutter schlug heute trotz der erlittenen Verluste minder bange, denn der Gedanke, Fritz sei mit den Worten: „Es lebe der Kaiser!" verschieden, während ihr anderer Sohn Georg im heiligen Streite für das Haus Oesterreich fiel, trieb ihr die Röthe eines edeln Stolzes auf die kummerbleiche Wange. Im Anschauen des von Wachskerzen umglänzten patriotischen Altares empfand die so schwer heimgesuchte Familie ein seltenes Glück, und je länger diese frommen Naturmenschen auf die väterlichen liebevollen Züge des kaiserlichen Antlitzes schauten, desto mehr fühlten sie, nur sterbend seien sie im Stande sich von dem Hause Oesterreich zu trennen.

Dieser Tag war für Hofer, der an demselben auf der höchsten Höhe seines Glückes, seines Ansehens und seiner Größe anlangte, der letzte schöne und freundliche; der letzte heitere war er aber auch für den greisen Passeirer und die Seinen, ja selbst für ganz Tirol, denn Alles, was bis jetzt mit so unendlicher Mühe und Aufopferung erreicht worden war, stürzte wieder mit jener Schnelligkeit zusammen, wie ein schwerer Stein rasch und zerschmetternd in

den Abgrund niederrollt, wenn dem ermatteten Riesen, der ihn mit übermenschlicher Anstrengung auf einen steilen Berg gewälzt, die Kraft gebricht ihn oben festzuhalten.

XI.

Ein Blutzeuge für Gott, Kaiser und Vaterland.

Der mit so stürmischer Freude begonnene 4. Oktober sollte, noch ehe die Sonne hinter den tirolischen Bergen hinabsank, mit Trauer enden. Es war nämlich große Aufwartung beim Obercommandanten und hierauf ein Festmahl, an dem alle angesehenen Männer des Friedens und des Krieges Theil genommen hatten, und Hofer, in der heitersten Stimmung, sprach die Hoffnung aus, Gott werde ihm diesen so schönen Tag noch durch eine günstige Nachricht über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten verherrlichen. Wohl langten, als das Abendroth an der Alpenkette verglühte und die Schatten über den Thälern sich lagerten, plötzlich Nachrichten aus Wien in Innsbruck an, jedoch so traurige und niederschlagende, daß sich Hofers Augen mit Thränen füllten.

Von da an begann das Trauerspiel Tirols, der Kampf eines den Tod verachtenden Heldenvolkes gegen Uebermacht und stolze Kriegskunst; der Kampf,

in welchem im Einzelnen wohl noch zuweilen die Kraft echter Patrioten und die Begeisterung für das Haus Oesterreich siegte, der aber in Ohnmacht endete, weil Viele, die keiner großen Idee fähig waren, in jenes edle Streben eingriffen, an dessen Triebrad sich nun auch das Bleigewicht des Verrathes hing.

Die Nachrichten über den Friedensschluß, die sich von Stunde zu Stunde vermehrten, beunruhigten die Herzen, verwirrten die Köpfe und spalteten selbst die Meinungen der Commandanten. Die schlauen Wälschtiroler begriffen eine solche Wendung der Dinge zuerst und ihre Lauheit an der vaterländischen Sache schwächte die Machtentwicklung gegen die Feinde. Fehler wurden nun von allen Seiten begangen und das Volk kämpfte nicht mehr mit jenem fröhlichen Muthe und mit jener Siegesgewißheit wie sonst; auch waren die Kundschafter weniger eifrig und verläßig wie früher, während die Baiern von jeder Bewegung der Feinde Kunde erhielten. Durch die verrätherischen Angaben eines solchen Spionen, zu welch' schändlichem Gewerbe sich nur die Hefe des Volkes hergab, und wodurch Wallner beinahe in Gefangenschaft gerieth, wurde auch Speckbacher zwischen dem Saalfluß und den steilen Bergen plötzlich von feindlicher Uebermacht angefallen; er und seine Leute, von welchen **300** in der Schlucht den Tod fanden, schlugen sich mit der Wuth der Verzweiflung. Speckbacher selbst, der sich wie ein verwundeter Eber wehrte, ward durch Kolbenschläge so übel zugerichtet, daß er Zeitlebens die verderbliche Wirkung verspürte; der Gefangenschaft

entging er nur, indem er Hut, Mantel und Waffen von sich warf, sich in den Fluß stürzte, hinüber schwamm, und an der steilen Wand jenseits hinaufkletterte. Erst jetzt als er oben stand auf der schwindelnden Höhe vermißte er seinen 10 jährigen Sohn Andreas. „Was hilft mich nun die Rettung, da mein Anderl, mein theures Kind, verlor'n ist!" So rief schmerzerfüllt der aus vielen Wunden blutende Vater und wollte wieder den Felsen hinab und der Gefahr, welcher er kaum entronnen war, entgegenklettern; Freundes Arme hielten ihn jedoch zurück.

„Die Soldat'n werd'n deinem Kinde kein Leid zufüg'n," trösteten ihn die wackern Leute und rissen ihn trotz seines Sträubens mit sich fort. Diese Worte fanden auch wirklich eine trostreiche Bestätigung. Wohl bleichte der Schreck die Wangen des bestürzten Andreas als er von den Soldaten, die ihn gefangen, erfuhr, sein Vater sei todt und er weinte bitterlich als man ihm die Waffen, den Hut und den Mantel desselben zeigte. Alsbald aber faßte er sich wieder, trocknete seine Thränen und folgte schweigend den andern Gefangenen. Die Jugend des kleinen Andreas, sein standhaftes Ertragen aller Beschwerden und die Dreistigkeit, womit er seinen Namen nannte, erregte Theilnahme. Selbst König Maximilian erhielt Kunde von dem merkwürdigen Kinde, welches schon früher seinem Vater ins Treffen gefolgt war, als dieser bei Hall die Brücke gegen die Baiern vertheidigte. Speckbacher ward damals seinen Knaben erst gewahr, als sich die Baiern eben zum zweiten Sturm anstellten; sein Vater-

Herz erbebte, er eilte auf den muthigen Jungen zu, schloß ihn in die Arme, küßte ihn und rief dann: „Marsch, fort nach Haus zur Mutter, oder ich komm' dir!" Wohl lief der Knabe zurück, versteckte sich aber im Gebüsche, sobald er glaubte, der Vater werde ihn nicht mehr sehen, und lugte mit seinen scharfen Augen umher, wo die baierischen Kugeln in den Boden einschlugen. Er grub sie mit seinem Messer aus der Erde und sammelte in dieser gefährlichen Beschäftigung seinen ganzen Tirolerhut voll, den er am andern Morgen dem Vater brachte. Der Knabe hatte gar oft gehört, wie seine Landsleute über Mangel an Pulver und Blei klagten und so wagte er denn sein Leben, um auch nach Vermögen dem Vaterlande zu nützen.

Auch dieser patriotische Zug, welcher den tapfern Speckbacher bis zu Thränen rührte, war dem König berichtet worden und sobald er nun erfuhr, der kleine Andreas sei gefangen, ließ er ihn zu sich nach München holen. Wohlgefällig blickte der Monarch auf das trotzige Kind und fragte: „Was glaubst du wohl, daß dir geschehen werde?"

„Man wird mich umbringen, wie meinen Vater," antwortete der Knabe, worauf der menschenfreundliche König sagte: „Du sollst besser von mir denken lernen." Er ließ ihn in eine Erziehungs-Anstalt bringen, wo seinem Befehle zufolge die äußerste Sorgfalt auf die geistige und körperliche Entwicklung des Knaben verwendet wurde, vor dessen Augen sich schon in so früher Jugend die blutigen Bilder eines mit aller Erbitterung geführten Volkskrieges entfaltet hatten.

Nachdem sich Speckbacher mit seinen Waffenbrüdern vermittelst Knitteln durch die baierischen Reiterpatrouillen geschlagen, kam er krank an Leib und Seele in Rattenberg an, und dennoch flammte in seinem Herzen, das durch den Verlust so vieler theurer Freunde und durch die Ungewißheit über das Schicksal des geliebten Kindes so schwer verwundet worden, der Muth wieder zu neuen Thaten auf.

An demselben Tage ward auch der Kapuziner bei Golling angegriffen, jedoch nicht überwältigt, ja er wollte sogar, als er von Speckbachers Unfall hörte, über Hallein gehen und dem Feinde bei Meleck in den Rücken fallen. Sein Geist war und blieb immer kühn, aber an den Mitteln zur Ausführung fehlte es; es fehlte an einem allgemein einigenden Bande, an Munition und hauptsächlich an einem richtigen Erkennen des wahren Standes der Verhältnisse. In Selbsttäuschung befangen sah man in allen jenen Gerüchten, welche vom Friedensschlusse redeten, nichts weiter als eine Kriegslist, und da das Volk trotz der Schlappen, die es jetzt fast Schlag auf Schlag erhielt, dennoch von Unterwerfung nichts wissen wollte, so zog Drouet nach der Vereinigung der Colonnen unter Wrede seine ganze Waffenmacht nach Innsbruck, um die letzten Zuckungen des Aufstandes zu ersticken.

Die Nacht vom 24. auf den 25. Oktober ward zu Innsbruck besonders unruhig; in den Gassen wimmelte es von aufgeregten Leuten und die Reiter des Sandwirths sprengten ohne Unterlaß von einem Ende der Stadt zum andern. Die Einwohner, welche diese

stürmische Nacht schlaflos hinbrachten, kamen jedoch mit dem Schreck davon. An den folgenden Tagen wurde scharf geplänkelt, und ein Angriff der Bauern von Hötting herab auf die Innbrücke bei Mühlau wies man so kräftig zurück, daß bei **100** Tiroler den Tod fanden. Am **27.** rückten baierische Dragoner in Innsbruck mit einer weißen Fahne und zwei Päckchen ein, deren eines an Hofer, das andere aber an die Stadt gehörte. Es waren dieß lauter gedruckte Proklamationen; darunter befand sich eine vom Vicekönig Italiens, welcher den Frieden mit völliger Vergessenheit des Geschehenen für alle Tiroler unter der Bedingung der freiwilligen Waffenablegung und der Rückkehr zur Ruhe und Ordnung feierlich verkündete.

Obwohl nun diese und die übrigen Proklamationen an allen öffentlichen Plätzen angeschlagen wurden, so kehrte sich das Volk doch nicht darnach. Hofer nahm aber an den nutzlosen Plänkeleien keinen Antheil; er zog sich zurück und hielt sich theils zu Steinach, theils auf dem Schönberge auf, wo Roschmann mit ihm arbeitete. Hier wollte er die Ankunft eines österreichischen Couriers abwarten.

Um dieselbe Zeit langte der Kapuziner Haspinger, welcher sich über Kärnthen in's Pusterthal gerettet hatte, bei Hofer an. Er war tief betrübt, sein patriotisches Herz aber begehrte auch jetzt noch die Fortsetzung des Kampfes.

Zwei Tage später erschien endlich der Intendant Wörndle und mit ihm der längst erwartete Courier,

Joseph Freiherr von Lichtenthurn. Dieser brachte ein Schreiben des Erzherzogs Johann, in welchem im Namen des Kaisers der Friede mit dem ausdrücklichen Wunsche bestätigt war, die Tiroler mögen sich nun zur Ruhe begeben und sich nicht unnütz opfern. Auch mündlich wollte Lichtenthurn seiner Sendung Nachdruck geben, ward aber dabei so tief und gewaltig vom Schmerze ergriffen, daß ihn die Fallsucht, an der er seit Jahren litt, zu Boden schleuderte, wobei er einen fürchterlichen Schrei ausstieß. Entsetzt wichen die Anwesenden zurück und gebeugt verließ Hofer mit finsterer Stirne und bleicher Wange das Gasthaus zu Steinach. Wenn auch mit schwerem Herzen erklärte sich Hofer dennoch zur unverzüglichen Einstellung der Feindseligkeiten bereit, und seinem Befehle zufolge eilten Sendboten in alle Theile des Landes und ermahnten zum Frieden. Ein Parlamentär begab sich in das baierische Hauptquartier und verlangte von Drouet einen 14 tägigen Waffenstillstand zu dem Behuf, damit das Volk während desselben aller Orten von dem geschlossenen Frieden verständigt und zur Ruhe gebracht werden könne. Hofer selbst schickte sich an mit seinen vier Schimmeln nach Hall zu fahren, um sich dem Kronprinzen vorzustellen und bei dieser Gelegenheit sein Gespann als Beute von den Baiern zurückzugeben. Da erfaßte den wackern Patrioten, welchem die letzten Ereignisse den sonst so klaren praktischen Blick getrübt, das, was man vorzugsweise Schicksal nennt, weil sich dasselbe sozusagen unabhängig von unserm Willen zu vollenden scheint und den Widerstrebenden

fortreißt, wie der Sturmwind das Schilfrohr. Aufgeregte Leute, darunter der wüthende Kolb und der Kärnthner Volksführer Türk stellten sich ihm in den Weg und bildeten um ihn einen Dunstkreis von krankhafter Begeisterung, der ihn ganz betäubte. Eine schändliche Abnöthigung Napoleons nannte Haspinger den Friedensvertrag, den Oesterreich habe eingehen müssen. „Weißt du," rief er Hofer zu, „was das Haus Oesterreich nach dem Wortlaut dieser empörenden Friedensurkunde verliert? Es verliert," fuhr er mit erhobener Stimme fort, während ihm Groll und Schmerz die Thränen in die Augen trieben, „1952 □ Meilen mit 3,282,200 Seelen; Tirol fällt wieder an Baiern und es erhält nichts weiter als die Rücksicht allgemeiner Amnestie. Umsonst ist unser Blut g'flossen; Alles, Alles ist umsonst geschehen! Andrä, kann ein solcher Friede von Dauer sein? Wenn er deinem Herzen zusagt, so bedauere ich dich, ich predige den Krieg."

Hofer wurde so tief betrübt, daß sein gebeugtes Wesen alle Anwesenden erschütterte. Die Blicke Aller waren auf ihn gerichtet, er aber blieb schweigsam sinnend und in sich gekehrt. Erst als Thurnwalder, der sich als Parlamentair in das baierische Hauptquartier begeben hatte, mit der Meldung zurückkam, Drouet habe versprochen die Forderung des Waffenstillstands in Erwägung zu ziehen, zunächst aber eine abschlägige Antwort gegeben, raffte Hofer seine Kraft zusammen und rief: „Wir sind am Aeußersten, wir wollen Alles wagen, Gott wird uns helfen; so

können wir doch auch nicht mehr leben!" Von jubelnden Patrioten umrungen, zog er dann hinauf auf den Iselberg und auf diesem schicksalsvollen Felsen zerriß Haspinger die baierischen Proklamationen, die vom Frieden redeten, und donnerte in seinem patriotischen Feuereifer jede Einsprache nieder.

Bei den zum Aeußersten Entschlossenen stand damals auf dem Isel trotz seines steifen linken Armes auch der greise Passeirer; zum Auflegen des Stutzens, meinte er, sei das verkrüppelte Glied, dessen Wunde kaum vernarbt, noch tüchtig genug. Neben dem Alten stand sein Sohn Franz und in finsterm Ernste schaute der nach jener Stelle hin, wo Georg in seinen Armen verschied und er selbst durch einen feindlichen Säbel schwer am Kopfe verwundet ward. Die grauenvollen Bilder der Schlacht, wie sie sich hier schon oft entfaltet, tauchten vor ihm auf und wie früher war Franz und sein hochbetagter Vater auch jetzt entschlossen, den letzten Tropfen Blut für Tirol einzusetzen.

Unstreitig lag der Entrüstung Joachim Haspingers, der, obgleich Oesterreich Tirol aufgeben mußte, die Gemüther noch einmal zum Kampfe begeisterte, die allgemeine des Volkes zu Grunde, welches sich sträubte, die heiligsten Güter deutscher Freiheit zum Opfer zu bringen. Insoferne war selbst diese zwecklose, blinde Schilderhebung weit achtungswürdiger, als die Organe deutscher Zeitungen, die um dieselbe Zeit Napoleon, dem übermüthigen Sieger über die Deutschen, Loblieder anstimmten. Obgleich diese Schilderhebung mit einer Niederlage endete und das Blut

der Tiroler, welches unnütz floß, nicht zu Gunsten derselben redet, so wird ihr doch die wärmste Theilnahme für alle Zeiten gesichert bleiben. War auch das unbeugsame Wesen Haspingers nicht zu billigen, so hatte doch das Ganze einen gar tiefen Sinn, der bloß um 3 Jahre zu früh ins Bewußtsein der Tiroler mit blutiger Schrift eingegraben ward; es war wahrhaftig ein Trauerspiel in Tirol, wie es Immermann genannt, aber zugleich auch ein Vorspiel zum Siege von Leipzig 1813.

Nach dem entworfenen Schlachtplane sollte das Zeichen zum Angriffe von den Schützen auf den Höttinger-Bergen mit einem Kanonenschuß gegeben werden, da aber Firler, welcher daselbst kommandirte, zu spät erwachte, so unterblieb es. Statt unverzüglich auf den Feind loszugehen ließ er, während Straub gegen die Brücke bei Volders, Speckbacher gegen die Haller-Innbrücke, Sieberer gegen das Schloß Ambras und Aschbacher im Centrum vorrückte, erst eine lange Rede gegen Napoleon halten, wodurch die einheitliche Kraft zersplittert wurde. Mißtrauen und Verwirrung entstand, die noch gesteigert wurde, als sich plötzlich 40 Geschütze gegen die Anstürmenden entluden. Ganze Reihen stürzten todt zu Boden und nach kurzer Gegenwehr fuhr, einer so verderblichen Wirkung gegenüber, das Entsetzen selbst dem Muthigsten in's Blut; eine wilde überstürzende Flucht war die Folge und in den Schanzen der Martinswand sammelten sich Viele der auseinandergesprengten Landesvertheidiger wieder.

Unter lautem Jubel führten die Sieger die

erbeuteten Feldschlangen vom Berge Isel in die Stadt Innsbruck ein, und so war denn dieser geschichtlich denkwürdige Berg, der binnen wenigen Monden dreimal der Zeuge von dem Untergange mächtiger Heere gewesen war, endlich der Schauplatz einer schweren Niederlage der Tiroler geworden.

Wiederhohlt wurden nun Friedensvorschläge gemacht und mit widerstrebender Seele und den Worten: „Nun in Gottes Namen, unser lieber Herrgott wird wohl Alles recht machen," unterzeichnete Hofer die Unterwerfungsakte; trotz dessen aber ruhten die Waffen nicht und der grausame Broussier kam daher gezogen gleich einem verderbenschwangern Kometen, den feurigen Schweif eingeäscherter Dörfer hinter sich nachschleppend. Mit flammendem Schwerte wüthete er von Lienz aufwärts in allen Ortschaften, selbst die einsame Hütte verschonte er nicht.

Wallner, zuviel Patriot um solche Gräuel mit gleichgiltigem Auge anzusehen, schlug sich gegen die Franzosen und besiegelte dadurch das schreckliche Schicksal der Seinen, welche, wie sein 6 jähriges Kind, das schon anfangs des Aufstandes in Windischmatrei verschied, in seiner letzten Stunde vorhersagte, Leiden ohne Zahl zu ertragen bekamen. Auch Speckbacher, obwohl er Begnadigung zu erwarten hatte, fügte sich nicht, der Kampf gegen die Feinde war ihm zum Bedürfniß geworden; er forderte sein Schicksal in die Schranken und erst, als die eingeschüchterten Leute sich immer weniger zahlreich um ihn schaarten, ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt ward und er Steck-

briefe zu Gesicht bekam, welchen sogar sein Bild im Holzschnitte beigegeben war, verließ er nach unsäglichen Gefahren, die er zuvor noch zu bestehen hatte, das Land Tirol.

Später machte Haspinger, dieser feurige Kriegsbote, der so viele verheerende Donner und Blitze entsendet und fast überall siegte, wo er ging, denselben Weg; er hatte den Bart abgenommen und flüchtete durch die Schweiz nach Oesterreich.

Während so die Thatkraft bald hier, bald dort erlosch, erhob sich im salzburgischen Gebirge noch einmal siegreich der Genius der vaterländischen Freiheit. Wallner zersprengte mehrere feindliche Abtheilungen und erst, als er sich völlig überzeugte, Tirol sei verloren und der Friedensschluß kein Trugbild, dachte auch er auf seine Rettung und floh.

Während dessen gerieth Hofer in gar üble Lage, denn Leute, welche dem Unglücke des Vaterlandes gegenüber den Kopf verloren hatten, strömten zahlreich nach dem Sandwirthshause hinab und begehrten trotz der Unterzeichnung der Friedensakte, gleichviel, ob Hoffnung auf Sieg vorhanden, die Forsetzung des Kampfes. Hofer weigerte sich, wurde aber von dem wilden Geschrei und von den Todesandrohungen, die man gegen ihn ausstieß, betäubt; kurz, das Schicksal hatte unerbittlich sein Opfer erfaßt und drängte es dem Abgrunde zu. Das Wort: „Verräther,“ das einige erhitzte Tollköpfe gegen den edeln Patrioten zu gebrauchen die Stirne hatten, trieben ihm das Blut in die Wangen und von allen Seiten bestürmt willigte er

in die Fortsetzung des letzten verzweiflungsvollen Kampfes. Vielleicht ist's Gottes Wille, dachte er, und von nun an bewegte sich sein tief erschütterter Geist mehr in der Traumwelt als in der Wirklichkeit. Persönlich betheiligte er sich bei keinem Gefechte mehr, er hielt sich in dem Kellerhofe an der Lahn auf und versank dort in schwermüthiges Brüten. Nicht Nachrichten waren es, die ihm von da an mehr zugingen, es waren Träume, innere Anschauungen, die er dem Volke mittheilte. Den Beistand der heiligen Jungfrau und einen gewissen Sieg über die Feinde verkündete er als Seher dem Volke und seine Worte wirkten auch jetzt noch so kräftig, daß, als die Generäle Rusca und Barbou in zwei entgegengesetzten Richtungen in das Passeierthal einzudringen suchten, sie von den Tirolern unter Torggler und Thalguter zurückgeschlagen wurden. Ein Verräther führte aber die Feinde in den Rücken der heldenmüthigen Kämpfer, so daß diese schwere Verlurste erlitten.

Als es nach diesem Gefechte wieder stille ward und die Feinde sich zurückgezogen hatten, sah man einen Greis mit langem Barte langsam und gebeugt nach einer Höhe des Passeierthales hinschreiten; sein linker Arm hing steif von der Schulter nieder und an dem rechten hielt sich wankend ein junger Mann. Es war dieß Franz, den der greise Vater mit aller Kraftanstrengung über die rauhen Pfade führte. Franzens Antlitz war todesbleich und es sprach sich so viel Leid in demselben aus, daß man auf den ersten Blick errieth, er kämpfe mit furchtbaren Schmerzen.

„Komm' in Gottes Namen, komm'!" „Ich geh', so gut ich kann," das war Alles, was zwischen Vater und Sohn gesprochen wurde, und erst, als der dunkle Fels unferne vor ihnen auftauchte, an dessen Fuß das Dach der Hütte sich erhob, unter dem sie früher durch das Band der Eintracht glücklich waren, zuckte ein Strahl der Freude über das Antlitz Franzens.

„O Jesus Maria, wie kommt ihr z' Haus!" rief die alte Mutter des schwer Verwundeten, als sie den Beiden die Thüre öffnete, dabei führte sie den Sohn gemeinschaftlich mit ihrem Manne nach dem Bette hin, auf welches der todterschöpft niedersank.

„Was ist Dir, was fehlt Dir? Ums Himmelswillen red'."

„Es ist mir etwas passirt," sprach Franz mit matter Stimme, „was schon gar Vielen in diesem schweren Jahr und auch meinem Bruder Georg g'scheh'n ist. Eine Kug'l hat mich troff'n, Gott aber hat mir die Gnad' g'schenkt, daß ich nicht drauß'n unter freiem Himmel hab' umkommen müß'n. Mit Seiner Hilf' bin ich hieher gelangt und nun ist Alles gut."

„Ach heilige Mutter Gottes! Ist Dir denn nicht mehr z' helf'n?" rief die Mutter, schlug die Juppe des schwer Athmenden auseinander, fuhr aber bei dem trostlosen blutigen Anblick entsetzt zurück.

„Ach wein' nicht und mach' mir's Herz nicht noch schwerer als es mir so schon ist," bat Franz und die zitternde Hand der tief bekümmerten Mutter ergreifend sagte er: „Um mich ist's g'scheh'n, tröst' Dich, es laßt sich einmal nicht ändern. Wenn ich nicht mehr

bin, so nimm von meinem Hut das Ed'lweiß runter, das ich einst, als ich einer Gems nachkletterte, zwischen Schnee und Eis mir g'holt hab'; 's ist weich wie Seid'n, leg's als ein Andenk'n von mir in dein Gebetbuch." Nach diesen Worten faltete Franz die Hände und bat, man möge die geweihten Kerzen anzünden, die auf von Holz geschnittenen Wandleuchtern zu beiden Seiten des Bildes, welches Fritz gemalt, aufgesteckt waren.

Als der Vater den Wunsch des sterbenden Sohnes erfüllt, sagte Franz zu ihm: „So jetzt ist's recht!" und da er laut das Vaterunser gebetet, welche Andacht die tiefbekümmerten Eltern mit ihm verrichteten, begehrte er nach dem Weihwasser und bezeichnete die Stirne, auf welcher der Todesschweiß perlte, den bleichen Mund und die Brust, in der das Herz immer matter schlug, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Lange schaute er dann unverwandt zu dem Bilde auf; seine Wangen wurden immer bleicher, sein Athem immer kürzer; krampfhaft drückte er dann plötzlich die Hände seiner weinenden Eltern und sprach die Worte: „Lebt wohl; Gott vergelt' euch, ihr lieb'n gut'n Eltern, was ihr an mir gethan; euch und 's Bild kann ich jetzt nicht mehr seh'n; vor meinen Aug'n ist's so trüb, als stünde ich auf dem höchsten Gebirge mitten im Wolkennebel, im Himmel aber hoff' ich euch und unsern gut'n Kaiser einst wieder z' seh'n."

Heftig schluchzte die Mutter, hielt aber den Athem an sich, sobald sie bemerkte der Sterbende wolle noch einmal reden. „Recht blutig, wie ich ihn in mei-

nem Traum' am Grabmahl Maxmilians hab hengen sehen," sprach da der immer schwächer Werdende, „ist der Kranz, den sich Tirol erkämpft hat, und ist auch kein Siegeskranz draus word'n, so ist's doch einer der Treue. S' Möglichste ist g'scheh'n und so gewiß ich in dieser Stund stirb, so fest bin ich überzeugt, daß Tirol doch wieder österreichisch wird." Nach diesen Worten schaute Franz noch einmal in der Richtung auf, wo das Bild hing; er lächelte, dehnte sich, die Eltern fühlten noch einen matten Händedruck, dann standen sie in ihrem hohen Alter allein. Verschieden war auch ihr letzter Sohn und der Greis, der bis jetzt nicht im Stande gewesen ein Wort zu sprechen, drückte dem Sohne die Augen zu, reichte dann seiner Hausfrau die Hand und sagte in schmerzlichem Tone: „Mutter, jetzt müß'n wir's Haus'n allein probir'n." Dabei wurden die beiden Alten so tief und gewaltig ergriffen, daß sie sich in die Arme schlossen und Herz an Herz die gepreßten Gemüther ausweinten.

An solchen Scenen war das große Trauerspiel Tirols überreich und selbst Jene, welche von den fernsten Grenzen das Auge auf das unglückliche Land hefteten, blieben nicht ungerührt.

Nachdem die letzten Zuckungen des Aufstandes beschwichtigt waren, kam das zu neuen schweren Prüfungen bestimmte Bergland unter eine förmliche Militärregierung; am Inn unter Drouet d' Erlon und an der Etsch unter Baraguay d' Hilliers. Wo der Einfluß des Letztern sich wirksam zeigen konnte, waltete überall die größte Schonung und ihm gebührt der

Ruhm, daß er Alles aufbot, den Sandwirth trotz aller Uebertretungen, die sich dieser gegen den Wiener-Frieden hatte zu Schulden kommen lassen, zu retten. Als der edle General im November in Meran erschien, um die Bauernunruhen zu beschwichtigen, ließ er im Geheimen den frühern Kassier Hofers, Johann Holzknecht, zu sich kommen und schwur, gerührt durch die Schilderung von dem kindlichen frommen Sinne des Sandwirths, den nur überspannte Leute zum Aeußersten getrieben, ihn zu retten, wenn er sich ihm unverzüglich in die Arme werfe. „Selbst auf die Gefahr hin in Ungnade zu fallen, will und werde ich ihn retten," gelobte Baraguay d' Hilliers, „aber," setzte er hinzu, „er muß gleich kommen, sonst ist es zu spät."

Während das geschah, lag Hofer tief trauernd und von bitterm Schmerz über das Elend seines Vaterlandes erfüllt, begraben in der Schneewelt einer einsamen Alpenhütte. Nach vielen vergeblichen Versuchen Tirol zu retten, erwartete er hier sein trauriges Ende, und weder der von Baraguay d' Hilliers an ihn gesendete Holzknecht, noch die Geistlichen von St. Martin, die sonst stets Hofers beste Freunde waren, vermochten durch ihre Worte in seinem Herzen einen rettenden Entschluß anzuregen. Unbegriffen ging an diesem edeln Patrioten, nachdem er das Land so beispiellos unglücklich sah, die Sprache der gewöhnlichen Lebensklugheit vorüber; jede Aufregung war von ihm gewichen und in seiner Seele, die sich von allem Irdischen abwendete, hatte eine heilige Verklärung stattgefunden. Ergeben in den Willen Gottes, war er

bereit für Tirol den Tod zu erleiden, wenn es der Rathschluß des Ewigen so wolle. Wohl konnte Hofer, so lange das Schicksal Anderer mit im Spiele war, in seinen Ansichten zum Wanken gebracht werden, jetzt aber, wo es sich lediglich um seine Person handelte, blieb er unerschütterlich. Hofer war ein echter Christ und ein guter Familienvater, und doch konnte ihn jetzt selbst der Anblick der Seinen nicht vermögen, dem Rathe Jener zu folgen, die ihn, nachdem er den Vorschlag des Generals abgewiesen, zur Flucht bewegen wollten. Waren seine Feinde auch gar mächtig, so war Gott doch noch weit gewaltiger, und wollte Er das österreichische Kaiserhaus begünstigen und Deutschland von der Zwingherrschaft befreien, so standen Ihm tausend Mittel zu Gebote. So dachte Hofer, und richtete sich während seines Aufenthaltes in der Schneewelt an dem Beispiele des Erlösers auf, der Seinen Widersachern gar leicht hätte entfliehen können, der das aber unterließ und ihnen mit der Gewißheit Seines Leidenswerkes entgegen ging. Das auf dem Kreuzhügel zu Golgatha vergossene Blut ward der Saame des Christenthumes, und da der Herr, der reinste Heiligste, dem Martertode entgegen ging, wie durfte da ein niederer Knecht des Höchsten vor seiner letzten Stunde bangen, wie von dem Boden seiner Heimath weichen, wo er sichtbar unter Gottes Schutz gekämpft. Es galt ein Beispiel unerschütterlicher Treue bis in den Tod zu geben, und Hofer, der sein Schicksal in die Hand des Allmächtigen gelegt, war hiezu bereit.

Solche Vorstellungen bewegten die Seele des Sandwirths und selbst die wohlwollendste Ansprache, die ihm Vorsicht empfahl, konnte dagegen nicht aufkommen. Alles, was die ihn mit Bitten Bestürmenden erwirkten, war, daß er sich entschloß, eine zum Pfandler'schen Gute gehörige Alpenhütte zu beziehen, die drei Viertelstunden noch über seinem jetzigen Aufenthalte am Eingang in's Hochthal von Fartleis lag. Während seine Frau mit den Kindern unten auf dem Schneeberge blieb, bezog er mit seinem Schreiber Sweth die armselige Behausung, wohin dem Geächteten, auf dessen Kopf ein Preis von 1500 Gulden gesetzt war, treue Freunde während der Nachtzeit Lebensmittel zutrugen.

Betrübt über das Schicksal des Vaterlandes und über das ihres Mannes, konnte Hofers Hausfrau es nicht über sich gewinnen, ihn ohne allen Trost und Pflege in der eisigen Region zu wissen. Sie brachte ihre Töchter in St. Martin unter und erschien plötzlich, angeblich vom Schneeberge vertrieben, mit ihrem jetzt noch in Wien lebenden Sohne Johann bei ihrem Manne in der Alpenhütte, und von ihrem Entschlusse, sein Schicksal zu theilen, vermochte sie keine Vorstellung abzubringen. Der Rauch, der nun täglich von der Alpenhütte aufstieg, wurde immer allgemeiner bemerkt, er verrieth das schlecht bewahrte Geheimniß der ganzen Gegend, und wiederholt arbeiteten sich treue Freunde zu Hofer hinauf und baten und beschworen ihn, als Viehhändler verkleidet und ohne den allbekannten Bart, nach welchem ihn die Wälschen

General Barbone nannten, nach Oesterreich zu flüchten. Hofer wich jedoch nicht von der Stelle, und selbst dann nicht, als Kaiser Franz ihn dringend auffordern ließ sich in seine Staaten zu wenden. Er schrieb dem Monarchen einen Brief, worin er ihm seine traurige Lage schilderte, und Johann Wild ging damit nach Wien ab. Hofer vermochte es nicht sich von seinen geliebten Bergen zu trennen, die ihm selbst in der grimmigen Kälte des Winters unvergleichlich schön erschienen; er nannte sie krystallene Schilde, und blickte oft aus seinem verödeten Asyl, wenn der Morgen dämmerte und die Sonne aus dem Nebelmeer sich hob, entzückt in's Alpenthal hinab. Mit einem Heiligenscheine schien ihm dann Tirol umgeben, und hochbeglückt fühlte er sich in solchen Momenten selbst in der Grabeseinsamkeit.

Bei dem allgemeinen Gerede von Hofers Aufenthalt wäre es eigentlich die Pflicht des Landrichters Auer von St. Leonhard gewesen ihn ergreifen zu lassen. Der wackere Mann verschloß jedoch absichtlich den Gesprächen, die täglich lauter über den Geächteten wurden, sein Gehör, bis sich der Judas fand, der sein heimathliches Passeierthal schon längst durch schlechte Aufführung geschändet hatte und der jetzt seinen Namen — Johann Raffel — für immerwährende Zeiten an den Pranger schlug. Nachdem nämlich dieser schlechte Geselle plötzlich bei Hofer in der Alpenhütte erschienen war, und sein schnöder Plan, sich die Verschwiegenheit durch Geld abkaufen zu lassen, an dem ehrenhaften Charakter Hofers scheiterte, lief er

nach dem Landgerichte hin und machte eine ämtliche Anzeige von Hofers Aufenthalt. Diese Anzeige durfte Auer, wollte er nicht dem Kriegsgerichte verfallen, nicht unbeachtet lassen; er nahm sie zu Protokoll und schickte den Verräther damit nach Meran zu dem daselbst befehligenden Franzosengeneral Huard, worauf der den Befehl gab, daß eine Abtheilung italienischer Soldaten den Angeber begleiten möge. Leider unterließ der General es, diese zu einem schonenden Benehmen anzuweisen.

Schon gleich nach der Entfernung Raffels durfte Hofer gewiß sein er sei verrathen; er wich aber auch jetzt nicht von der Stelle und zu Denen, die ihn wiederholt bestürmten, er möge fliehen, sprach er: „Mit Weib und Kindern kann ich nicht fliehen, und als Geißeln mag ich sie nicht in der G'walt des Feindes zurücklassen. Seine Wuth richtet sich nur gegen meinen Kopf, und ist ihm der verfall'n, so können die Meinen auf Schonung hoffen!" Diese Antwort verräth uns wieder einen edeln Zug in Hofers Herz, der sein Blut opfern wollte, um seine Familie dadurch sicher zu stellen.

Um 4 Uhr Morgens am 28. Jänner langten die Wälschen, die Raffel führte, nach einer anstrengenden Bergfahrt durch große Schneemassen auf dem Hochgebirge an; es war ein klarer Sonntagsmorgen, und der Verräther zeigte den Soldaten die Sennhütte, unter deren friedlichem Dache der Geächtete und seine Familie schliefen. Als der Morgen dämmerte, erblickte der Schreiber Sweth und Hofers

Sohn Johann, die auf der höhern Diele lagen, die Soldaten ganz in der Nähe. Bestürzt versuchten sie zu fliehen, die Hütte war aber bereits von allen Seiten umrungen, und die Soldaten, die sie fingen, banden ihnen die Hände auf den Rücken und warfen sie in den Schnee. Das Jammergeschrei Johanns weckte den Vater und die Mutter, und Hofer, längst auf diesen Moment gefaßt, trat heraus und rief: „Wer spricht deutsch?"

Der Anführer trat hierauf zu Hofer hin und der Geächtete sagte: „Ich bin Andreas Hofer, ich bin schuldig; mit mir können Sie machen was Sie wollen, die Meinigen aber sind unschuldig!" Er sprach diese Worte mit so viel Würde, daß nur Wälsche davon ungerührt bleiben konnten. Diese Elenden gebärdeten sich wie Henkersknechte, und banden ihm, obgleich er sich nicht zur Wehr setzte, ja selbst seinem Weibe die Hände auf den Rücken. Sie schlugen ihn in's Gesicht, rauften ihm den Bart aus und beschimpften ihn auf die gemeinste Weise.

Hofer, obgleich das Blut von seinem Antlitz niederrann, stand muthig da; er schien keine Schmerzen zu empfinden, auch verrieth seine Miene weder Zorn noch Verzagtheit. Hätte Hofer gewollt, so wäre er im Stande gewesen sein Leben theuer zu verkaufen, denn seine Freunde hatten ihm zwölf Gewehre, die sämmtlich geladen waren, zwei Pistolen und Munition in die Alpenhütte gebracht. Der Sandwirth aber, der sein Schicksal erfüllt sah, dachte nicht an Vertheidigung, und nachdem die Unmenschen weder seinem

Sohne noch dem Schreiber erlaubten die Schuhe und die Oberkleider anzuziehen, sagte er, einen traurigen Blick auf sie werfend: „Seid standhaft und leidet mit Geduld!“

Als die Soldaten mit ihren Gefangenen unten in der Ebene anlangten, waren die Straßen menschenleer, denn kein Passeirer wollte die Folgen des einheimischen Verrathes mit ansehen. Man führte die unglückliche Familie durch die Städte Meran und Bozen, und jeder Tiroler, der diesem traurigen Zuge begegnete, vergoß Thränen des Schmerzes und der innigsten Theilnahme.

Baraguay d' Hilliers war entrüstet über die schnöde Mißhandlung, die man Hofer und den Seinen zugefügt, und durch die Fürbitte mehrerer angesehener Frauen von Bozen ward die Gattin Hofers und sein Sohn Johann entlassen. Unter herzzerreißendem Jammer nahmen sie von dem Gefangenen Abschied und kehrten nach dem Wirthshaus am Sande, welches die Wälschen rein ausgeplündert, tief gebeugt und im Gemüthe unheilbar verwundet, zurück.

Nach den Weisungen des edeln Generals Baraguay d' Hilliers ward Hofer auf seiner Reise fürder gut behandelt, und als sich in Ala, wo er übernachtete, seine Führer betranken, und durch das unvorsichtige Wesen derselben eine Feuersbrunst entstand, war Hofer, der in der allgemeinen Verwirrung unbemerkt hätte fliehen können, der Thätigste beim Löschen des Feuers, und von diesem Augenblicke an war er selbst für die Feinde ein Gegenstand hoher

Achtung. Am 5. Februar langte der edle Patriot in Mantua an und in dem Verhör erklärte er mit der ruhigsten Klarheit, er sei zur Ergreifung der Waffen von seinem Herrn, dem Kaiser von Oesterreich, berechtigt gewesen und nach dem Friedensschlusse durch Todesandrohungen dazu gezwungen worden. Darauf trat unter dem Vorsitze des General Bisson das Kriegsgericht zusammen, das Hofer mit sehr getheilter Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilte. Bisson, der im April des vorigen Jahres von den Tirolern gefangen und mit Großmuth behandelt worden war, wollte, gerührt durch Hofers würdevolle Festigkeit, ihn retten und rieth ihm, in französische Kriegsdienste zu treten. Hofer schüttelte aber den Kopf, denn seine Treue zum Hause Oesterreich sollte nur im Tode erlöschen. Bisson schickte nun das Erkenntniß des Kriegsgerichtes an den Vicekönig nach Mailand und weil man dort durch die Verwendung Oesterreichs nicht in Verlegenheit gerathen wollte, so traf alsbald zu Mantua der telegraphische Befehl ein, den Verurtheilten binnen 24 Stunden zu erschießen.

Es geschah dieß am 19. Februar und Hofer empfing die Nachricht von seinem nahen Ende mit dem erhabensten Gleichmuthe, denn in seiner Seele war es bereits so ruhig und heiter geworden, daß kein Schmerz über sein Schicksal mehr aufkommen konnte. In einem Briefe, den er an Herrn Pichler in Neumarkt schrieb und der seinen letzten Willen enthielt, dem zufolge ihm sein Weib einen Todtengottesdienst in St. Martin und Bittgebete in den beiden Pfarren St. Martin und

St. Leonhard halten lassen sollte, wonach jeder seiner Freunde Suppe, Fleisch und Wein zu bekommen habe, erklärte er, das Sterben komme ihn so leicht an, als werde er zu etwas Anderm ausgeführt; es werden ihm nicht einmal die Augen naß, weil es der göttliche Wille gewesen, daß er zu Mantua das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen solle. Die Wirthin auf dem Sande möge sich nicht zu sehr um ihn bekümmern, er werde für sie bei Gott bitten und hoffe alle seine Freunde und Bekannte im Himmel wieder zu sehen, um mit ihnen Gott zu loben.

Diesen Brief schrieb Hofer am 20. Februar 1810 um 5 Uhr Morgens wenige Stunden vor seinem Tode, dann wendete er sein Gemüth mit kindlicher Hingabe zu Jesus Christus, unserm Erlöser, auf Den er ein unbedingtes Vertrauen setzte, und der Propst Johann Jakob Manifesti, der ihn zum Tode vorbereitete, versicherte, daß der Verurtheilte bei seiner Glaubensstärke und Freudigkeit, womit er seiner letzten Stunde entgegen sah, keines Trostes bedurft habe. Durch diesen edeln Priester ließ Hofer einige Stunden vor seinem Tode seine Baarschaft an die in Mantua gefangenen Tiroler austheilen und um 11 Uhr ertönte der Generalmarsch zu seiner Hinrichtung. Unter dem Vortritt von mehreren Offizieren und gefolgt von einer Schaar Soldaten, schritt Hofer festen Schrittes unverzagt hinaus auf eine Bastei der Festung und die in den Kasematten der Porta Molina eingesperrten Tiroler riefen ihm, als er unter den Fenstern ihrer Kerker vorüber zog, mit thränenerstickter Stimme den

Abschieds-Gruß nach, dann sanken sie auf die Kniee und beteten für den einstigen Obercommandanten von Tirol um eine glückselige Sterbestunde.

Auf dem Richtplatze angelangt, bildeten die Grenadiere ein Viereck; Hofer trat in dasselbe, küßte das silberne Cruzifix, das er in den Händen hielt, und gab es dann sammt seinem Rosenkranze Manifesti zum Andenken. Das weiße Tuch, das man ihm nun reichte, damit er sich die Augen verbinde, gab er als unnöthig zurück und als man ihn niederknieen hieß, sagte er: „Ich steh' vor Dem, der mich erschaffen hat, stehend will ich Ihm meinen Geist zurückgeb'n." Hierauf ermahnte er den Korporal gut zu schießen, schenkte ihm einen Tiroler Zwanziger, der ihn noch in diesem letzten Augenblicke an sein unglückliches Vaterland erinnerte, betete noch einige Minuten mit emporgehobenen Händen, ließ dann den Kaiser Franz hoch leben und kommandirte selbst: „Gebt Feuer!"

Erschüttert durch den Muth des Patrioten trafen die zwölf Grenadiere, welchen Alles vor den Augen verschwamm, schlecht, und auf die ersten sechs Schüsse fiel Hofer auf die Kniee und auf die Hand; die sechs folgenden streckten ihn zu Boden, aber — welch ein Anblick — der bleiche von Blut überströmte Mann erhob sich noch einmal und machte einen Versuch zum Aufstehen. Da trat der Korporal, während Grauen und Mitleid alle Umstehenden ergriff, dicht vor Hofer hin und endete mit einem Schusse

scheinbar sein Leben. Die Seele schien sich jedoch von diesem gewaltigen Körper nicht losreißen zu können, und Hofer, den die Grenadiere auf schwarzbehangener Bahre in die Kirche zum heiligen Michael trugen, bewegte sich zum Schrecken Aller noch einmal beim Evangelium der Messe; er verschied sonach während seines eigenen Todtenamtes, und der Pfarrer Anton Bianchi gab ihm ein Grab in seinem Garten.

Der Tod dieses edeln Blutzeugen für Gott, Kaiser und Vaterland schadete Napoleon mehr als eine verlorene Schlacht und seine eigenen Soldaten waren erstaunt und tief erschüttert über die Macht einer so gewaltigen Ueberzeugung, wie sie Hofer in den letzten Momenten seines Lebens an den Tag legte. In ganz Deutschland und selbst in Italien ward die innigste Theilnahme für den auf der Bastei zu Mantua Gefallenen rege, der so entschieden bewies, daß Napoleon das Vertrauen auf Gott und die Treue zu einem angestammten Herrscher noch nicht unterjocht habe; selbst die eifrigsten Bewunderer des französischen Kaisers beunruhigte das Hervortreten eines Geistes, der nach dem gegebenen Beispiele ganze Nationen plötzlich ergreifen und sie gegen den Unersättlichen, dem nichts heilig war, bewaffnen konnte. — — —

XII.

Des Großvaters Segen
und
Franz Josef I. unter Gottes Schutz.

Das Raubsystem, welches Buonaparte als Obergeneral in Italien begonnen hatte, setzte er in Wien als Kaiser fort, und das Werthvollste wurde aus den kaiserlichen Gallerien, Bibliotheken, Archiven und Kunstsammlungen nach Paris geschleppt. Selbst nach dem Abschlusse des Friedens wurde dieser empörende Vandalismus noch fortgesetzt und erst am 20. November 1809 ward Wien durch den Abmarsch der Franzosen von dieser allgehaßten Plage befreit. Der lastende Druck wich endlich von den gepreßten Herzen und mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele eilten die Bürger nach der Marrerlinie, um die heranrückenden österreichischen Truppen willkommen zu heißen. Nach langen Leiden war dies der erste Freudentag.

Ein noch weit mehr beglückender und in den Annalen Oesterreichs ewig unvergeßlicher Tag war der 27. November des verhängnißvollen neunten Jahres unsers Sekulums. Um 2 Uhr Nachmittags wurde nämlich die Bevölkerung Wiens plötzlich durch eine Kundmachung überrascht, daß der Kaiser schon nach einigen Stunden in der Residenz anlangen werde. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese frohe Botschaft von Mund zu Mund, von Straße zu Straße und da es an Zeit gebrach Anstalten zum Empfange zu treffen,

so ritt die Bürgercavallerie gerade noch rechtzeitig dem geliebten Monarchen entgegen, als er um 4 Uhr, nur von dem Grafen Wrbna begleitet, am Stubenthore ankam, wo sich Tausend und Tausende versammelt hatten. Da bewies es sich nun, das Unglück habe die Bande der Liebe zwischen dem Landesvater und seinen Kindern nur noch fester geknüpft, und es ist unmöglich die Innigkeit und den Jubelsturm zu beschreiben. Das Volk klammerte sich an den Wagen an, der nur langsam zur Burg gelangen konnte, wo abermals Tausend und Tausende harrten.

Als nun hier der vielgeprüfte Herrscher aus dem Wagen stieg, wurde er von dem freudetrunkenen Volke im buchstäblichen Sinne des Wortes zu seinen Gemächern empor getragen und in weniger als einer Stunde war Wien bis zu den Fenstern der ärmsten Leute, ja selbst die entferntesten Straßen der Vorstädte strahlend beleuchtet. Gerührt über so viel Anhänglichkeit und Liebe und dem allgemeinen Wunsche Rechnung tragend, durchfuhr der angebetete Monarch Abends die Stadt und grenzenlos war der patriotische Enthusiasmus, der ihm vorausging, der ihn umwogte und der ihm folgte. Alles Elend, alle Leiden, die man erduldet, waren nun vergessen, denn der geliebte Vater Franz war ja wieder in der Hauptstadt unter seinen Kindern.

Am kommenden Morgen begab sich der Kaiser zu Pferde in feierlichem Zuge nach der alt ehrwürdigen St. Stefanskirche, um dem Herrn der Heerschaaren seine Andacht darzubringen. Jeder Kranke in den Spi-

tälern wurde auf Befehl des edlen Regenten beschenkt, unter die Armen der Hauptstadt **100,000** Gulden ausgetheilt, eine wiederholte Beleuchtung der Stadt aber lehnte der hohe Herr ab.

Den höchsten Grad der Innigkeit, mit welcher die Wiener Bürger an dem Kaiserhause hingen, bewiesen sie in den nächsten Tagen auf wahrhaft rührende Weise. Die Kaiserin Maria Ludovika war nämlich krank in Ofen zurück geblieben und als die Wiener erfuhren, die Gesundheit der erhabenen Fürstin habe sich in so weit gebessert, daß sie die Reise von Ofen nach Wien in einer Senfte zurücklegen dürfe, so erschien eine Deputation in der Burg und trug vor, **150** der angesehensten Bürger haben den Entschluß gefaßt, die Station bis Ofen zu besetzen und die geliebteste Landesmutter bis Wien zu tragen. Der Kaiser, auf diesen Vorschlag nicht vorbereitet, war so überrascht, daß er vor Rührung nicht sprechen konnte; er drückte dem Redner die Hand und eilte, um nicht dem Uebermaße seiner Empfindungen zu erliegen, stillschweigend in sein Gemach. Bald darauf trat der oberste Kämmerer zu der Deputation heraus und erklärte den Bürgern, wie sehr Seine Majestät durch ihren Antrag gerührt worden sei, und wenn allerhöchst Dieselben auch keinen Gebrauch davon machen, so werden Sie diesen Antrag den Wienern doch nie vergessen und heute noch Ihre Majestät die Kaiserin hievon benachrichtigen, überzeugt, daß die Freude über so große Beweise bürgerlicher Liebe und Treue viel zu ihrer Genesung beitragen werde.

Vergleicht man nun mit einem solchen Empfange nach einem unglücklichen Kriege die Aufnahme, welche Napoleon fand, als er nach den verhängnißvollen Feldzügen von **1812** und **1813** nach Paris zurück kehrte, so fühlt man gewiß den Unterschied zwischen einem angestammten Fürsten und einem durch lange Siege und vieles Glück zur Krone hinaufgekletterten Emporkömmlinge. Im Hinblicke auf die so innige Vereinigung zwischen dem Landesvater und den Landeskindern konnte man schon damals mit felsenfester Zuversicht erwarten, daß bei abermaliger Bedrohung der österreichischen Monarchie eine erhabene Steigerung der Kräfte gegen den Zwingherrn stattfinden werde. Ohne alle Bundesgenossen hatte der glorreiche Kaiser Franz gegen das Prinzip der Eroberung gekämpft und obgleich der Streit nicht glücklich endete, so ward er doch auf solche Art geführt, daß Jedermann erkannte, Napoleon wäre zum Lande hinausgeschlagen worden, wenn Oesterreich mehr Streitkräfte zu Gebot gestanden wären. In diesem Erkennen lag eine große Lehre für die Fürsten und deren Völker, ein Ansporn nie zu verzweifeln und den günstigen Zeitpunkt abzuwarten, wo sie sich gegen den allgemeinen Feind sammt und sonders würden vereinigen können.

Trotz solcher erhabener Trostgründe war aber die Gegenwart dennoch drückend schwer, und zur innern Kräftigung, zur Herstellung der zerrütteten Finanzen wie zur Ergänzung des im Kriege verloren gegangenen Materials waren Jahre nöthig. Ob nun

die Politik Napoleons der österreichischen Monarchie eine solche Frist gönnen werde, das war eine gar ernste Frage und so sehr sich die Diplomaten auch die Köpfe zerbrachen, so konnte man doch eine Bürgschaft längerer Friedensdauer nicht finden. Das, was man so eifrig suchte, schien sich aber plötzlich von selbst darzubieten, als Napoleon, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin geschieden, plötzlich um die Hand der Erzherzogin Marie Louise, erstgebornen Tochter des Kaisers Franz, warb. Mit schwerem Herzen brachte der fromme Kaiser dieses Opfer; er brachte es seinem treuen Volke und in der Hoffnung, Napoleon werde von da an mehr der Stimme des Rechts und der Billigkeit Gehör geben. Man sieht, daß der edle Kaiser als er sein geliebtes Kind dem Feinde hingab, der seine Staaten so unerhört geschwächt und so manche schöne Provinz davon losgetrennt hatte, eben so dachte, wie der Papst, der die Krönung Napoleons nur vorgenommen, um denselben wie er glaubte auf den Pfad der Gerechtigkeit zu leiten. Die beiden gefürsteten Häupter täuschten sich jedoch, denn Napoleon erkannte nach wie vor nur seinen Willen als Gesetz an.

Nach dem glücklich beendeten Kriege mit Oesterreich und nach der Vermählung mit der Erzherzogin Marie Louise stand Napoleon auf dem Gipfel der Macht und des Glückes; ja selbst der Himmel schien jeden seiner Wünsche zu begünstigen, indem er ihm am 20. März 1811 den Sohn gab, den er sich von seiner ersten Gemahlin 14 Jahre lang vergebens

gewünscht. Die Mehrzahl der Menschen staunte die Größe dieses Mannes an und nur Wenige erkannten, daß die Ueberspannung, die sich seines Geistes bemächtigt, als verderblicher Wurm an der Wurzel seines Glücksbaumes nage. Dieses Erkennen fand auch alsbald seine Bestätigung, denn ein seltsames Blendwerk der Ruhmbegierde zog Napoleon im Jahre 1812 in die Tiefen des russischen Reiches. Er wollte in Moskau Alexander den Frieden diktiren, die russische Macht auf ein halbes Jahrhundert lähmen und dann siegreich zurück kehren. Die Vorsehung aber war es, die da plötzlich mit dem Odem ihrer Allmacht den Glücksstern Napoleons anhauchte, der auf den Eisfeldern Rußlands seinen strahlenden Schimmer verlor und sich in ein blasses Gestirn verwandelte. Unter dem Gebrause der Flammen, die Moskau in Asche legten, stürzte der thurmhohe Ehrgeiz des Eroberers ohnmächtig zusammen; aufgeschreckt aus dem Kreml *) wo er in seinem Siegesübermuthe sich auf den geheiligten Sitz der Czaaren niedergelassen, floh er, von den Flammen aus den Winterquartieren vertrieben, und in der Standhaftigkeit der Russen und in der Treue dieses derben Volkes, das auf 100 Meilen weit das eigene Land verwüstete, wie durch Hunger und eisige Kälte erlag sein ungeheueres Heer.

Da Napoleon gar unzweideutig an den Tag gelegt er strebe nach der Weltherrschaft, so benützte Preußen jetzt den schnellen und außerordentlichen

*) Kaiserlicher Palast in Moskau.

Glückswechsel; es erhob sich gegen seinen Bedrücker und viele größere und kleinere Fürsten Deutschlands fanden sich bereit ein Gleiches zu thun. Auch Kaiser Franz, der mit Entrüstung und Wehmuth auf die fortgesetzten Uebergriffe seines Schwiegersohnes geblickt hatte, schloß sich, nur das Wohl seines Volkes im Auge, an Rußland und Preußen an, und als nach den Schlachten bei Lützen und Bautzen die Kriegserklärung des Kaisers von Oesterreich erfolgte, war der Völkerjubel ein unermeßlicher. Theodor Körner sang seine zum Kampfe begeisternden Lieder, die Frankenhaß und Glaubensmuth in den Herzen wach riefen. Die in den Staub getretene Nationalehre erhob plötzlich das zornerglühende Antlitz und auch der Mächtigste unter den Rheinbundfürsten, Baierns König, wendete sich von Frankreich ab und der deutschen Sache zu. Durch den Verlurst von 38,000 Baiern, die in der Schneewüste Rußlands ihren Untergang gefunden, war das baierische Volk gegen Napoleon gewaltig erbittert, während am Hofe des Königs die Königin und andere Familienglieder, besonders aber der Kronprinz, der nachmalige hochbegabte und kunstsinnige König Ludwig, dessen edles Herz für die deutsche Sache in mächtiger Begeisterung schlug und der persönlich die deutlichsten Spuren von der übeln Laune Napoleons empfunden hatte, dem französischen Bunde längst abgeneigt waren.

Da Napoleon sich nun plötzlich so ernstlich bedroht sah, beschloß er alle seine Streitkräfte um Leipzig zusammenzuziehen; er beabsichtigte Schwarzenberg

zu schlagen, ehe Blücher und die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden herankommen konnte, aber er täuschte sich auch da, denn sein Glücksstern war erloschen und die Deutschen wuschen sich mit ihrem Blute in den drei heißen Tagen der großen Völkerschlacht bei Leipzig von vieljähriger Schmach rein. Tausend Kanonen donnerten gegen einander; schon glaubte Napoleon den Sieg in den Händen zu halten und alle Glocken in Leipzig und in der Umgegend ertönten auf seinen Befehl im Siegesgeläute, als sich plötzlich das Glück des Riesenkampfes wendete. Napoleon, unter Erstaunen erkennend die Siegespalme entschlüpfe seinen Händen wie ein glatter Aal, jagte nun in gestrecktem Galop von der Tabaksmühle, wo er sich bis jetzt aufgehalten, daher und eröffnete mit 150 Kanonen ein derart Tod ausspeiendes Feuer, daß die Kaiser von Oesterreich und Rußland und der König von Preußen geboten, das nutzlose Aufopfern der Menschen einzustellen. Da versuchte Fürst Schwarzenberg, dieser glorreiche Oberfeldherr, der sein ganzes Streben dem Vaterlande geweiht, eine andere Art des Kampfes und von da an bildete die Linie der Verbündeten das furchtbare Schauspiel einer ununterbrochenen Batterie, deren Schüsse den Tod in die feindlichen Massen säeten. Zum ersten Male sah sich Napoleon in der Waffe überboten, auf deren Gebrauch er am liebsten die Entscheidung seiner Schlachten baute, und gleich einem Bergstrome, der Alles mit sich reißt, stürzte Held Blücher, immer nur sein: „Vorwärts!"

rufend, den Feind in die Flucht, der allzulange die Deutschen gehöhnt.

Napoleon hatte eine Schlacht ohne Gleichen verloren und unter dem von unzähligen Wachfeuern, brennenden Dörfern, Gehöften und Scheunen blutigroth gefärbten Nachthimmel diktirte er unfern der Windmühlen den Befehl zum Rückzuge.

Als nun am folgenden Morgen gegen 9 Uhr das russische Corps Wittgensteins bei dem Thonberge mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele, zum Angriff von Leipzig ausrückend, an den drei Herrschern vorüber zog, die von einer großen Anzahl Generäle und Offiziere umgeben waren, ergriffen der Kaiser von Rußland und der König von Preußen diese Gelegenheit dem Fürsten Schwarzenberg ihre Anerkennung seiner vortrefflichen Oberleitung der verbündeten Heere auszudrücken. Ersterer reichte ihm den russischen St. Georgsorden 1. Klasse, während Preußens Herrscher dem glorreichen Sieger den schwarzen Adlerorden an die Brust heftete und der Kaiser von Oesterreich ihm das Großkreuz des Maria-Theresienordens *) ertheilte.

Die Franzosen wurden nun vollends überall zurück geworfen und Fürst Poniatowski, der sein Roß in die Elster spornte, Rettung in der Flucht suchend, fand in den Wellen den Tod. In den Nachmittagsstunden desselben Tages, es war der 19. Oktober,

*) Eine höhere Auszeichnung kann einem österreichischen Krieger nicht zu Theil werden.

zogen die Monarchen unter dem lauten Jubel der Bevölkerung und unter dem Geläute der Glocken in Leipzig ein; mit außerordentlicher Huld empfingen sie den alten Helden Blücher, dem man so großen Dank schuldig war.

Der größte und wichtigste Sieg der Neuzeit war nun erkämpft. Unermeßlich waren die moralischen und politischen Folgen desselben, und ungeheuer war der Verlust an Streitmitteln, den die drei Schlachttage von Leipzig dem Kaiser Napoleon zufügten. **40,000** Todte und Verwundete deckten das Schlachtfeld; **7** Adler, **300** Geschütze, **100,000** Gewehre und mehr als **1000** Munitions- und Gepäcks-Wagen waren die Beute der Sieger. Die berühmtesten Generäle Napoleons waren theils todt, theils verwundet, und bei der Flucht über den Rhein verlor er noch an **15,000** Mann. Die Verbündeten folgten ihm auf der Ferse und nahmen endlich nach manchem heißen Kampfe Paris ein. Deutschland war befreit, Napoleon wurde abgesetzt, Frankreich kehrte in die Grenzen von **1792** zurück und die Sehnsucht Tirols ging nach langem Harren in Erfüllung; es kam als gefürstete Grafschaft wieder an Oesterreich.

Nun öffnete sich auch der Kerker des heiligen Vaters und von Oesterreichern und Engländern begleitet, zog Pius **VII.** in Rom ein.

Wie ein böser Geist, der nicht zur Ruhe kommen kann, kehrte Napoleon am **26.** Februar **1815** noch einmal von der Insel Elba zurück, und der Zauber seines Genies und seines Ruhmes, wie die Erge-

benheit der alten Armee und die Erinnerung an seine einstige Größe unterwarf ihm die Nation und das Land binnen 20 Tagen noch einmal. Wiederholt bestieg er den Kaiserthron Frankreichs; es griffen jedoch alle Mächte rasch zu den Waffen, und nach hundert Tagen seiner Herrschaft vollendete die Entscheidungsschlacht bei Waterloo seinen Fall. Paris wurde zum zweiten Male eingenommen und die Verbündeten verbannten Napoleon, der so namenloses Unheil über Europa gebracht, auf die im indischen Ocean gelegene Felseninsel St. Helena. Getrennt von allem Glanze, aller Größe und einstiger Macht verlebte der Unterdrücker der Nationen, der den alten deutschen Kaiserthron und die alte Reichsverfassung gestürzt hatte, nun in öder trauriger Abgeschiedenheit hier seine Tage; seine Klagen verhallten in dem dumpfen Rollen der Meereswogen, und seine Gedanken blieben bis zum Tode so hoffnungslos und düster wie die umnachteten Tiefen der See.

Als man die Befreiung Deutschlands in allen Kirchen feierte, und die Berge Tirols von einem allgemeinen Freudenjubel wiederhallten, war auch die Stube des greisen Passeirers festlich geschmückt, und wie früher brannten neben dem Brustbilde des Kaisers geweihte Kerzen. Kränze hingen auch an den Kreuzen, unter welchen die Söhne dieses wackern Patrioten in dem Kirchhofe von St. Martin ruhten, und die beiden alten Leute dankten mit gefalteten Händen Gott, daß Er sie nach so vielen Stürmen noch bis zur Wiedervereinigung Tirols mit

Oesterreich hatte leben und sie die Sonne des Friedens, die versöhnend über Europa aufging, in ihrem sanften Strahle hatte schauen lassen.

Mit dem Wiedereintritte der österreichischen Regierung fingen die bösen Folgen des Jahres 1809 zu verschwinden an, und alle jene Männer, die sich im Kampfe besonders hervorgethan, bekamen nach ihren persönlichen Bedürfnissen von der Gerechtigkeit des Monarchen Pensionen und Gnadengehalte. Die Familie Hofers blieb fortwährend ein Augenmerk des Kaisers Franz, wie auch seines Nachfolgers Ferdinand, und die Erhebung Hofers in den Adelsstand, welche schon im Lager zu Neupölla von Kaiser Franz unterzeichnet ward, ging nun auch für seine Nachkommen in Bezug auf Tirol in Erfüllung. Nachdem die Tage der Gefahr verschwunden waren, kehrte nun auch Speckbacher in die tirolischen Berge zurück. Er legte die Uniform eines k. k. Majors ab, zu welchem Range ihn die Gnade des Monarchen erhoben hatte, und wurde wieder, was er gewesen — Bauer in Rinn. War auch durch die Drangsale, die er erlebt, die Kraft seines Körpers gebrochen, so blieb ihm doch die Frische des Geistes bis zum letzten Pulsschlage seines treuen Herzens.

Nach dem Sturze der französischen Herrschaft ward Hofers Grab in Mantua die Stätte, welche nicht bloß die Tiroler, sondern auch alle Reisenden besuchten, und an der selbst Kaiser Franz dem gefallenen Kämpfer eine Thräne der Dankbarkeit widmete. Im Jahre 1823 brachte man die Gebeine

Hofers nach Innsbruck und setzte sie unter der lebhaftesten Theilnahme des zusammenströmenden Volkes in der Franziskanerkirche bei. Eilf Jahre später erhob sich über der Gruft des einstigen Oberkommandanten von Tirol durch Kaisergunst ein herrliches Denkmal, und demselben gegenüber ließen die tirolischen Stände ein anderes aus Marmor zum dankbaren Andenken an alle gefallenen Landesvertheidiger errichten, bei dessen Einweihung der Kapuziner Haspinger, der heutzutage noch in Unterdöbling bei Wien seinem geistlichen Berufe lebt, persönlich erschien. Diesen so eifrigen Kämpfer für das Vaterland pflegt nun als Haushälterin eine Tochter seines unglücklichen Freundes, des Patrioten Wallner, der, nachdem ihm die Flucht nach der Kaiserstadt gelungen, daselbst im Hospitale verschied. Wohl ist aus dem Kapuziner, dem von den Feinden einst so sehr gefürchteten Rothbart, nun ein hochbetagter Greis geworden, die Liebe und Treue zum Hause Oesterreich lebt aber ungeschwächt in seinem Herzen fort.

In dem Zeitraume von 1816 bis zum Tode des Kaisers Franz waren es größtentheils innere Bewegungen, welche die vorsorgliche Thätigkeit des Wiener Kabinets in Anspruch nahmen, denn statt die Bundesakte zu studiren, um genau zu wissen, was sie verhieß, ergingen sich geistreiche Männer, die nun aber mit Recht vergessen wurden, in Deklamationen, daß die Fürsten ihr Wort nicht gehalten, indem man einzelne unverbürgte Reden dieses oder jenes Staatsmannes für heilige Zusagen ihrer Sou-

veraine ausgab. Solche phantastische und lügenhafte Deklamationen fanden unter der Jugend, die zum Theil den Befreiungskrieg mitgekämpft, einen gar empfänglichen Boden und vom Dünkel überkommen sah sich dieselbe berufen die Welt nach allen Seiten hin zu verbessern. War nun dieses Luftschloß, von seichtem Wissen und bei einem Mangel jeder praktischen Erfahrung in das Blaue hineingebaut, recht komisch anzuschauen, so hatte es andererseits doch auch eine furchtbar ernste Seite, denn was sollte aus Deutschland werden, wenn man auf allen Universitäten Jahr für Jahr revolutionäre Grundsätze der Jugend einimpfte, deren Beruf es ist die ersten Stellen in Staat, Kirche und Heer einst auszufüllen. Millionen von Menschen und mehrere tausend Millionen Geldes mußten geopfert werden, um in Frankreich das bluttriefende Gespenst — die Revolution — zu besiegen und nun sollte man dulden, daß dieses mordlustige Ungethüm auf den Universitäten Deutschlands gepflegt, vollständig erzogen und so lange ausgebildet werde, bis die geheimen Lenker den Stand der Dinge für reif zum Ausbruche erkennen. Eine schwere Sünde war es, daß man damals die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrte Jugend, während sie den Vorlesungen über die Landesgesetze beiwohnte, auf den Sturz eben dieser Gesetze vorbereitete. So gewiß als zwei mal zwei vier macht, ist die Jugend für alle Eindrücke empfänglicher als das Alter und eben deßhalb fällt eine furchtbare Verantwortung auf Jene, die derselben falsche

und verderbliche Ideen vermittelst täuschender Schönrednerei beibrachten.

Treu dem Grundsatze: Gerechtigkeit in allen Verhältnissen zum Auslande und Schutz alles zu Recht Bestehenden, trat nun der glorreiche Kaiser Franz, wie früher gegen das Prinzip der Eroberung jetzt gegen solche staatsgefährliche Ideen in die Schranken, die das, was zu Recht bestand, umzustürzen drohten; er war ein unermüdeter Arbeiter in seinem großen Berufe und die häufigen Regierungsreisen, die er in die Provinzen unternahm, waren recht eigentlich Regierungsreisen, um an Ort und Stelle zu untersuchen, was zu verfügen nöthig war. Alle Theile seiner ausgedehnten Monarchie kannte dieser glorreiche Monarch auf das genaueste und zwar nicht allein das Land und die Verfassung, sondern auch die hervorragendsten Menschen. Seine Erholungen von den schweren Regierungsgeschäften bestanden nur in solchen Freuden, die den Geist erheben, im Betrachten und Durchforschen der Natur und der Kunst; die Leutseligkeit des Kaisers, seine Herablassung gegen den Geringsten seines Volkes, wie die edle Sprache, die er redete, und die Mildthätigkeit gegen Hilfsbedürftige kann niemals übertroffen werden.

An dieser Stelle kann ich mich nicht enthalten einen frommen Zug des so edeln Monarchen zu berühren. Es war im Jahre 1832 als Kaiser Franz, nur von einem Begleiter gefolgt, im einfachen schlichten Gewande einen Spaziergang durch die Straßen des bei Wien gelegenen Städtchens Baden machte. Weder Orden noch Stern schmückten seine Brust, und

doch erkannte ihn Jeder aus dem Volke. Silberweiß war sein Haupthaar, bleich seine Wange, denn das Unglück, das ihn hart erprobt, hatte zwar sein Herz frisch und unversehrt gelassen, die Kraft des Körpers aber hatte es zerstört. Als nun Jeder vor dem frommen Antlitze des Monarchen tief sich neigte und leise ein: „Gott erhalte ihn" sprach, kam dem Kaiser ein ungewölbter, roh gezimmerter Sarg ganz ohne Geleite entgegen. Keine barmherzige Seele folgte dem Todten — kein Auge weinte ihm eine Thräne nach.

Da ergriff es den guten Kaiser gewaltig; eine Zähre rann auf seine bleiche Wange nieder, er nahm den Hut vom silberweißen Scheitel und zu seinem Geleitsmanne gewendet, sagte er indem er auf die Bahre deutete: „Da Niemand diesem einen meiner Kinder den letzten Liebesgang erweist, so wollen wir diese fromme Pflicht erfüllen." Als der Kaiser so gesprochen, schritt er und sein Begleiter unbedeckten Hauptes hinter der Bahre her und als das Volk das sah, nahm Jung und Alt den Hut vom Kopfe und zwei an zwei gereiht mehrte sich von Sekunde zu Sekunde die Zahl Derer, die dem vorhin unbeachteten Todten nun die letzte Ehre erwiesen. Es ward ein Leichenzug als ob man einen Fürsten zu Grabe trage.

Als man die Bahre, die so ärmlich war wie das Gewand des Todten, der in ihr von den Leiden dieser Welt ausruhte, hinabsenkte in die Erde, sprach der Kaiser in stiller Andacht ein Gebet, dann schritt er, gesegnet von dem Volke und einer edeln That im Herzen sich bewußt hinaus, aus der Stätte der ewigen Ruhe.

Zwei Jahre und einige Monate später beschloß der Herr über Leben und Tod den großen Kaiser von dieser Welt in die Verklärung der Seligen abzurufen. Bei der Nachricht, Vater Franz liege hoffnungslos darnieder, bleichte der Schreck die Wangen des Volkes. In der St. Stephanskirche ward das Allerheiligste ausgesetzt und während die öffentlichen Gebete um Rettung des Landesvaters begannen, strömten Tausende von Menschen nach der Burg um dort zu erfahren, wie sich der Kranke befinde, von dessen Schmerzenslager die edle Kaiserin keinen Augenblick mehr wich. Am 25. Februar nahm Kaiser Franz das heilige Abendmahl und nach heftiger Steigerung der Krankheit am 1. März die letzte Oelung. Die Kräfte des hohen Leidenden verminderten sich nun sichtlich und selbst der matteste Schimmer der Hoffnung auf Erhaltung seines so theuern Lebens erlosch. Als der Zeiger der Uhr gegen Mitternacht vorrückte, ließ der Kaiser seine Kinder und Brüder in das Sterbezimmer treten, welchen er, nachdem er zuvor inbrünstig gebetet, seinen Segen ertheilte. Hierauf erhob er die Hände zum Himmel und sprach mit innigem Gefühle die tief ergreifenden Worte: „Ich beschwöre euch, meine Theuern, die ihr mich hier sterben sehet, gedenket dieses Augenblickes; seid fromm und einträchtig und der Himmel wird euch segnen!"

Während sich nun der Schmerz der um den frommen Kaiser versammelten in leisem Schluchzen zu erkennen gab, versank der Monarch in große Schwäche und als er sich bald darauf wieder erholte, ließ er den

ältesten Sohn des Erzherzogs Franz Carl, seinen lieben Enkel, vor sich rufen. Als der damals kleine Franz Josef, der jetzige Beherrscher Oesterreichs, an das Bett seines sterbenden Großvaters trat, legte ihm der die schon erkalteten Hände auf den zarten Scheitel und segnete ihn, ein Gebet über dem knieenden Kinde sprechend. Als er so gethan, legte er seinem Bruder, dem Erzherzog Palatin, das Wohl Ungarns ans Herz, worauf man die Thüre des Sterbezimmers öffnete, damit nach herkömmlicher Sitte der ganze Hof Zeuge von dem Hinscheiden des Landesvaters sei. Um zwölf drei viertel Uhr vom 1. zum 2. März athmete der Sterbende zum letzten Male; er verschied in den Armen seiner tief gebeugten Gemahlin und seine reine Seele kehrte zum Allvater zurück. Wie von dem hohen Kranken wich die Kaiserin Karoline Augusta von Baiern auch nicht von der ihr so theuern Hülle, und jetzt noch spendet diese hohe fromme Frau, als Kaiserin Mutter, ein rettender Engel der Armen und Nothleidenden, ihre gottgefälligen segensreichen Thaten. Durch ihre liebevolle Fürsorge entstand in neuester Zeit eine Anstalt zur Bewahrung der Säuglinge und kleiner Kinder, durch welche unzählige hilflose Wesen, die verlassen sonst dem Elende und dem Laster verfallen würden, körperlich und geistig gerettet werden, und Jeder, der die edle Frau als wahre Mutter, im Kreise der Kleinen wirkend, erschaut, segnet sie im Stillen und spricht ein leises: „Gott erhalte sie!"

Während nun das tief gebeugte Volk täglich in der Hofburgpfarrkirche, woselbst der entschlafene große

Kaiser im offenen Sarge auf seinem von Wachskerzen umstrahlten Schaubette lag, durch Thränen und Gebete die gepreßten Herzen sich zu erleichtern suchte, ließ der neue Herr der österreichischen Monarchie, Ferdinand I., nachstehende Stelle aus dem Testamente des höchst seligen Kaisers, seines erlauchten Vaters, bekannt machen; sie lautet: „Meine Liebe vermache Ich Meinen Unterthanen. Ich hoffe, daß Ich für sie bei Gott werde beten können und Ich fordere sie auf zur Treue gegen Meinen legitimen Nachfolger, so wie sie Mir dieselbe in guten und schlimmen Tagen bewiesen haben. Ich sage Meiner treuen Armee Meinen herzlichen Dank für die Dienste, welche sie Mir erwiesen und durch welche sie Meinen Thron erhalten hat. Ich fordere sie auf, Meinem Nachfolger diese Treue und Anhänglichkeit immerfort zu beweisen. Allen Staatsdienern, die Mir gut dienten, bezeige ich hiemit Meinen Dank."

Dieses kaiserliche Vermächtniß des nun in der Kapuzinerkirche ruhenden erhabenen Fürsten erschütterte die Herzen aller Landeskinder und heutzutage noch wallen alljährlich am Allerseelentage, wo sich die unterirdischen Gruftgewölbe erschließen, ergraute Patrioten nach der Schlummerstätte, wo die Asche des unvergeßlichen Herrschers ruht.

Der Nachfolger des Hingegangenen blieb der väterlichen Weisung — zu regieren aber nicht zu ändern — getreu und als man wieder die eiserne Krone zu Monza hervorholte, die so viele deutsche Kaiser getragen, und Ferdinand über die Alpen ging, um sich in

dem altverherrlichten Mailand mit der Krone der Lombarden, mit der italienischen Königskrone, womit Carl der Große und die Hohenstaufen-Kaiser gekrönt worden waren, feierlich krönen zu lassen, wurde eine Amnestie für die politischen Verbrecher in der Lombardei und Venedig auf allerhöchsten Befehl bekannt gemacht. Dieser Akt kaiserlicher Herzensgüte trug jedoch in Italien nicht die gewünschten Früchte, nicht die der Dankbarkeit, und gerade von der Stadt aus, welche die Krönung Ferdinands geschaut, spannen sich die Fäden einer geheim gehaltenen Verschwörung über die ganze Provinz aus. Tief verstrickt in dieses Treiben waren selbst die Höchsten und Angesehensten und nur die Bauern, die sogenannten Coloni, hingen, eingedenk des Schutzes, den sie oft schon von Seite der Regierung erfahren, größtentheils dieser an.

Während nun der herzensgute, arglose Kaiser in väterlicher Milde regierte, die in Handel und Gewerbe eingreifenden Maßregeln begünstigte, die Dampfschifffahrt vermehrte und verbesserte und Eisenbahnen nach allen Richtungen hin erstehen ließ, fingen die italienischen Journale plötzlich an, ihren Haß gegen Oesterreich kund zu geben. Die Umsturzpartei in Italien hatte nämlich durch den geheim gehaltenen aber so gut als entschiedenen Beitritt Carl Alberts eine Armee und einen Feldherrn gefunden und die Krone, die dieser trug, sollte über die unreine Sache einen blendenden Glanz ausstrahlen. Zu dieser materiellen Macht, über welche Diejenigen, die längst im Finstern ihre Fäden gesponnen, nun geboten, trat plötzlich durch

die Erwählung des neuen Papstes Pius IX. der höchste moralische Einfluß und die von Rom ausgehenden Reformen drohten den fast 2000 Jahre unerschütterlichen Felsen Petri plötzlich in einen Vulkan zu verwandeln. Freilich meinte es der milde und aufgeklärte Sinn des heiligen Vaters ganz anders; nur bessern und ergänzen, was am weltlichen Regimente des römischen Staates morsch geworden, wollte dieser geistbegabte Kirchenfürst; durch Versöhnung wollte er die schwüle Aufregung besänftigen und den unbegrenzten Freiheitsschwindel auf ein richtiges Maß zurückleiten. Dahin strebte die Absicht Pius IX. und nur deßhalb allein verlieh er Institutionen, wie Rom sie früher nie gesehen, nie gekannt.

Furchtbar enttäuscht wurde aber diese edle Absicht des heiligen Vaters und Entrüstung und Abscheu mußte sein Herz erfüllen, als er später erfuhr, die Partei des Umsturzes breite seinen reinen Bestrebungen jene verderblichen unter, an welchen sie selbst zum Unglück der Menschheit nimmermüde spann. In ihrem nichtsdurchbohrenden Gefühle hatte diese finstere Partei die Stirne, das Oberhaupt unserer heiligen Kirche, den römischen Papst, der das Prinzip der Versöhnuug in so frommem Sinne walten lassen wollte, zum Hohenpriester der Revolution zu stempeln. In frömmelnden Deklamationen erklärten gleißnerische Schönredner, Pius IX. sei es gelungen die Religion mit der Freiheit zu vermählen; die Begeisterung des irre geleiteten Volkes steigerte sich zum Cultus des Wahnsinns. Selbst der wildeste Atheist, in dessen

Herz längst der Glaube und die Liebe zu Gott wie die Hoffnung auf ein Jenseits erloschen war, schwärmte plötzlich für den Papst, froh einen mächtigen Hebel für seine unheilvollen Pläne gefunden zu haben, welchen er natürlich bei gelegener Zeit mit Hohn wieder fortzuschleudern gedachte, wie es auch später in blutigem Ernste geschah.

In diesem Mißbrauche des frömmsten heiligsten Gemüthes und der edelsten Absicht liegt eine erschütternde Lehre und nichts charakterisirt die Regierungsfeinde mehr als dieser unerhörte schlechte Streich. — — —

Die Kunde von solchen Umtrieben veranlaßte endlich das Wiener-Kabinet einigen Ernst zu zeigen, wozu auch die Kriegsrüstungen in Sardinien das Ihrige beitrugen, und Radetzky, dessen scharfer Blick die Revolution bereits als eine vollendete Thatsache erkannt hatte, machte in einem an die Armee erlassenen Befehl den Entschluß des Monarchen kund, welcher dahin ging, die venetianischen Provinzen gegen jeden Angriff, woher derselbe auch kommen möge, zu vertheidigen. Diesem kaiserlichen Entschlusse fügte Radetzky die Worte bei: „Noch ruht der Degen fest in meiner Hand, den ich durch 65 Jahre mit Ehre auf so manchem Schlachtfelde geführt. Möge man uns nicht zwingen die Fahne des Doppeladlers zu entfalten, die Kraft seiner Schwingen ist noch nicht gelähmt." Eine solche Ansprache, von dem greisen Feldherrn ausgehend, gab dem Soldaten in Mitte der Kundgebung

des tödtlichsten Hasses das Selbstvertrauen zurück und machte seinen Muth geradezu unerschütterlich.

Während die Meuterer den Helden-Greis nun wirklich zwangen das Banner des Doppeladlers auf italienischem Boden zu entfalten und zu zeigen, wie fest und unüberwindlich sein mit Ruhm bedeckter Degen in seiner Hand ruhe, brauste der verheerende Sturm, der gleich einer Epidemie plötzlich in die Zeit gefahren, von allen Richtungen über die Grenzen der österreichischen Staaten herein und erfaßte selbst das wegen seiner Treue altehrwürdige Wien. „Nur ein Deutschland, kein Oesterreich mehr!" das war die Losung der tobenden Massen, und während die Studenten in Wien bei der von den Barrikaden wehenden schwarz-roth-goldnen Fahne sangen: „Was ist des Deutschen Vaterland ꝛc." und für Italien, Ungarn und Böhmen schwärmten, wo überall die Fackel des Aufruhrs hell aufloderte, ertönte in Oesterreichisch-Italien der Ruf: „Tod den Deutschen!" der Magyar zückte gegen die Deutschen die Waffe, und der Czeche ließ keine Kraftanstrengung unversucht die Oberhand über jene zu gewinnen. Tage der Schmach dämmerten nun über die Mauern Wiens herein; selbst der Ehrfurcht gebietende Dom von St. Stefan ward mit Blut befleckt und wäre damals der in der Gruft der Kapuzinerkirche ruhende Kaiser Franz erstanden, er hätte Wien, wo seinem letzten Willen so übel Rechnung getragen wurde, gewiß das finstere Gesicht eines erzürnten Vaters gezeigt.

Mit Abscheu wendete sich da Kaiser Ferdinand

von der entarteten Hauptstadt und am 18. Mai des ewig denkwürdigen Jahres 1848 erwachte Wien mit seinen der Herzensgüte des Monarchen abgenöthigten Errungenschaften, Legionären, Arbeitern und Proletariern; es erwachte mit allen seinen Verbündeten aber — ohne seinen kaiserlichen Freund; er hatte sich unter den Schild Oesterreichs, in die Berge Tirols begeben, dessen Liebe und Treue zu dem angestammten Regenten sich auch jetzt, während die Wellen der Empörung ganz Europa in's Wanken brachten, so unerschütterlich bewiesen, wie seine Felsen.

Nun tollte die wilde Gährung fort, das Antlitz der Gnade schien sich von Wien abgewendet zu haben und heftiger als jemals zogen die Blätter des Aufruhrs gegen den Adel zu Felde. Nichts wurde unterlassen, um demselben seine Stellung so peinlich als möglich zu machen, zum Glücke bot sich aber demselben eine edle reine Freistätte, das kaiserliche Heer in Italien. Unter den Fahnen des Helden-Greises Radetzky sammelte der österreichische Adel seine Blüthe; einen schönern Streit kämpfte er dort als gegen die Verläumdungen der Regierungsfeinde und mit seinem Blute schrieb er sich das Zeugniß der Vaterlandstreue, das man ihm zu Hause vorenthielt; er schrieb es sich auf dem Boden, wo die anwesenden Erzherzoge Franz Josef — der nunmehr regierende ritterliche Kaiser — und Albrecht sich persönlich allen Gefahren des Kampfes aussetzten und durch ihr leuchtendes Beispiel den Muth und die Zuversicht der Truppen belebten.

Während so die Stürme gährten und man sich, um das Ganze wieder zu kräftigen, um einen festen Hord umsah, richtete das verjüngte Deutschland die Blicke auf den wegen seiner hohen Bürgertugenden allverehrten Erzherzog Johann, der, als nach dem Sturze Napoleons die Sonne des Friedens wieder den Fürsten und den Völkern lächelte, nur seinem Familienkreise und der Beglückung des Volkes gelebt. Es entriß diesen edeln Fürsten seinem Stillleben und am 12. Juli erschien er, der allgemeinen Wahl Rechnung tragend, als Reichsverweser in Frankfurt; der edle Mann fand aber nur ein kleines Geschlecht. Das deutsche Volk war noch keineswegs, wie es wähnte, zur Souverainität reif und der schlichte Erzherzog sah bald ein, daß seine Stellung eine unmögliche sei, denn auf geradem Wege war nichts durchzuführen, und um das Volk durch Luftgebilde zu täuschen, war er zu ehrlich und zu viel Christ. Still und prunklos, wie er auf den Schauplatz getreten, verließ er ihn wieder und kehrte nach Oesterreich zurück, um dort zu schaffen, was ihm in Frankfurt zu schaffen nicht vergönnt war: das Glück des Volkes. Hier wirkt er nun noch heutzutage am Abende eines von den reinsten Tugenden durchflochtenen Lebens segensreich und gesegnet von Allen.

Mittlerweile rückte auch in Wien der Tag der Befreiung von dem Uebel für die Einen, und der der Vergeltung für die Andern immer näher, und während die Häupter der Revolution die Köpfe treuer Regierungsanhänger bereits auf Proscriptions-

listen in der Tasche trugen und unter den Parteihäuptern selbst, die sämmtlich nach den Zügeln der neuen Herrschaft strebten, Streit und Verrath sich entspann, ward Wien durch die Truppen erstürmt und die vorrückenden Ungarn von dem Ban von Kroatien zurückgeworfen. Kanonenblitze zuckten, Feuersbrünste wütheten, Rauchwolken qualmten auf, und durch den Donner der Geschütze und das Geläute der Sturmglocken klang schauerlich der Waffenlärm. Eine unermeßliche Bewegung wälzte sich durch alle Vorstädte und wilde Kämpfe durch alle Gassen hin. Das war Wien am **28.** und **29.** Oktober **1848.**

Einen Monat später, am **2.** Dezember, gelangte Franz Josef durch die Thronentsagung seines Oheims und durch die Entsagung der Thronfolge seines Vaters, der Oesterreich einen thatkräftigen Kaiser in der Blüthe des menschlichen Lebensalters geben wollte, zur Regierung. Der Segen seines in der Gruft ruhenden glorreichen Großvaters hatte Franz Josef zum Heldenthume gestählt und gehärtet; dieser Segen und die Fürbitte des verklärten Kaisers bei Gott für seinen erhabenen Enkel hatte diesen beschützt auf den Schlachtfeldern Italiens und Ungarns; beschützt, als er in Raab, während die Trommeln wirbelten, die Hörner zum Sturme riefen, und die Brücke und die Häuser brannten, auf schnaubendem Rosse durch die brennende Lohe und durch den Kugelregen jagte, muthig für seinen Thron kämpfend. Ihm ward nun die große Aufgabe, in das Vernunftlose das Vernunftge-

mäße, in die Anarchie das Gesetz zu bringen und die Hoffnungen alle, die Oesterreich auf seinen ritterlichen Kaiser setzte, übertraf dieser in dem kräftigen und segensreichen Entfalten seines Willens.

Wie in Italien der Held Radetzky, dieser Feldherr von Eisen, der mit dem Schwerte den Frieden diktirte, die Piemontesen schlug und den Stolz Carl Alberts demüthigte, so brach auch an der Donau der Uebermuth des magyarischen Adels morsch zusammen; das blutige Spiel endete und die Revolution, die zuletzt nur noch durch Täuschung und Betrug ein Scheinleben fortgeschleppt, ging wie Alles, was sich auf Lüge stützt, unter. Der hochverrätherische Agitator hatte sich mit den ungarischen Kroninsignien *) geflüchtet und die übrigen Häupter des Aufruhrs waren in alle Welttheile zerstreut. Rathlos stand nun das Volk; es schwankte zwischen dem Gefühle des Rechts, das durch die Worte des wegen seines Rednertalentes angestaunten Führers so sehr erschüttert

*) Am 8. Sep. 1853 dem Tage der heil. Maria Geburt wurden eine kleine Stunde außerhalb Alt-Orsova unter dem Allionberge auf dem romanen-banater Regimentsboden nächst der wallachischen Chaussée die königlich ungarischen Kroninsignien, die der Agitator hier vergraben, wieder vorgefunden. In festlichem Zuge und unter dem Jubel des Volkes brachte man sie nach Wien, und als daselbst der Monarch sie besichtigt nach Ofen in die Schloßkapelle, wo nun treue Hüter sie bewachen. Nach dem Willen des Ewigen, der das Werk der Lüge haßt, mußte die Erde wiedergeben, was der Verrath in ihr verborgen.

worden war, und zwischen dem Wahne der Irrlehren.

Da machte sich Franz Josef auf, und zog in das erschütterte Land und zu dem eingeschüchterten Volke; nicht als strafender Herrscher, sondern als Vater erschien er plötzlich in dem Kreise der zwischen Furcht und Hoffnung Schwankenden und vollendete, nachdem die Empörer durch den eisernen Arm des Krieges gezüchtigt waren, die Eroberung, indem er selbst die Friedenspalme in das Lager der ihm Entfremdeten trug.

Das Volk instinktmäßig zum Rechten sich wendend, erfaßte die hohe Bedeutung dieses so gnädigen Besuches. Wieder donnerten die Kanonen, wieder wehten die Fahnen, wieder fuhren die Schwerter aus der Scheide, es geschah aber dießmal um den Kaiser zu ehren. Hin zu seinen Füßen stürzte das enttäuschte Volk und bewies so thatsächlich, den selbstsüchtigen Feinden des Kaiserhauses sei es nicht gelungen in ihren Herzen die alte Treue und die Liebe zu dem angestammten Herrscher zu vertilgen.

Als nun Franz Josef, nachdem er einen so schönen rührenden Sieg über ein noch jüngst in wildem Aufruhre begriffenes Volk errungen hatte, durch die mächtige Triumphpforte am Praterstern nach Wien zurück kehrte, war die Begeisterung für den ritterlichen Monarchen eine unaussprechliche; die Kanonen donnerten ihm den Willkommsgruß entgegen, und von den Thürmen, wo die siegreichen kaiserlichen Banner im Winde trieben, ertönte das Geläute aller Glocken.

Da drängte den Kaiser, der durch die festlich geschmückten Straßen zog, sein dankerfülltes Herz in das Gotteshaus, hin zu den Stufen des Altars. Der ehrwürdige Oberhirt segnete ihn mit dem allerheiligsten Sakramente, worauf der Monarch, von dem Jubel seines Volkes begleitet, in die Burg seiner Väter heimkehrte. Es war wieder ganz das alte Wien, und kaum war die Sonne am Horizonte erloschen, so leuchtete die Herrlichkeit der Majestät in flammender Schrift aus der in ein glänzendes Lichtmeer verwandelten Residenzstadt; inhaltsvolle Worte verkündeten die hohe Bedeutung des Tages, das aber, was nun im Herzen des ganzen österreichischen Volkes lebt: „Kaiser Franz Josef über Alles!" strahlte tausendfach gestaltet und geformt überall aus der prachtvollen Beleuchtung hervor.

Sechs Monate später folgte diesem Tage allgemeiner Freude, wo sich die Liebe und die Treue zu dem erhabenen Sieger über die Herzen seiner Völker in einem seltenen Jubelsturme kund gab, ein Schreckenstag, der 18. Februar 1853. Ich erwähne dieses für ewige Zeiten in der Geschichte der altehrwürdigen Kaiserstadt gebranntmarkten Tages nur, weil er uns den Segen des in der Gruft ruhenden Vaters Franz über dem geheiligten Haupte seines glorreichen Enkels, unseres Monarchen, und dessen Fürbitte bei Gott in so rührender Wirksamkeit zeigt, und weil er uns zugleich aus dem Lorbeerkranze, der die Stirne Franz Josefs umgrünt, einen unvergleichlich schönen Zweig spendet, den das Herz des

edeln Sohnes auf die Lebenswege seiner erhabenen Mutter streute. Kaum hatte sich nämlich der Streich, der den Kaisermord beabsichtigt, an dem Schilde der schützenden Vorsehung gebrochen, so rief Franz Josef, blutend und das Antlitz von plötzlicher Ueberraschung der so drohenden Gefahr gebleicht, dem zusammenströmenden Volke zu, das in Entrüstungsaufschreien über die schwarze That sich erging: „Erschreckt nur meine Mutter nicht! Ich theile nur das Schicksal meiner braven Soldaten in Mailand."

Als Verrath die geheiligten Rechte seiner Krone angriff, zog Franz Josef das Schwert und bewies, indem er sich persönlich den Gefahren der Schlachten aussetzte, er sei ein ritterlicher Held, und als er die Worte: „Erschreckt nur meine Mutter nicht," gleich nach erhaltener Wunde, ganz auf sich selbst vergessend, sprach, zeigte er, er sei ein guter Sohn, während sein erster Gang nach der Genesung hin zur Kirche zum heiligen Sakramente dem Volke erkennen ließ, sein Kaiser sei ein wahrer Christ.

Neben dem Christenthume und dem Rechte, aber gleichfalls in beiden wurzelnd, ist das System des politischen Gleichgewichtes eines der wesentlichsten Schutzmittel, damit unser Welttheil vor Zerrüttungen bewahrt werde, und auch hier zeigte Oesterreichs weiser Herrscher, daß er an dem unwandelbaren Grundsatze: Gerechtigkeit in allen Verhältnissen zum Auslande und Schutz

alles zu Rechte Bestehenden, durch welchen die österreichische Monarchie zu ihrem jetzigen Umfange gelangte, und der als Erbtheil von dem Hause Habsburg auch auf ihn überging, unerschütterlich festhalte.

Mit solchen Herrschertugenden ausgerüstet, wird der sichtbar von Gott beschützte Monarch, in welchem frommer Glaube, Kraft und Milde, Scharfblick und Thatenentschlossenheit sich so herrlich vereinen, sein durch Erfahrung geläutertes und in Treue ihm zugewendetes Volk sicher durch alle Stürme führen. Als neu belebenden Puls in Mitte ermüdender Regierungsgeschäfte ließ die Vorsehung unserm glorreichen Kaiser einen holden Stern aufgehen, damit, wenn Wolken den Thron umziehen, derselbe einen sanften erheiternden Strahl in die Brust Franz Josefs ausgieße, in jene Brust, wo ein großes Herz, Seelenverwandtschaft erkennend, frei nach seinem Zuge wählte.

Elisabeth, die anmuthsvolle, geistbegabte Tochter des edeln kunstsinnigen Herzogs Maximilian von Baiern, dieses wahren Vaters aller Armen und Bedrängten, der schon so zahllose Thränen getrocknet, und dessen ganzes Leben Züge des Edelmuthes und erhabene Poesien durchwehen, sie ist dieser Stern, der in dem Sinne des Kreuzes, das auf der Zugspitze sich in die Wolken taucht, Oesterreich und Baiern an der Grenzscheide zugleich segnend, über den beiden durch die innigsten Bande des Blutes vereinigten Länder strahlen wird.

Wo unter einem Thronhimmel solche Sterne leuchten, wie Franz Josef nnd Elisabeth, hat das beglückte Volk allen Grund zum heiligsten Vertrauen und zur innigsten Liebe. Wie auf Oesterreichs frommen ritterlichen Kaiser wird auch auf Elisabeths Scheitel der Segen des nun in der Gruft ruhenden Vaters Franz beschirmend übergehen und mögen auch Gewitter von Ferne her kommen und wie früher den Doppeladler bedrohen, so werden ihre Blitze an der Treue des österreichischen Volkes und an dem verkörperten Sinne des kaiserlichen Wahlspruches: „Viribus unitis" auf eine Wetterscheide stoßen, die ihre Kraft bricht und ihr drohendes Gewölke zertheilt.

Inhaltsverzeichniß.